Leopold Komperts sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe, sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Zehnter Band.

Inhalt: Kleine Schriften.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Inhalt.

Vorbemerkung.

Aus der Fülle verstreuter Zeitungsartikel und ungedruckter Skizzen habe ich für diesen Band eine Auswahl getroffen, die das Bild von Leopold Komperts literarischem Schaffen nach zwei Seiten hin ergänzen soll. Einmal soll die Entwickelung des Dichters vom ethnographischen Schilderer zum psychologisch interessierten Novellisten durch entsprechende Proben illustriert werden; dann aber soll der Journalist Kompert, vor allem der einflußreiche Kritiker des Burgtheaters zum Worte kommen. Eine Auswahl aus seinen wenig zahlreichen Gedichten steht wohl nicht ganz unpassend an der Spitze, einige Gelegenheitsreden, die den Moment zu überdauern wert scheinen, haben unter den Aufsätzen Platz gefunden. Der stille Schilderer der „Gasse" erscheint in diesem Bande oft mitten im Leben der Großstadt, auch hier aber mild und liebenswert, ein treuer und guter Mensch.

Wien, im Juli 1906.

Stefan Hock.

Gedichte.

Jahrzeit.

Wohl hat die Mutter, als sie schied,
Der Kinder keins um sich gesehen.
Ihr Leben mußte wie ein Lied,
Dem niemand lauscht, verwehen!

Die Seele mochte klagend ziehn,
Wollt ihre Fittiche nicht regen —
Ich, der ich war ihr Benjamin,
Vernahm nicht ihren letzten Segen!

O, dies Geschick! Von dir so fern
Lebt ich in Taumel und Zerstreuung,
Indes du, meiner Tage Stern,
Eingingst in deines Gotts Befreiung.

Und Jahr auf Jahr verrann, verblich;
Da trugen uns der Sehnsucht Flügel
Zur Heimat hin. Es einten sich
Die Kinder um der Mutter Hügel.

„Was drängt dich heim?" „Wie kamest du?"
Verschieden klangen so die Fragen.
„Zur Jahrzeit nach dem Ort der Ruh
Hat mich mein Herz hierher getragen."

O tief geheimnisreicher Drang,
Tief innrer Ahnung süßes Bangen!
Wie unsichtbarem Glockenklang
Waren wir Kinder nachgegangen.

Dann lasen wir in Zions Laut
Die frommen, heiligen Gebete,
Voll gläub'ger Andacht, lind und traut,
Wie ich im Leben niemals flehte.

Nun laßt uns unsr Straße ziehn!
Leb' wohl, o Stätte, du geweihte!
Ich fühl's, wie deinen Benjamin,
O Mutter, deine Nähe feite.

Mein Bruder, willst du links? Ich muß
Zur Rechten meine Schritte lenken.
Auf diesen Stein noch einen Kuß!
Leb' wohl! Auf treues Deingedenken!

Mein Bruder links, ich rechts! Es kann
Die Heimat fassen nicht die Brüder.
Noch eine Träne niederrann, —
Wann kommen wir zur Jahrzeit wieder?

In der Nacht.

(1841.)

Wie wir so traulich wallen
In heimlich nächt'ger Ruh!
Du sagst, den Sternen fallen
Bereits die Augen zu.

Sei nicht so still und düster!
Mein Mädchen, sieh' dich um!
Wir stehn, geweihte Priester,
In einem Heiligtum.

Ich will zu dir jetzt reden
Als ein Hierophant.
Der Mond spann mir die Fäden
Zum heiligen Gewand.

Mein Herz ist ohne Makel
In dieser sel'gen Stund',
Ein sinniges Orakel
Spricht jetzt durch meinen Mund.

Mein Kind, es ist der Nachtgeist
Ein Wesen wundersam,
Wer ihn der Liebe Wacht heißt,
Dem ist nicht fremd sein Nam'.

Leg' an den Strom des Lebens
Die Hand, mein Mädchen, her!
Fühlst du den Sturm des Lebens?
Wie leise ebbt das Meer!

Zum Nachtgeist laß uns beten,
Daß er bewahrt uns hat
Vor frevelndem Zertreten
Der Unschuld heil'ge Saat.

Dem Nachtgeist laß uns danken!
Beug' in den Staub dein Knie,
Daß wir nicht sterbend sanken
In Herzensagonie! — —

Wie wir so traulich wallen
In nachtgeheimer Ruh —
Du sagst, den Sternen fallen
Bereits die Augen zu —

So laß uns sein geschieden.
Dem Geiste sei vermacht
Des Traumes goldner Frieden!
Nun gute, gute Nacht!

Für mich und Mimi.

(März 1864.)

Und hätt' ich niemals noch gefleht,
Heut will's mich aufwärts tragen.
Ein kindlich inniges Gebet
Will ich dem Vater oben sagen.

Für alles Gute sei dir Dank
Und Dank für deiner Fügung Walten!
Wem schulden wir's, daß es gelang,
Was du uns gnädig mögst erhalten?

Schick' deinen lichten Boten aus,
Ihn mit den duftumwehten Schwingen,
Die, wo er eintritt, jedem Haus
Der Gaben segenvollste bringen!

Das ist des Lebens Edelstein,
Es bleicht vor ihm so Glanz als Schimmer:
Lehr' uns, o Herr, zufrieden sein,
Und schmälre diese Gabe nimmer!

Meiner Mimi.

In ihr Exemplar der „Geschichten einer Gasse".
(November 1864.)

Was ich mein eigen nenne, ist auch dein,
Nichts steht mir nah, was nicht auch dir gehörte.
Stets traf mich tief, was deine Ruhe störte,
Doch auch dein Lächeln, Gute, nenn ich mein!

Und so ist auch dies Buch dein Eigentum.
Was kann's mir frommen, ob es wird erhoben,
Und ob geschmäht? All das ist bald zerstoben,
Wenn du nur sagst: Es ist mein Schmuck und Ruhm.

Es kam aus meines Wesens Grund heraus,
Dies Buch mit seinen Bildern und Naturen.
Du findest, glaub' ich, dieses Wesens Spuren,
Nur sichtbar deinem Aug', in unserm Haus.

Vielleicht erreicht' auch ich manch andern Kranz.
Doch du allein wirst's wissen und verstehen,
Dir ist es klar, was andere nicht sehen:
Dies Buch enthält mich ganz.

So geb' ich, Teure, nichts, was nicht dein Teil;
Du hast es mitgeschrieben, mitempfunden.
Und diese Einung, die uns hat gebunden,
Birgt sie in sich nicht unser Heil?

Meiner Mimi.

(November 1877.)

Denk' ich des vor'gen Jahrs zurück,
So dunkeln Tränen meinen Blick.

Und gerne möcht' ich sprechen, sprechen,
Könnt' ich des Wortes Bann nur brechen!

Wie ich so krank und trüb' im Sinn
Durch das italische Land fuhr hin!

Wie du so treu, nie zu ermüden,
Mir brachtest Trost, mir brachtest Frieden!

Wie du voll Sorge, stets bedacht,
Dem Gatten weihtest deine Wacht!

Das war des Herzens echte Huld,
Des Weibes himmlische Geduld!

Ein Engel war mir beigesellt,
Und wieder lebte auf die Welt! —

Denk' ich des vor'gen Jahrs zurück,
So dunkeln Tränen meinen Blick!

Doch über meine Lippen geht
Für dich, für dich ein heiß Gebet!

Einer jungen Frau.

(1870.)

Glosse:

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Goethe.

Stimmchen leis und heimlich flüstern,
Schrittchen gar vorsichtig knistern.
's ist ein Luschen, Huschen, Winken,
Knixen, mit den Augen Blinken.
Stellt sich eine Frage ein,
Sagt die eine: Nein, nein, nein!
Andre doch, die feiner sahen,
Möchten kecklich es bejahen,
Werfen sich in Positur:
Meinen, wir, wir wissen's nur!
Kurz, es ist nicht auszuhalten
Dies geheimnisvolle Schalten ...
Was bedeutet die Bewegung?

Holde, liebgesinnte Frauen,
Laßt mich raten, laßt mich schauen!
Laßt das Huschen, Winken, Nicken,
Aug' ins Aug' uns offen blicken!
Laßt mich nicht den Kopf zerbrechen
Und von Neugier ihn zerstechen!
Seht, ich weiß, am fernen Saum
Steht ein lichter Morgentraum.

Goldig hebt sich aus der Nacht
Ersten Sonnenstrahles Pracht.
Welch ein Rauschen, Flüstern, Wehen!
Soll ein Wunder denn geschehen? ...
Bringt der Ost mir frohe Kunde?

Aus des Morgens goldner Pfort' —
Doch dem Blicke noch umflort —
Tritt ein zartes, liebes Wesen.
Sagt! ist das schon dagewesen?
Trägt bekannte, traute Züge.
Schwören möcht' ich, daß nicht trüge
Dieser Äuglein tiefe Bläue,
Drin geborgen so viel Treue!
Selbst dies Zappeln, Ungedulden
Hat's ohn' eigenes Verschulden!
O wie hebt den kleinen Engel —
Mädchen, weiß nicht, oder Bengel —
Seiner Schwingen frische Regung!

Holder Tag, wann wirst du nahen?
Wirst bestät'gen, wirst bejahen,
Was bis jetzt noch heimlich flüstert
Und mit leisen Schrittchen knistert?
Laß mich ihm entgegentreten,
Auf den Lippen inn'ges Beten!
Sehnsuchtsvoll aus weiter Ferne
Blicken schon zwei blaue Sterne,
Fragen, möchten schon ergründen,
Wie sich Tag und Nacht verbinden.
Traum wird holde Wirklichkeit.
Leise, leise kommt die Zeit,
Kühlt der Sehnsucht frische Wunde.

Willkommgruß der Kleinen.

Die Vöglein sind verstummt im Wald,
Das kommt, weil ihnen gar so kalt
In ihrem Federnkleide!
Wir aber sitzen hier so warm,
Uns Kindlein schützt der Liebe Arm,
Und niemand tut uns was zuleide.

Ihr armen Vöglein dauert mich,
Und könnt' ich, wie ich wollte, ich
Möcht' euch ein Nestlein bauen!
Daß ihr drin sitzet so gehegt,
Von treuen Händen so gepflegt,
Und könntet froh, wie wir, drein schauen!

Ihr Vöglein, kommt und seht einmal,
Wie schön es ist in diesem Saal
An unserm heut'gen Feste!
Ihr seid so einsam und allein,
Ihr lieben, guten Vögelein —
Doch wir, wir haben viele Gäste!

Gott grüß' euch, all ihr lieben Leut',
Die Kindlein sind gar hoch erfreut,
Daß ihr zu uns gekommen!
Und singen drum mit frohem Mut,
Weil ihr uns Vöglein gar so gut:
„Willkommen, liebe Gäst', willkommen!"

Dank der Kleinen.

(Zur Gründungsfeier der israelitischen Kinderbewahranstalt in Wien.)

Im Februar, im Februar —
Da ist die Luft so frostig klar,
Die Vöglein liegen all zu Nest,
Weil Mutter sie nicht fliegen läßt;

Und steckt das Köpfchen eins hinaus,
Die Mutter ruft: Bleib' du zu Haus,
Kannst dich erkälten, liebes Kind,
Und draußen weht ein rauher Wind —
Im Februar, im Februar!

Im Februar, im Februar —
Frau Sonne kämmt ihr goldnes Haar,
Glaubt selbst, es wär' schon Frühlingszeit;
Doch das hat öfters sie gereut.
Manch' Blümlein hat sich da getraut,
Hat aus der Erd' herausgeschaut.
Ach Gott! es ist doch gar zu hart,
Das arme Blümlein ist erstarrt —
Im Februar, im Februar!

Im Februar, im Februar —
Da ist's für uns so licht und klar.
Ach! wie da unser Herzchen schlägt,
Und jedes ist doch froh bewegt!
Da kommen, die so liebgesinnt
Dies Haus gebaut dem kleinen Kind,
Und haben ihre Freud' daran,
Wenn jedes Kindlein etwas kann —
Im Februar, im Februar.

Die Kinder fragen:

„Vögelchen sag': Was fliegst du so bang
Über dem Boden, die Mauer entlang?
Blickst mit den Äuglein so ängstlich umher,
Hast du vielleicht einen Kummer schwer?"

„Hab' keinen Kummer, bin froh gesinnt,
Die Jungen nur hungert's, mein klein Gesind.
Drum halt' mich nicht auf und frage nicht,
Hab' noch kein Frühstück zugericht't."

Wenn die Schwalben reisen.

Mütterchen, mach' die Türe zu,
Geben sonst dir keine Ruh';
Offen bleibt ja unser Haus,
Tragen alles uns heraus:
  Puppen und Bänkchen,
  Tische und Schränkchen,
  Löffel und Schüsselchen.
  Nimm ein klein's Schlüsselchen,
Sperr' damit das ganze Haus,
Tragen sonst uns alles heraus!

Mütterchen sagt: Ich sperr' nicht zu;
Mit dem Schlüssel laßt mich in Ruh'.
Offen bleibet unser Haus,
's kommt nichts hinein und nichts heraus:
  Puppen und Bänkchen,
  Tische und Schränkchen,
  Löffel und Schüsselchen.
  Brauchen kein Schlüsselchen.
Keiner trägt uns was hinaus;
Gute Leute hüten das Haus.

Schillers letzte Worte.

(10. November 1859.)

Damals, als sein leuchtendes Auge brach,
Gebannt von des Todes Nähe,
Schon scheidend von irdischem Ungemach,
Von seinem brennenden Wehe,
Noch einmal zum Leben er auf sich rang,
Drei Worte sprach er — sein letzter Gesang —
  „Heiterer, immer heiterer.“

Ein Engel, hoch über dem Sternenzelt,
Der nahm dem sterbenden Munde
Die Worte und streute sie über die Welt,
Auf daß sie davon gesunde;
Mohnkörner dem Schmerz, der wühlt und brennt,
Gab er Friederich Schillers Testament:
„Heiterer, immer heiterer."

Die Worte, es hat sie der Welt vermacht
Der große, sterbende Dichter!
Wo sie tönen, da hellt sich auf die Nacht,
Aufflammen des Tages Lichter!
Aus Druck und Beengnis und klaffender Not
Bricht rosig hervor das Morgenrot
„Heiterer, immer heiterer."

Du ringende Menschheit, dir zumal
Gelten des Dichters Worte.
In deines Suchens und Findens Qual
Nach der Wahrheit Eingangspforte.
Und sperrten zehntausend Riegel das Tor —
Du dringst hinein — das Licht strahlt hervor
„Heiterer, immer heiterer."

Mein Deutschland, du Heimat so schön und stark,
Vernimm deines Dichters Verheißung!
Du beweinst, die da zehren an deinem Mark,
Die Dämonen wilder Zerreißung?
Er wird sich schließen, der klaffende Spalt,
Nur sprich es aus, das Wort voll Gewalt,
„Heiterer, immer heiterer."

Das Wort, das jeden Dumpfsinn bannt,
Den kriechend faulen und trüben,
Der deiner Tatkraft Fülle entmannt,
In Haß verkehrt dein Lieben:

„Ihr Völker und Fürsten, nicht entzweit!
Schließt euch an die Mutter in Einigkeit,
Heiterer, immer heiterer.“

Und du, mein kaiserliches Wien,
Du Stadt der deutschen Cäsaren —
Die Krone, ich sehe sie heller glühn
Und funkeln in deinen Haaren.
Denn weil du dem Geist der Zeit vertraust,
Dem lichten Befreier ins Antlitz schaust
„Heiterer, immer heiterer,“

So wirst du selber hell und licht;
Es staunen dich an die Geschlechter,
Die kommenden, sehn sie dein Angesicht
Du erste der deutschen Töchter,
Und sprechen: „Gott segne dich, schönes Wien,
Und erhalte dir fürder Herz und Sinn
Heiterer, immer heiterer.“

Lessing.

(22. Januar 1859.)

An hundertdreißig Jahre schon vergangen,
Und höher steigt das Blut uns in die Wangen
Am Tag, da er geboren war.
Ein Knäblein lag in einer dunklen Wiegen,
Das Knäblein ward zum Mann, entstiegen
War Lessing, der gewalt'ge Aar.

Rationalisten schalten ihn die einen,
Und „Spinoziste!“ hört den Chor man greinen,
Der Gott im eignen Busen selbst nicht kennt.
Wir aber, spätgeborne Epigonen,
Wir wollen laut das Wort betonen,
Das Deutschlands Ritter ihn benennt.

Ein Ritter ja! ein Ritter vom Gedanken!
Kein zweiter hat in des Turnieres Schranken
Getummelt so sein Streitroß im Gefecht.
Wie schmählich unter seines Schwertes Schlägen
Im Sande lag der Feind, der ihm erlegen,
Als er einstand für einer Waise gutes Recht!

Ach! Deutschland selbst war diese arme Mündel.
Es hatte ihr bestrickt mit seinem Schwindel
Der fränk'sche Vormund Herz und Kopf;
In enge Stiefelchen hat er sie eingeschnüret,
Das ehrliche Gesicht ihr angeschmieret
Mit Pflästerchen und Schmink' aus seiner Regeln Topf.

Ach deutsche Maid! Wo waren deine Lieder,
Die du einst sangst, als frei noch deine Glieder,
Nicht tanzten noch französischen Kotillon?
Verstummt war alles; denn in dem Gemüte
Keimt keine, o! auch nicht die kleinste Blüte,
Das tiefentfreindet selber sich entfloh'n.

So siechte hin die Maid im schnöden Dienste,
Nur kundig eingelernter fränk'scher Künste,
Sich selbst und andern ein Popanz.
Da sprengt heran Lessing, der edle Ritter.
Wie blitzt sein Auge durch des Helmes Gitter!
Es gilt den Kampf gegen la France!

Hei! flog da Gottscheds modrige Perücke,
Flog Schmink' und Kleistertopf in morsche Stücke!
Hinweg Schönpflästerchen vom Angesicht!
Nun, deutsche Maid, nun rege deine Glieder!
Gelöst ist dir das unnatürliche Mieder;
Nun strahl' in deiner eignen Schönheit Licht!

O wie ihr Auge hold und machtvoll strahlet,
Seit mit Pariser Schmink' sie nicht bemalet,
Nicht stolpert im französischen Jupon!
So brach für unser Mündel an die Morgenröte,
Zum Morgen ward sie erst dem jungen Goethe,
Nach Lessing Deutschlands größtem Sohn.

* * *

An hundertdreißig Jahre sind vergangen,
Und höher steigt das Blut uns in die Wangen,
Am Tag, da er geboren ist.
Die Zeit bedünkt uns fast wie Traumes Walten,
Denn drüben überm Rhein hör' ich die Alten
Die Schwerter wieder wetzen mit französischer List!

Lockpfeifen, schmelzend, werden wieder tönen;
Denn sie verstehn das Lied von den Sirenen:
„Gehst du nicht willig, so doch — mit Gewalt."
Viel junges Leben sinkt in diesem Kampfe,
Doch mitten in des Blachfelds Pulverdampfe
Seh' ich Lessings erhabene Gestalt!

Denn, weil es nicht bloß unserm Hab' und Gute,
Nein, weil es gilt tiefeignen Lebens Blute,
Das uns in tausend Adern quillt,
Schützt Ritter Lessing seine arme Mündel
Gegen des fränk'schen Übermutes Schwindel!
Sein Geist wallt ob uns — ein gewalt'ger Schild!

Der deutsche Jude zur Mendelssohnfeier.

(Januar 1863.)

Ich war ein Knecht, des Reiches „Kammerknecht."
Sie fragten höhnend mich: „Wo ist dein Recht,
Sag' an, auf diese heilige deutsche Erde?

Du bist mir fremd! Selbst deiner Sprache Hauch
Weht mich anfröstelnd an, so wie dein Brauch —
Drum bleib' gebannt und fern von meinem Herde!

Was ist dir unsrer Wälder Eichenbaum?
Du wandelst unter uns, als wie im Traum.
Ja, wenn du heimbestattest deine Toten,
Gen Osten bettest du ihr bleiches Haupt;
Zerbrochen zwar ist Zion und entlaubt,
Dort sind sie deiner Auferstehung Boten.

Dir blüht nicht unsre Flur, noch grünt die Au,
Dir glänzt nicht unsrer Dome Riesenbau;
Zum Himmel steigt aus unsrer Äcker Schollen
Der Brodem auf, er trifft nicht deinen Sinn;
Wir pflügen — doch dir lächelt der Gewinn,
Die goldne Ernte muß ihn ja dir zollen.

Singst du mit mir? — Doch nein! Du singest nicht,
Erloschen ist dir Farbe, Sang und Licht,
Seit du an Babels Weiden hingst die Harfe;
Mir aber quillt aus tiefem Born mein Lied,
Aus meines Volks ureigenem Gemüt.
Du klagest nur! Doch ist dein Schmerz nicht — Larve?

Du bist ein hergewehtes, fremdes Blatt.
Den Baum, dran es einst grünte, grimmig hat
Versengt mit Blitzen ihn dein Gott der Rache.
Nicht schließen wird der unheilbare Riß.
Die Zeit geht alterssatt zu Grabe, bis
Dein Herz und Mund spricht meine heil'ge Sprache!"

So höhnten sie, ich schwieg. Da senkte sich
Lastend wie Blei ein dumpfer Schlaf auf mich.
Ich lebt' — und doch war Tod in meinen Gliedern.

Und schrie ich schmerzhaft auf — nicht hört's ihr Spott,
Fremd klang der unverstandne Schrei, nur Gott,
Er sah' die Trän' an meinen Augenlidern.

Ihr glaubt nicht, daß ein Wunder nun geschah.
Wie ich so lag in schwerem Siechtum da,
Begann ein Glänzen rings um mich, ein Leuchten;
Da ward die Welt so klar mit einem Mal.
Der Tod ward unterjocht vom Lebensstrahl,
Der meine Augen küßt', die tränenfeuchten.

Der Tag brach an, die Dämmerung verschwand,
In Herrlichkeit erglänzte rings das Land,
Das deutsche Land, mit seiner Äcker Brodem.
Die Heimat lag vor mir in stiller Pracht;
Beendet hat die lange schwarze Nacht,
Der durch die Schöpfung weht, der Freiheit Odem!

Nun erst begann mit wundersamer Lust
Ein nie geahntes Spiel in meiner Brust,
Ein Quellen war's von Kräften und ein Ringen.
O Heimat, Heimat, Klang so traut und lind,
Seit ich dich Mutter nenne, ich dein Kind,
Versteh' ich auch dein Denken und dein Singen!

Sprecht nicht mehr von des Orients fremdem Sohn
Und höhnt nicht mehr das träum'rische Zion!
Ein Deutscher bin ich, will ein Deutscher heißen!
Zum Kampfe heb' ich die bewehrte Hand,
Weh dem, der freventlich dem Vaterland
Vom teuren Haupt will eine Locke reißen! —

Und fragt ihr nun: „Wer nahm von dir den Bann?
Wie kam es, daß ich nun dich nennen kann
Freund, Bruder, Sohn und Kampfgenossen?

Wer lehrt' dich meines Wesens Kern verstehn? —
Fast dünkt es mich, ein Wunder sei geschehn —
Wer hat dir deutsche Herrlichkeit erschlossen?"

Er war's! Er schloß den unheilbaren Riß,
Vor seinem Licht erlosch die Finsternis,
Er leitete mein Kind zur deutschen Fibel,
Ihm dank' ich, wie ich fühle, was ich bin.
Nach Dessau sehet, schauet nach Berlin —
Es schrieb mir Mendelssohn die deutsche Bibel.

Prolog.

Zur Eröffnung der Liedertafel „Zion".
(25. Januar 1860.)

Auch wir, wir sangen einst und hatten Lieder,
Rings hallten Tal und Berg und Fluren wider
Von unsres Volks melodisch reicher Lust.
Was Menschenweh und =freude im Gemüte
In Tönen sucht, das drang als Liedesblüte
Hervor aus seiner Brust.
Doch als sie zu den Wassern niederstiegen,
Zu deinen Trauerweiden, Babylon!
Da starb der Sang, verstummte jeder Ton,
Sie hingen da die Harfen auf — und schwiegen.

Und schwiegen fort und fort! Mich faßt ein Schauern.
O Gott! wie kann ein Volk es überdauern,
Das durch Jahrtausende nicht — singt,
Und durch die Welt mit stummen Lippen wandern
Und horchen kann dem fremden Sang von andern,
Doch seinen eignen niederzwingt?
Singt nicht das Vöglein in der Bäume Zweigen
Und kündet seines Daseins Wonne an?
Wie kam's, daß sich zum allerschwersten Bann
Ein Volk verdammt — zu ew'gem Schweigen?

Wohl hätten Antwort wir auf deine Frage.
Doch nimmer aus dem Grab vergangner Tage
Ruf' ich die schaurige herbei.
Nur eines künd' ich dir: Wer so entblättert,
Gebrochen und zerstückt ward und zerschmettert,
Bleibt ihm ein andres — als der Schrei?
Der Schrei, er leitet dich durch tausend Jahre,
Ihn hörst du aus der Weltgeschichte Blatt,
Du kannst ihm nicht entgehen; denn er hat
Begleitet von der Wieg' uns bis zur Bahre.

Kann singen, wer mit blutig flücht'gen Sohlen
Zaghaft und scheu, von Angst gehetzt, verstohlen
Sich windet durch der Völker Land?
Kann singen, wer nicht sein nennt eine Stätte,
An dessen Schlummerpfühl, an dessen Bette
Die Angst der Sorge reicht die Hand?
Kann singen, wer inmitten steht der Dränger?
Strömt, wem die Seele offen nicht und frei,
Des Liedes zaubervolle Melodei?
O, sag' es mir: Ist der ein Sänger?

Doch ... hör' ich nicht melodisch weiche Töne?
Vernehm' ich recht? Seid ihr es nicht, ihr Söhne
Des Volks, das einst gesungen in Zion?
Ihr singt? So ist der alte Bann entsiegelt,
Daß eure Seele frei und wie geflügelt
Sich wieder fand den längvergessnen Ton?
Ihr singt? Dann ist sie ja vorbei, die trübe,
Die schwere Nacht; dann kann das helle Licht
Des Tages hinter Wolken säumen nicht.
Denn Sang ist Lust, denn Sang ist Liebe!

Ja, Lust und Liebe! Weil in milder Klarheit
Aus dunklem Irrwahn tagt die ew'ge Wahrheit
Vom menscheneinigenden Brudertum.

Zu Boden fällt der Spott und die Verhöhnung,
Entgegen tritt tiefinnerste Versöhnung
Und sagt den Lippen: Seid nicht länger stumm!
Erschließet euch und stimmet an die Lieder!
Mit freier Seele, hellem Klang
Steig lerchenjubelnd himmelwärts der Sang —
Sind wir nicht eines Vaters? alle Brüder?

Wir singen — weil die Zeit naht, wo die Bürde,
Die lang getragne, fällt und Bürgerwürde
Wie Tau vom Himmel auf uns niederträuft.
Wir singen — weil dereinst auf eigner Scholle,
Die wir mit eigner Hand bestellt, die volle
Und goldne Saat entgegenreift.
Wir singen — und die alten bösen Meister,
Hohn und Verleumdung, flieh'n davon.
Vor eines Menschenliedes freiem Ton
Versinken in ihr Nichts die nächt'gen Geister.

Mit Sang und Klang, so gehen wir entgegen
Des jungen Tages frühlingsgleichem Regen,
Nun, da geborsten ist das Eis.
Am Liederquelle wollen wir erlaben
Die Seelen, die so lang geschmachtet haben,
Zur Freude uns und Gott zum Preis!
Der erste Gruß, den wir entgegenbringen
Nach langer, schwer durchträumter Nacht,
Er gilt des jungen Tages Pracht.
Ihm unsern Gruß! Ihm unser Singen!

Pflügerlied.

(1849.)

Sink', goldnes Korn!
Sink' in die schwarze Scholle
Und steig' hervor als volle,

Gesegnete Ährenlast!
Und wenn du in dem warmen
Erdreich mit zarten Armen
Die Würzlein geborgen hast —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Mein Vater war kein Bauer.
Um seines Hauses Mauer
Sah' er ganz andre Saat.
Ich hab' den Pflug geführet,
Ich hab' das Roß regieret,
Das in die Furche trat —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
O Feld! laß dich gemahnen:
Es pflügten meine Ahnen
Im Lande Kanaan!
Um Kelter und um Tennen,
Wie war geschäft'ges Rennen
Von Beerseba bis Dan! —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Einst schäumt' im eignen Becher
Dem palästin'schen Zecher
Der Rebe feurig Naß!
Der Boden war sein eigen.
Wie scholl vom Erntereigen
Die Höhe Gilboas! —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Nun ist das Land gestorben,
Nun ist der Wein verdorben,

Im trocken zerrissnen Schlauch!
Die Hand, die immer kramet,
Die Hand ist uns erlahmet,
Berührt von gift'gem Hauch. —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Der Enkel muß euch preisen
Euch Ahnen, euch die Weisen,
Ihr Schläfer, daß ihr tot!
Er, der als Knecht gewandelt,
Er baut nicht — er erhandelt
Gottes gesegnet Brot! —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Doch geht ein frisches Wehen,
Ein Hasten und Erstehen
Durch die weite, weite Welt!
Die Hand, die nicht mehr market,
Die Hand ist mir erstarket,
Mein Acker ist bestellt. —
Blüh', goldnes Korn!

Sink', goldnes Korn!
Sink' in die schwarze Scholle
Und steig' hervor als volle,
Gesegnete Ährenlast!
Und wenn du in dem warmen
Erdreich mit zarten Armen
Die Würzlein geborgen hast —
Blüh' goldnes Korn!

Zur Einweihung des neuen Tempels in Wien.

(15. Juni 1858.)

Durch tausende von Jahren tönet
Von Mund zu Mund ein kleines Wort,
Und ob geächtet und verhöhnet,
Doch ist es unsres Volkes Hort!
In Schmach, in Banden und Verderben,
Bedroht von seiner Dränger Erz —
Eins lebte, zuckte, konnt' nicht sterben:
Es war das treue jüdische Herz!

Bald scheu und zaghaft wie die Taube,
Bald wie die Löwin kühn und stark
Bei ihrer Jungen frechem Raube,
Gebrechlich, doch voll Riesenmark,
Ein dünnes Rohr, gebeugt im Winde,
Ein Baum, der aufragt himmelwärts —
So unvergleichlich, fest und linde
Bist du, o treues jüdisches Herz!

Wenn andre ihre Ahnen preisen,
Was sie vor grauer Zeit getan,
Mit aufgehobnem Finger weisen
Auf blut'ger Schlachten öden Plan,
O laßt uns nicht mit Worten fechten,
Im Ernste nicht und nicht im Scherz,
Laßt stummberedt nur eines rechten:
Das wundgeschlagne jüdische Herz!

Mein Volk! wer lehret dich zu weinen
Bei deiner Armen Ungemach?
Wer, um ein Banner dich zu einen,
Wenn Unheil trifft des Bruders Dach?

Wer lehrt dich trösten, Kranke pflegen,
Mitfühlen andrer herben Schmerz?
Mit voller Hand wer spendet Segen?
Ist's nicht dein treues jüdisches Herz?

Wer lehrt dich überall entfalten
Dein Banner ohne Scheu und Hehl,
Das Wort voll heiliger Gewalten,
Das mächtige „Schmah Jisroel?"
Wer lehrt es deine Kinder lallen,
Die Äuglein richten himmelwärts? —
Ist's nicht das lieblichste von allen,
Der Mutter frommes jüdisches Herz?

Dies Herz, es hat den Bau gegründet,
Des Gotteshauses Herrlichkeit,
Die Flamme hat es uns entzündet,
Die Hände hat es uns geweiht!
Die Säulen, die den Prachtbau tragen,
Der Wände Schmuck in Stein und Erz,
Sie mögen es den Enkeln sagen:
„Das tat das fromme jüdische Herz!"

Der Golem.

(November 1882.)

Vom Golem kennst du wohl die grause Sage.
Ach, sie erneut sich jetzt mit jedem Tage!
Der tote Lehm geht aufrecht in den Gassen,
Zerstörend, heulend, durch des Volkes Massen.

Und willst du ihn beim rechten Namen fassen,
Er sagt: Nicht lieben will ich, will nur hassen!
Ihr Orgien, des Unverstands Gelage,
Wohin geht euer Weg? O stumme Frage!

Ist niemand da, der diese Spukgestalten
In Bande schlägt, die Fäuste, die geballten,
Den Mund verschließt, der statt zu segnen, flucht?

Zum Lehme wird der Golem, wenn ihr sucht
Des einz'gen Wörtleins ungeheure Wucht;
Bei Männern heißt es: Treu zusammenhalten!

Der kranke Meister.

(27. Dezember 1882.)

„Meister, wohin? Wie ist dein Gang
Gebrochen, abgemattet!
Mich dünkt, dein Antlitz ist so bang
Von Todesschmerzen beschattet.

Noch ist voll Kraft und Mark deine Faust,
Sie hat einst den Lehrling gemeistert!
Wenn sie wieder wie vordem niedersaust,
Der Junge steht entgeistert.

Es schrumpfen die Zwerge, wie eilig! ein
Zu bleichen, blutlosen Schemen.
Das luft'ge Gesindel hat kein Sein,
Sobald du den Stab willst nehmen!"

Von Schemen sprichst du und leichtem Gesind?
Ach, zahllos sind die Jungen!
Sie meistern den Meister, sie sind kein Kind —
Haben mich schmachvoll bezwungen!

Wuchsen und reckten sich auf zur Gewalt,
Heben die Fäuste, die rohen.
Versinkende Welt, wie wirst du bald
In züngelnden Flammen lohen!

Wohl ist die Hand so schwach, mein Gang
Gebrochen, abgemattet,
Mein Antlitz grau, meine Stirne bang
Von Todesschmerzen beschattet.

Meine Zauberkunst ist abgetan.
Mich haben geäfft die Erben —
Ich geh' in den düstern Waldesplan,
Um dort zu sterben, zu sterben!

Skizzen aus Ungarn.

Die Donauufer.

Vom Borde eines Dampfschiffes aus die Donauufer betrachtet, gewähren dieselben einen höchst eigentümlichen Anblick. Über diese grünen, unendlichen Grasflächen scheint noch keines Menschen Fuß geschritten, keine Furche gezogen zu sein, an diesen Orten scheint noch kein Auge geweint, kein frohes Herz gelacht zu haben. Der schönste, prächtigste Strom Europas rollt hier seine Wellen einsam und lautlos hin, wie ein verkanntes, zerworfenes Dichtergemüt. Bei dem Anblicke dieser grünen, verlassenen Ufer denkt man unwillkürlich an Nordamerika und an den Huronenstrom; auch hier sieht alles noch so urwaldig aus, das Gras wächst üppig mannshoch in die Höhe, die Bäume, die ihren Blättergruß herüberwinken, haben ein lebhafteres, frisches Grün, und oft war's mir, als müßte ich hinabspringen von des Schiffes Rande und hinüberschwimmen an das Ufer und ausrufen: „Hier laßt uns Hütten bauen!" Hier und dort, in Nordamerika auf dem Huronenflusse und in Ungarn auf der Donau, ist es das Dampfschiff, des Flusses Wellenroß allein, das auf Augen-

blicke Leben in diese Gegenden bringt. Zuweilen ist's eine klappernde Mühle mitten im Flusse, und die Müllerbursche glotzen den vorbeifahrenden Passagieren dummlächelnd in das Antlitz und kehren wieder hinein, nachdem sie geschaut und geglotzt, und die Mühle klappert noch Augenblicke — dann wieder das monotone Rauschen der Schwungräder an dem Dampfschiff.

Die Donau ist die treueste Zeugin der ungarischen Geschichte, oder sie ist vielmehr der größte Teil der Geschichte Ungarns selbst. Jede Welle in ihr ist ein Blatt aus der Geschichte, ein blutgedüngtes, blutbeschriebenes Blatt, darauf Tökely, Rakoczy und Suleiman mit ihren Genossen Blut geschrieben. An ihren Ufern wurden die meisten und schrecklichsten Schlachten geschlagen, ihre Wellen nahmen die Leichen der Erschlagenen in ihrem Schoß auf und färbten sich mit so viel teurem Blut. Welch schaurige Lieder haben diese Wellen zu erzählen! Von geschlagenen Schlachten und blutüberströmten Leichen, die auf ihrem Rücken fortglitten und die sie fortschwemmten, um nach drei Tagen sie auszuwerfen an die hufzerstampften Ufer. Und wenn der Sturmwind sie aufrüttelte, die Wellen mit ihren toten Schwimmern, und der Mond hervorbrach aus einer zerrissenen Wolkenfuge und sie küßte und umspann mit seinen goldenen, grellen Fäden — muß das eine schauerliche Szene gewesen sein! — Doch jetzt fährt der zweimastige „Arpad“ über diese Wellen hin, hoch in die blauen Lüfte wallet die Flagge mit dem Namen dessen, der einst Besitz nahm von dem gesegneten, schönen Lande; ein Friedensboot schwebt es dahin, es will die Menschen aneinanderrücken, Extremes an Extremes ketten; das Brustbild dessen, der einst die Schärfe des Schwertes in dieses Land trug, das er dauernd gewann, lassen wir jetzt am Vorderbug des Schiffes goldglänzend schimmern. Über dieselben Wellen fährt jetzt eine lustige Gesellschaft, Zigarren schmauchend, Table d'hote speisend, kokettierend, lorgnettierend, diskurrierend.

Neunhundert Jahre den Blick zurückgekehrt und wie finden wir diese Ufer? Es tummeln sich der alten Magyaren flinke Rosse herum, die kleinen, häßlichen Tiere, doch ausdauernd und blitzschnell im Kampfe. Die Lüfte erschallen von tausendjubligen Hurras. Das ist das Volk, das Asiens Hochsteppen verlassend bis an die waldigen Gipfel der Karpathen vordrang, sie überstieg und wie reißende Tiere hinabflutend, mit dem Schwerte die Einwohner vor sich niederwerfend, in ihre Hütten die wilden Brandfackeln warf, unter ihrem ersten Herzog Alois. Da waren sie an die Donau gekommen, und die alten Chroniken erzählen folgendes: Sie schickten Abgeordnete aus, das Land nach allen Teilen zu untersuchen. Da kam Casid, der Abgesandte, zum Fürsten des Landes und begehrte Land für sich und seine Leute, und bat um die Erlaubnis, sich hier niederlassen zu dürfen. Und da das Swentibald nicht abschlug, nahm der Gesandte einen Sack und ein Gefäß. In den Sack warf er abgemähtes Gras und eine Scholle Erde, in das Gefäß schöpfte er Wasser aus der Donau. Und da er zu seinen Gefährten wieder heimkam, da zeigte er vor, was er gebracht: das Wasser, das Gras und die Erde. Und vom Wasser, das sie kosteten, sprachen sie: Das ist gut. Auch das Gras fanden sie trefflich für ihre Rosse, und die Scholle Erde geeignet, das hineingestreute Samenkorn günstig aufzunehmen. Und wieder sandten sie dem Fürsten des Landes Abgesandte, doch diesmal nicht mit leeren Händen. Sie brachten ein weißes Roß mit einem goldenen Zaume und einen herrlichen Sattel. „Gib uns nur Wasser, Gras und Erde," lautete ihre Bitte. „Weiteres begehren wir nicht." Des war Swentibald froh, denn das Roß gefiel ihm sehr wohl mit dem goldenen Zaume, und auch der Sattel war schön. Und die Abgeordneten füllten ihren Sack wieder mit einer Scholle Erde und mit abgemähtem Gras und das Gefäß mit dem Wasser der Donau. Nun hatten sie das Land ihm abgekauft, denn Arpad, Alois Sohn, schickte zum dritten Male

an den Fürsten mit dem Bedeuten: er möge das Land räumen und abtreten, denn sie hätten es ihm abgekauft, die Erde mit dem Zaume, das Gras mit dem Sattel und das Wasser mit dem Pferde. Da aber sprach hohnlächelnd der Herzog: „Was könnt ihr mir anhaben? Ich schlage das Pferd mit meiner Keule tot, ich begrabe den Sattel in den Wellen der Donau und schleudere den Zaum in die wogenden Halme der Gefilde?" Und die Abgeordneten sprachen: „Du irrest, Herzog, wenn du wähnst, dadurch deine Herrschaft, deine uns verkaufte Macht wieder zu erhalten, daß du unsere Geschenke tötest, begräbst, wegschleuderst. Sieh, wenn du das Pferd tötest, so werden es deine Hunde fressen, den fortgeschleuderten Zaum werden die wiederbringen, die die Fluren deiner Gefilde niedermachen, und den Sattel, den du in den Fluten der Donau begraben willst, werden die Fischer wiederfinden; denn Pferd, Sattel und Zaum können nimmer von dir weichen, wie die Herrschaft nimmer von uns. Darum räume das Land, denn es ist unser, Gras, Wasser und Erde gehört uns."

Da schlugen sie eine furchtbare, blutige Schlacht, eine weltgeschichtliche Schlacht, von deren Ausgang das Schicksal des Landes, ja Deutschlands selbst abhing. Sie gewannen sie. Hätten die Magyaren nicht solche reißende Fortschritte getan, der Deutschen König Arnulf wäre nimmer auf sie aufmerksam geworden; der Unglückselige hätte sie nicht herbeigerufen in seinem Streit mit dem Marahanenherzog Swentibald, zu seinem und Deutschlands Verderben. Die Folgen dieser Schlacht sind unberechenbar. Denn nach einiger Zeit konnte man schon die wilden Horden bei Merseburg zurückwerfen, das Leben der Deutschen konzentrierte sich in Städten, die man mit Mauern umzog, die Nationalkraft war erstanden — und Heinrich der Finkler strahlt in unsterblichem Glanz!

Und so ward die Donau durch die ganze Geschichte zum Schauplatz entscheidender Taten gemacht, in ihren Wellen

beschaut sich die Geschichte und findet sich blutig zurückgespiegelt. Peterwardein, Ofen, Preßburg, Raab — welch geschichtliche Momente! Türken und Franzosen, und überall blutige Schlachten! Daher diese Ufer so verödet, daher noch jetzt dieses üppige, mannshohe Gras, über das kein flinkes Roß dahinspengt, daher diese Sabbatstille, die die Gegend in Todesschweigen hüllt. Daher die Überbevölkerung der Städte, während die Ebenen auf Meilen weit nicht die kleinste Winzerhütte zeigen, und Jahrhunderte werden vergehen und Millionen sind dazu nötig, Pußten und Ufer urbar zu machen in Ungarn.

Es war unweit Gönyö auf meiner Rückreise. Ich stand am Ufer, verlassen, allein, mutterseelenallein. Ich dachte nicht über Zeit und Raum, nicht, was die Seele des Dichters wie geschmolzenes Gold durchglüht, wogte durch meine Seele. Rings um mich die atemlose Totenstille, vor mir die breite Wasserfläche, über welche die weißen Nebel hinwogten, wie über die Seele eines Dichters stille Gedanken. Da wurde am Horizonte ein weißer Rauch sichtbar, der sich immer verdickte, das Dampfboot war's, „Galathea" benannt. Sei mir gegrüßt, Bote des Friedens, du schlanke Galathea! Die ihr da drüben so lustig lärmt und jubelt, ihr Glückbesonnten, in Glück Gehärteten, ihr ahnt nicht, daß am Ufer ein Armer steht, mit zerschlagenen Lebensfrühlingen im Herzen, in Todesagonien eines müde gehetzten Daseins. Was bin ich als ein Ausgeworfener, ein rastloser Flüchtling, ein Schiffbrüchiger? Meine Hoffnung ist in ein dürres Felsengrab gebettet — Wünsche habe ich nicht mehr. Meine Liebe liegt begraben unter Trümmern, nun ist die Welt meine Braut, und sie weint an meinem Halse, die ganze Welt, wie einst die flandrischen Provinzen am Herzen Don Carlos' weinten. Wer wird mir helfen? Ich stehe weinend am Ufer und harre. Ich gebe Zeichen von mir, ich lasse das Tuch hinausflattern in die Lüfte, wie Robinson auf seiner Felseninsel — ach, sie sehen das Zeichen nicht, und so werde ich denn vergehen,

verderben, und meine Gebeine werden bleichen an dem öden Strande, und niemand wird weinen, daß ich verkommen sei! Nach mir wird ein anderer Unglücklicher an diesen Strand geworfen werden, und auch er wird verkommen, auch seine Gebeine werden bleichen in dorrendem Sonnenstrahl, und niemand wird weinen. Aber du, o Menschenschifflein dort, fahr' wohl, fahre ruhig hin!

So sprach ich, als die „Galathea“ schon eine Strecke weit meinem Blicke entrückt war. Ein weißer, leichter Rauch zog über die Fläche des Wassers wieder hin, ich stand allein, mutterseelenallein. Die aufgeregten Wellen kamen heran und leckten an meinen Stiefeln. Das weckte mich aus meinen Träumereien, denn ich wollte die Stiefel nicht durchnässen lassen, weil ich noch einen Weg vor mir hatte, sie hatten mir ohnehin auf ihrer letzten Station ihre Weltzerrissenheit gezeigt — die Armen, wie das Herz ihres Besitzers bedauernswert.

Im Kastell.

Unter einem ungarischen Kastelle denke man sich keineswegs ein hohes, mit Zinnen, Schießscharten und Zugbrücken versehenes Gebäude, also unter einem Bilde, wie es etwa sein Name erwecken mag. Einem ungarischen Kastelle ist eben sein Name günstiger als sein eigentliches Wesen. Jener lustige Geist der Zerstörung, der vor etwa vier Jahrhunderten aus dem Mörser des deutschen Mönches aufgesprungen, hat auch dieses Wesen, wie so viele andere, in Staub und Asche gelegt, während der Name geblieben ist und wie ein Immergrün ins moderne Leben hineinragt. „Dort in jenem Kastelle geht es gar hoch und lustig zu,“ oder „In diesem Kastelle wohnt ein gar strenger Herr,“ sagt der Bauer, der eueren Wagen an jenen Wohnungen der Magnaten vorüberfährt — und mit Erstaunen blickt ihr auf die Gebäude, denen der Bauer einen so mittelalterlich gewaltigen Namen gegeben.

Natürlich! für den Bauer gibt es kein Fortschreiten der Geschichte, für ihn sind es noch immer die Kastelle, aus denen vorzeiten ein strenges, ehernes Geschlecht trat, vor dem sein Urgroßvater die Stirne tief in den Staub drücken mußte.

Aber die Zeiten haben sich geändert! In einem Punkte hat dieser Adel, der seine Pergamente und Wappenschilder aus allen Krisen und Phasen des modernen Geschichtsgeistes, wie Äneas seine Lieben, gerettet, schon lange sein Zugeständnis gegeben, genötigt, wenn man will, durch physische Hebel, denen er sich nicht entziehen gekonnt. Er hat seine Burgen verlassen und sich unten in der Ebene angebaut. Seine Wappenvögel sind mit ihm hinabgeflogen, haben aber da die traurigste Metamorphose erfahren. Aus kreisenden Falken, die auf der Faust des Herrn saßen, zu Stoß und Fang bereit, sind es Vögel der Ebene geworden, die zwischen Wiesengrund und Kornfeldern nisten und Gemeinschaft haben mit den Sperlingen und Schwalben. Der Bauer sieht nicht mehr hinauf, der Herr nicht mehr herunter. Und schon das ist gut. Der Zeit ist es anheimgegeben, wann beider Blicke in gleicher Schußweite sich begegnen!

So wie eine Burg des Mittelalters eine steinerne Opposition gegen die flache Ebene, gegen diese Idee des Nivellierens und Gleichmachens bildete, so ist ein ungarisches Kastell von heute wieder die lebendigste Opposition gegen ein Kastell von vormals. So unsterblich sind die Ideen! Meistens sind diese Wohnungen weitläufig-monotone und dem Anscheine noch oft ohne allen Plan, wie durch Zufall und plötzliches Bedürfnis aufgeführte Gebäude, wobei man sich Großartigkeit, architektonische Pracht und Schönheit gänzlich wegdenken muß. Nur wenige, wie etwa die Esterhazyschen Schlösser, das Schloß des Grafen Zichy-Ferraris zu Karlburg bei Preßburg und andere mehr machen hievon eine Ausnahme, aber sie sind, gleichwie Petersburg, durch den Eigenwillen eines Menschen, oft nur durch die Laune ihrer Besitzer entstanden, die aber

zuvor in fremden Ländern ihren ästhetischen Sinn zu üben Gelegenheit hatten. Wenn überhaupt von einer nationalen Bauart in einem Lande die Rede sein kann, wo so viele Volksindividualitäten durcheinandergehen, so sind die Prachtpaläste der Magnaten, deren wir eben erwähnt, ganz antinational. Sie sind dem Lande etwas Fremdes, Äußerliches, nicht aus ihm Hervorgekommenes. Wo sich aber der nationale Bausinn ungehindert aussprechen kann, da äußert er sich auch ganz anders.

Der Grundzug dieser Bauart ist der Bequemlichkeitshang. Der Ungar wohnt gern uneingeengt, ohne alle Beschränkung und Abschließung. Namentlich auf dem Lande will er diesen Hang bis zur Neige befriedigen und fällt dadurch in ein anderes Extrem. Was er der Bequemlichkeit zu viel aufopfert, entzieht er der ästhetischen Schönheit, die sich mit dem Praktisch-Utilen nicht immer ganz befreunden will. So findet man z. B. diese Kastelle selten mit einem ersten oder zweiten Stockwerke versehen, weil „das Treppensteigen zu hart fiele“. Oft schien man nicht einmal die Lage berücksichtigen zu wollen, was zuweilen so leicht gewesen, wenn man nur um einige Schritte weitergegangen wäre. Denn während man von hier aus der schönsten Perspektive den Weg gebahnt hätte, begnügte man sich, das Gebäude auf einen Ort zu schieben, der von Gegenständen aller Art eingepfercht und verschlossen ist, die einer schönen Aussicht geradezu wie die Faust aufs Auge passen. Alles aus Bequemlichkeit. Aus Bequemlichkeit gönnt man nicht einmal im Inneren des Kastelles der Kunst ein freundlich Asyl. So schmucklos das Äußere, so simpel gestaltet sich das Innere. Schon längst ist, selbst von heimischen Schriftstellern und erst jüngst von dem geistreichen Pulßky, die Klage über das Zurückbleiben der vaterländischen Kunst geführt worden. Das Innere eines Kastelles spricht am lautesten für die Wahrheit dieser Klage. Wo ist da der heitere Schmuck der Plastik, das volle Farbenleben trefflicher

Bilder? Nichts von dem allen. Nur Bequemlichkeit atmen diese Wände und die Möbel, die ringsherum stehen. Eine Wiener Bergère mag freilich den Sinnen besser bekommen als das Erzeugnis des heimischen plastischen oder malenden Talents, da es ästhetischen Sinn herausfordert, eine Arbeit, die ziemlich unbequem ist.

So stellen sich die meisten dieser Kastelle unseren Augen dar, schmuck- und zierlos und doch voll Anspruch. Diesen Anspruch soll gewöhnlich das säulengetragene Peristyl erwecken, das sich vorn an der Hauptfassade befindet und die Bewunderung aller auf sich zu lenken sucht. Man begreift es oft nicht, wie dieser heitere, griechischem Himmel angehörige Schmuck auf diese nüchternen Gebäude kam, denen er so ein fremdartig lächerliches Aussehen verleiht. Aber Säulen müssen nun einmal da sein, und selbst die Kurie eines weniger begüterten Edelmannes, die oft nur wenige Geviertschuhe einnimmt, erborgt sich diesen Putz, der doch offenbar für größere Dimensionen berechnet ist. Ich habe oft über die ängstliche Besorgnis lachen müssen, mit der man hier diese Säulen und Säulchen anzubringen bemüht war. Diese Säulenmanie läßt sich vielleicht nur aus dem Geiste der Latinität erklären, der so lange in diesem Lande ein eigentümliches Bürgerrecht genoß. Jetzt, wo der tote Gast glücklicherweise zur Ruhe gebettet ist, dürfte vielleicht eine nationalere Baukunst aufkommen.

Aber abgesehen diese Äußerlichkeiten, gestaltet sich das Leben in den ungarischen Kastellen zu einem höchst anmutigen und befriedigenden. Sie sind die wohnlichsten Aufenthalte, die ich kenne. Ihre Weitläufigkeit ist auf ein großes Personal berechnet, und sie beherbergen auch gewöhnlich eine so zahlreiche Einwohnerschaft, daß man an Öde und Langeweile kaum zu denken hat. Ein solches Kastell bildet einen Staat im Staate, oder besser eine kleine Monarchie. Obenan die alles befruchtende und erwärmende Sonne, die Gutsherrschaft, hierauf

die Rang- und Standesunterschiede mit scharf ausgesprochenen Tendenzen, von dem Haushofmeister angefangen bis herab auf den Stalljungen, der die Pferde wartet. Alles strebt und drängt hier zur Sonne oder, wie Hegel sagen würde, zur Substanz hin, in der die Individuen aufgehen; alles ist des Gutsherrn wegen hier, der hingegen wieder den Nahrungssaft durch die Kanäle so vieler Glieder fließen läßt.

Gleich beim Eintritte in ein ungarisches Kastell muß man über das zahlreiche Kortège in Erstaunen geraten, mit dem sich der Magnat zu umgeben liebt. Da ist ein Gerenne von deutschen und ungarischen Bedienten, von Livreen in allen Farben und Zuschnitten, daß man es in der Tat nicht begreift, was denn so viele Hände da sollen, um zwei oder vier anderen die kleinste Bewegung zu erleichtern. Da hilft einer im ungarischen, beschnurten Rocke, Sporen an den Füßen und den klirrenden Säbel an der Seite, dem Ankommenden vom Wagen, zwei andere im französischen Bedientenfracke, Gamaschen an den Hosen, nehmen das Gepäck über sich, fünf andere, von denen man nicht weiß, was sie da sollen, geben sich die Mühe, das Zimmer anzuweisen, während eine Masse anderer in nutzlosem Gaffen herumsteht oder sich sonst an dem Gaste zu schaffen macht. Kommt man zur Mittagstafel, so erstaunt man noch mehr über die blitzschnelle Bedienung von 18 bis 20 Händen, die nicht das kleinste Bedürfnis des Gastes unbeachtet lassen. Wir saßen einmal unserer zehn am Tische, zwei Kinder abgerechnet, denen die Gouvernante vorlegte, und da kamen gerade neun Bediente auf uns!

Außer den Dienern, die an und für sich schon ein zahlreiches Kontingent zur Besatzung des Kastelles stellen, gibt es noch eine Menge höherer und niederer Bedienstungen, die alle anzuführen die Genauigkeit eines Historikers erfordert. Vor allem das Lehrpersonale, bestehend aus Gouvernante, Bonne, Erzieher, französischem précepteur, Zeichenlehrer, Musiklehrer, Fecht- und Reitlehrer, zuweilen auch Tanzlehrer.

Hierauf die Sekretäre mit zwei oder drei Schreibern. Diese Individuen bilden nach der Herrschaft die crême des Kastelles.

Zur zweiten Klasse gehören der Haushofmeister samt Frau Gemahlin, Kammerdiener und Kammerjungfer, sowie der Koch. Nach diesen Gottheiten minorum gentium kommt nun das ganze Gefolge von Dienern und Dienerinnen in unabsehbaren Haufen. Wir heben nur heraus die Stubenmädchen, Tafelbediente, Husaren, Heiduken, den Zwerg, die Wäscherinnen, Kutscher erster, zweiter und dritter Klasse, Bäckerinnen, Melkerinnen, Küchenjungen und Küchenmägde, Ofenheizer, Aufbetterinnen usw. usw. Wer könnte der Myrmidonen zahlreiches Heer hier aufzählen? Man wird aber hier voll Erstaunen fragen, wie es denn möglich sei, ein so ungeheures Personal zu unterhalten? Die Antwort kann aber nur dem schwer fallen, dem die Verhältnisse der ungarischen Gutsherren ein Geheimnis sind. Mit Ausnahme der sogenannten crême des Kastelles sind die meisten der niederen Diener mit der Herrschaft konventioniert, d. h. sie verpflichten sich auf ihr Leben oder nur auf gewisse Zeit zu der Bedienstung, und erhalten dann einige Ländereien angewiesen, von deren Ertrage sie ihre Hausbedürfnisse befriedigen. Zu diesem Behufe schenkt ihnen die Herrschaft einige frei Robottage, sowie noch ein entsprechendes Quantum von Holz, Getreide, Wein und Kartoffeln. Da die meisten von ihnen verheiratet sind, so besorgt die Frau nebst ihren Kindern die Feldgeschäfte, während der Mann seine Funktionen im Kastelle verrichtet. Der Geldgehalt dieser Leute ist ein sehr geringer. In dieser Hinsicht machen selbst die höheren Beamten keine Ausnahme, deren Konvention im Verhältnisse ihrer Dienstleistung steigt. Der herrschaftliche Fiskal z. B., identisch mit unsern Amtsmännern oder Justitiären, bezieht neben einer bedeutenden Konvention nicht über 500—600 Gulden Wiener Währung durchs Jahr.

Wenn schon die zahlreiche Einwohnerschaft eines Kastelles auffällt, wird noch mehr in Erstaunen geraten, wenn wir die

verschiedenen Nationalitäten durchgehen, aus denen sie zusammengesetzt ist. In dieser Hinsicht kann es vielleicht nur in einer Seestadt, dem Rendezvous aller Nationen, bunter hergehen; gewiß aber fällt dieses Zusammenströmen dort weniger auf als hier, wo man binnen wenigen Minuten englisch, französisch, magyarisch, slovakisch, deutsch und lateinisch hören kann. Es ist z. B. gar nichts Seltenes, daß die Gouvernante eine Engländerin, die Bonne eine französische Schweizerin, der geistliche Erzieher ein Magyare, der précepteur ein Franzose, der Musiklehrer ein Böhme, der Kammerdiener ein Württemberger, der Haushofmeister ein biederer Schweizer, der Koch ein Oberösterreicher und die Kammerjungfer ein lustiges Wienerkind ist. Unter fünfzehn Personen, die wir uns einmal an der Mittagstafel, teils essende, teils bedienende, befanden, zählte ich neun Vaterländer zusammen. Dabei hatte ich den Koch als Oberösterreicher und den Kammerdiener als Württemberger unwillkürlich in die Kategorie Deutschland geworfen, wofür ich im Jahre 1946 öffentlich Buße ablegen will.

Also neun Vaterländer auf dem so engen Raume von nur etlichen Quadratschuhen des Speisesaales! Und da spreche und träume man nicht vom Weltfrieden! Und welche entente cordiale herrschte da nicht unter uns! Mit welcher friedlichen Ausgleichung reichte hier nicht der galante précepteur die Ragoutschüssel der Gouvernante hin, die im treulosen Albion das Licht ihres Lebens erblickt! Wie ruhig unterhielt sich nicht der magyarische Erzieher an der Seite des slawischen Musiklehrers! Kein Wort von den Dissonanzen ihrer Nationalitäten! Nur einmal, wie es mir schien, klang etwas wie von Disharmonien und schlechter Stimmung aus ihrem Gespräche, aber es betraf nur zufällig das Klavier, für das der Stimmer aus der Stadt geholt werden sollte.

Unter den Tagesstunden ist die Mittagszeit diejenige, die das meiste Genrebildliche liefert. Hier ist es namentlich die so zahlreiche Klasse der Diener, die uns ganze Szenen

aus Walter Scott verlebendigt. Ich habe mich nie mehr von der lebensvollen Wahrheit jener Schilderungen des großen Schotten überzeugt, als hier in einem ungarischen Kastelle.

Die Glocke an der Dorfkirche verkündigt in feierlichen Schlägen die wichtige Essensstunde. Gleich darauf antwortet im Kastelle ein dünnes, helles Glöcklein, bedeutend, daß es die ältere Schwester wohl vernommen hat. Dies ist das Zeichen, daß der Bediententisch angerichtet sei. Einige Zeit darauf sieht man über den Hof des Kastelles Männer und Weiber aus der dienenden Klasse gehen, langsamen Schrittes und mit jener feierlichen Bedächtigkeit, mit der der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Mittagessens herausfühlt. Da bleiben die einen, beim Klange der Dorfglocke, andächtig stehen, bekreuzen sich und beten, während andere in die Stube hinlenken, in die die Mägde bereits mächtige Schüsseln mit den dampfenden Speisen tragen. Ein jeder trägt ein Stück Brot in der einen, sowie Messer, Gabel und Teller in der andern Hand, ein Umstand, der ganz an die Lebensverhältnisse der alten Zeit erinnert. Die Mittagskost dieser Leute ist als ganz trefflich zu bezeichnen; sie besteht aus Suppe, Hülsenfrüchten, magyar káposzta (Kraut mit Schweinefleisch), an Sonn- und Feiertagen Braten nebst einer hinlänglichen Portion guten Weines.

Am Tische selbst geht es mit großer Grandezza und Etikette her. Sie sitzen hier nach Rang und Würden, je nach der Wichtigkeit ihrer Funktionen. Obenan der erste Tafelbediente, zu seinen Seiten die anderen Kollegen, die Heiduken, Husaren, der Zwerg, die Kutscher, Stalljungen, Ofenheizer und so in absteigender Linie das ganze Heer der Mägde, Melkerinnen, Wäscherinnen usw. Mit welcher vornehm aristokratischen Ruhe präsidiert hier nicht János, der erste Tafelbediente! Er hat die primas partes und den Vorzug vor allen, die in ihm ihren Chef verehren. Jeder seiner Aussprüche und kategorischen Befehle wird mit einer

Unterwürfigkeit hingenommen, wie sie nur ein faktischer Präsident sich wünschen könnte. Die Witze vom schwersten Kaliber, für die er aus Wohlgeneigtheit die Mägde zur Zielscheibe erwählt, werden mit homerischem Gelächter begrüßt und pflichtschuldigst vortrefflich geheißen. Da ist ferner Márton der Zwerg, Petti der Heiduk, Ferencz der Hausknecht, Józsy der Husar usw., die jeder eine ausgebildete Individualität darstellen, so kräftig und drastisch, als wären sie zugemeißelt. Aber unter ihnen allen ragt dennoch János, der Tafelbediente und Präsident, hervor, sowohl was persönliches Ansehen als Intelligenz betrifft, der sich die anderen in unbewußter Hochachtung beugen.

János ist nämlich nicht nur ein vortrefflicher Tafelbedienter, sondern auch ein vortrefflicher Lateiner. Woher ihm diese Kenntnis komme, kann ich nicht näher bestimmen, übrigens ist sie in einem Lande, wo noch vor wenigen Jahren der Geist Latiums in der Politik wie im häuslichen Leben spukte, selbst an einem Bedienten nicht staunenerregend. Auf diese Latinität nun bildet sich János, wie der böse Ruf wissen will, sehr vieles ein; überall bringt er sie an und prunkt damit wie mit einem Schatze. Dieser János hat noch einen intimen Freund, den Dorftischlermeister, der ihm in der Kenntnis des römischen Idioms in gar nichts nachsteht. Beide haben ihre Studien gemacht, sich aber dann auf verschiedene Lebensrichtungen geworfen. Während János den Beruf der Serviette gewählt, hobelt und leimt der andere. Man kann sich nichts Komischeres denken als diese zwei Lateiner, namentlich wenn sie einen Dritten hinter sich wissen, vor dem sie die Schätze ihres Wissens ausbreiten können. So habe ich einst mit eigenen Ohren folgendes interessante Gespräch gehört, das dem Leser eklatante Beweise von der Klassizität der beiden verschaffen wird:

Der Tischler begegnet dem János und ruft ihm zu: „Ah, bonum mane, Domine János! Quomode vales?“

„Gratias, gratias,“ entgegnet der andere. „Habes jam paratam tabulam?“ (Habt Ihr den Tisch schon fertig?)

„Adhuc non,“ sagt der Tischler, „sed faciam paratam adhuc hacce hebdomade.“ (Ich werde ihn noch in dieser Woche fertig machen.)

János schüttelt bei diesen Worten bedenklich das Haupt.

„Credo, ut Dominus Cural gubernator erit valde malus. (Ich glaube, der Herr Haushofmeister wird böse sein.)

„Ja, ego non habui tempus,“ entschuldigt sich der Tischler, „meus puer ivit in migrationem et ego solus non potui facere paratos sic multos labores.“ (Ich hatte nicht Zeit. Mein Bursche ging auf die Wanderschaft, und ich konnte nicht so viele Arbeiten fertig machen.)

„Videbis,“ droht János, „ut ego rectum habebo. (Ihr werdet sehen, daß ich recht habe.) — —

Eine halbe Stunde nach der Mittagstafel der Bedienten wird das Glöckchen im Kastelle zum zweitenmal geläutet. Jetzt ist es das leichtfüßige, plappermäulige Volk der Stubenmädchen, das hüpfend und singend daherkommt und sich ohne viel Anstand über die Speisen hermacht. Da diese Sonntagskinder überall so ziemlich desselben Schlages sind, so erläßt man uns ihre Schilderungen. Nur soviel sei erwähnt, daß die Kost dieser Damen sich schon zu fünf Gerichten hinauf potenziert.

Ein dreimaliges Läuten mit dem Glöckchen verkündet endlich, daß der große Augenblick herangekommen, wo sich die „Herrschaft“ zur Tafel begibt. Jetzt versammeln sich die cour- und tafelfähigen Gäste, wozu das sämtliche Lehrpersonale, die Sekretäre und Schreiber, sowie etwa die anwesenden höheren Beamten gehören. Es versteht sich von selbst, daß dieser Tisch ganz vortrefflich bestellt ist, selten unter neun oder zehn Gerichten, die sich an einem Festtage zu einer zahllosen Masse noch erhöhen. Die Bedienung ist blitzschnell, der Wein ausgezeichnet, die Speisen meistens französisch bereitet. Die

Konversation wird deutsch, französisch, ungarisch, zuweilen auch englisch geführt; natürlich absorbiert sie größtenteils die Politik, die, nach der jedesmaligen Partei des Gutsherrn, von den Anwesenden oft mit überschwenglicher Hitze besprochen wird.

Die übrige Zeit in einem Kastelle verfließt unter den angenehmsten Dingen. Jede Jahreszeit bringt da ihre Freuden. Im Winter vorzüglich blüht ein Frühling des Politisierens in der großen Offiziersstube, wo jeder Abend die vornehme crême versammelt und man sich mannigfachen Zerstreuungen hingibt. Während draußen die stürmische Windsbraut durch die schneebedeckten Gänge des Gartens fegt, blühen in der Offiziersstube die wildesten und abenteuerlichsten Blumen der Politik. Da sproßt es und keimt es in allen Gemütern, und ein jedes bringt seinen Teil dar zur allgemeinen Schlacht gegen den Tyrannen Winter. Man ergötzt sich mit Pfänder- und Küssespiel, woraus dann im nächsten Frühling manch Paar sich abwindet, das man dann im nächtlichen Garten in schönen Träumen wandeln sieht. Mehrmal in der Woche wird auf die Jagd gegangen, man schießt Bären, Wölfe, Füchse, Hasen usw.; oder man besucht die Karnevalsfreuden in den benachbarten Städten, woher sich dann die Damen ein ganzes Arsenal von Spott- und Verlachungspfeilen holen, die sie auf die armen Städterinnen losschießen. Natürlich geht es ihnen bei jenen auch nicht um ein Haar besser.

Und erst der Frühling und der Sommer! Ist es nötig, ihre Annehmlichkeiten schildern zu wollen, inmitten einer schönen, zauberischen Natur? Und die Weinlese im Herbste!

Überhaupt gestaltet sich das Leben in einem ungarischen Kastelle zu dem heitersten und heimlichsten, das ich kenne. Die Tage, die ich dort verlebt, werden mir immer wie freundliche Mädchenaugen in der Erinnerung leuchten.

Reisereflexe aus Nordungarn.

Mit einem Fuß im Wagen, der mich und meine Gefährten nach dem Norden Ungarns bringen sollte, war es ein letztes, scheidendes Bild, was mich in jenem Augenblick beschäftigte. Auf der Landungsbrücke zu Waitzen stand nämlich ein alter, bedeutend ergrauter Mann. Außer den etwas strengen Zügen in seinem Antlitz war vielleicht nur das weiße Tuch in der Hand merkwürdig, das er unaufhörlich gegen die eben vorübersegelnde „Maria Anna“ schwenkte. Auch das schien nicht eben bemerkenswert, wenn nicht auf dem Verdeck des Schiffes eine schöne weibliche Gestalt (es wurde einem bei ihrem Anblick ganz Clauren-lüstern zumut) sich lächelnd dem flatternden Gruße auf der Brücke verneigt hätte. Bekanntlich führen aber diese stolzen Dampfer nur ein episodisches Leben; sie kommen, gehen und verschwinden und lassen einen Roman selten bis zu seinem letzten Kapitel spielen. So kam es, daß der Mann noch immer dastand und winkte und das Tuch flattern ließ, als statt des lächelnden Grußes der Dame nur ein weißer Rauch zurückgekräuselt kam, der sich über die blauen Fluten der Donau lagerte.

Hatten sich die beiden gekannt? War jenes Schwenken des weißen Tuches ein gewöhnliches fare well, wie man es aus einem Gefühle von Sicherheit den auf dem falschen Elemente Dahinschwimmenden nachzuwinken sich gedrungen fühlt, ohne daß man gerade Bruder, Schwester, Geliebten oder Geliebte auf den schwanken Brettern wissen muß?

Ja, fiel es mir endlich ein, ist es nicht sonderbar, daß gerade jetzt dieser Mann und dieses Weib mir den Süden und Norden recht lebhaft vor die Augen rücken? Ja, dieser Mann mit den puritanischen Zügen ist Nord, dieses Weib mit dem sieghaften Lächeln auf den roten Lippen ist Süd. Ist es nicht natürlich, daß sie an dieser Stelle, wo sie voneinander scheiden, ein flatterndes Lebewohl sich zurufen? Dieser Gruß

geht auch mich in etwas an. — Doch, da setzten sich die Rosse in Bewegung, der Kutscher knallte, der Mann entfernte sich von der Brücke, und so rollten wir über den Marktplatz der bischöflichen Stadt Waitzen dem Norden Ungarns zu.

Man verläßt hier das Stromgebiet der Donau, und mit ihr jene riesigen Ebenen, die das Charakteristische des Südens bilden. Das Gebirgsland rückt immer näher heran. Hier drängt sich alles fester und inniger zusammen, während der flache Süden es auseinanderhält. Die Vegetation wird kümmerlicher, die Traube karger, das Auge schweift nicht mehr über die wallenden Felder des Banates, aber dafür, will es mich bedünken, wird das Leben bewegter, frischer, menschlicher. Es steht hier einer dem andern näher, und so hat Goethe ganz recht, wenn er das Gebirgsleben menschlicher nennt, als das der Ebene. Die Gebirge stehen wie stumme Wächter da und warten, ob der Arbeitssinn des Menschen erwacht; sie sind die Konduktoren der Sehnsucht, die ihn ewig über ihre Gipfel ziehen; *sie* pflanzen in seine Seele jene süße Krankheit, wofür nur die deutsche Sprache das Wort „Heimweh“ hat; über sie hinweg eilen seine Gedanken, und er muß gerüstet dastehen, wenn er einmal hinuntersteigen will, um sich die Ebene anzuschauen. Das flache Land bannt alle diese Gefühle fest; dem Gedanken werden die Fittiche verkürzt, daß er nicht fliegen kann und nur mühsam am Boden fortkriecht. Es versteht sich von selbst, daß diese Parallele nicht von allen Seiten auf den Süden Ungarns paßt. Eben seine phantastische Öde, sein originelles Barbarentum machen ihn unendlich poetischer als den Norden. Denn hier ist bereits Realität vorhanden, dort kann der Poet noch immer ein windschnelles Gedankenroß besteigen und es stundenlang über die meilenweiten Ebenen tummeln. Nichts hält ihn auf, überall findet er Stationen, wo er ruhen kann. Da liegt eine einsame Tscharda, dort fliegt ein Csikos seinen Tieren nach, zu den Städten zieht ihn das eigen=

tümliche Leben, zu den Dörfern das Volk, das er in seiner Reinheit kennen will. Ganz anders der Norden! Hier sind es die Gebirge, die eine Lebenstätigkeit ganz anderer Art erwecken. Nach allen Seiten hin sieht man Essen dampfen, hört das Pochen der Gewerke, das Schallen der Hämmer. Schwer beladene Wagen kommen des Wegs daher; sie führen rohe Erze oder zerarbeitetes Metall. Burschen in farbiger Grubentracht gehen singend über die Straße — ein kraftvoll lebendiger Menschenschlag. Das Auge, obwohl gewöhnt an die Finsternis der Teufe, ist keineswegs im Lichte des Tages scheu. „Glück auf" ist ein rührend schöner Gruß! In den Gasthäusern hört man viel von Stollen, Kuxen, Kobalt, Antimonium, Eisen, Zementgruben und dergleichen Dingen sprechen. Ich wurde dadurch auf eine ganz neue Welt verwiesen, und in meiner Seele fingen vergessene Dinge an aufzuleben, so daß ich wieder an Gnomen und Berggeister dachte, die dem Menschen so viele schnakische Streiche spielen. Oft dachte ich an das schöne Lied von Novalis:

Der ist der Herr der Erde,
Der ihre Güter mißt.

Hier im Norden Ungarns begreift man, warum der eigentliche Kern des Magyarenstammes sich mehr nach unten gewandt hat. Der Magyare liebt nicht das Gebirge. Berg und Tal scheiden zu sehr, und er war des Zusammenlebens in Haufen, sei es im Zelte oder auf dem Rosse, von jeher gewöhnt. Er kam von der Ebene, und wieder mußte er sie aufsuchen, nachdem er sie im fernen Asien einmal verlassen. Darum hat der „Gott der Ungarn" mit dem Süden dieses Landes ein rechtes Meisterstück geschaffen. Wo das magyarische Element hier oben erscheint, ist es gleichsam versprengt und von seinem Ziele abgelenkt. Schrittweise weicht es zurück, und selbst, wo es sich gesammelt hat, muß es sich das Amalgam fremder Nationalitäten gefallen lassen. Je weiter man „hinauf" kommt, je auffallender wird das eben

Bemerkte. Physiognomie und Melodie des Volkes ändert sich; neben dem melancholisch-düstern, leise verhallenden, edel klagenden Liede des Magyaren die traurig-dumpfen Klänge des Slawen, die mich oft an gesungene Tränen mahnten. Sogar des Nachts fehlte es nicht an Gelegenheit, Bemerkungen dieser Art anzustellen.

Kamen wir oft um Mitternacht in ein magyarisches Dorf, so schien noch ein geheimnisvolles Treiben in der Gasse zu weben. Wir sahen dunkle Gestalten auf und ab schweben; von den Fenstern schallte manch unverstandenes und von Seufzern begleitetes Wort; an manchen Toren standen wie Wachtposten harrende Bursche. Hier saß ein Junge an einem Stein, drei Schritte vom Haus, und sang ein Lied, wahrscheinlich der holden Liebe geweiht; der Mond stand so hell und verräterisch über der kleinen Wohnung, in der gewiß zwei Augen gar nicht einschlafen konnten . . . . . In später Nacht war ich einmal aus leichtem Schlaf aufgerüttelt worden. Wir hielten mitten im Dorfe, wo wir „Vorspann“ bekommen sollten. Unser Diener ging zum „kis biró“, der die Pferde besorgen muß, Monsieur le kis biró war aber nicht zu Hause. Dafür aber ward unser Wagen im Augenblicke von einem Dutzend junger Bursche umringt, in welcher Absicht, konnten wir nicht erraten. Der kis biró kam endlich und verschaffte uns das Gewünschte. Was aber taten diese Bursche in so später Nacht auf der Gasse? Ach, der Grund ist leicht zu erraten. Und wahrscheinlich hatte auch Monsieur le kis biró seine amtliche Würde so weit vergessen, daß er an der Tür einer Dorfdirne Liebewacht hielt und darüber die Reisenden vernachlässigte.

Und nun nehmt einen Stein und werft ihn auf den Schuldigen!

Wie ganz anders sah es um diese Zeit im nächsten slawischen Dorfe aus! Da war es still und dumpf. Kein Bursche, kein Laut, kein Klang! Die „Vorspann“ wurde

träge und lässig besorgt; der Bauer setzte sich verdrossen aufs Pferd und kutschierte in die Nacht hinein. Oft versuchte ich, Gespräche mit ihm anzuknüpfen, aber die Antworten waren kurz und gezwungen. Desto mehr schien er mit seinen Pferden vertraut und in einem mehr als herrischen Verhältnis zu ihnen zu stehen. Er hielt ganze Dialoge mit ihnen und ihr Gewieher verstand ihn gewiß. So sprach er einst: „Ha, du ‚Weiße‘, siehst du denn nicht, daß dir die ‚Mutwillige‘ jeden Augenblick zuvorkommt? ‚Mütterchen‘, hast du denn gar kein Auge für den ‚Springer‘, der immerfort aus dem Wege kommt? Ha, du falsche ‚Mutwillige‘, nicht ein Haferkorn sollst du bekommen! Dein Huf sei verflucht, du kriechende ‚Weiße‘“ . . . .

Eines Abends langten wir in einem Dorfe an, dessen Häuser reinlicher, wohlgeordneter, ja sogar eleganter schienen. Die meisten glänzten in weißer Kalkbekleidung, an vielen sahen wir die Bauern beschäftigt mit Weißen, was jeden Samstag regelmäßig geschieht. Andere standen da und zogen emsig um die vier Seiten einen breiten grauen Strich herum, zu dem ihnen die Kinder einen gewaltigen Farbentopf nachtrugen. Der Vater setzte erst eine lange Stange an und bezeichnete mit geometrischer Genauigkeit die Stelle, bis wohin er den grauen Strich auftragen wollte. Das Kind achtete mit außerordentlicher Aufmerksamkeit auf die Handbewegungen des Vaters.

Mich rührte dieses Stilleben. Es waren Deutsche, deren Vorfahren vor etwa hundert Jahren hierher eingewandert. Binnen dieser Zeit hatten sie sich sämtlich magyarisiert, aber deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hatten unausreißbare Wurzeln geschlagen, die die angenommene Nationalität nicht zu unterdrücken vermocht. Ist das nicht ein deutlicher Beweis von dem Kosmopolitismus des deutschen Geistes, der sein Evangelium einst der Welt verkünden wird?

Dieser deutsch-ungarische Bauer, mit der Zirkelstange

in der Hand, womit er die vier Seiten des Färbestriches abmaß, hat mir wieder ganz lebhaft deutsches Leben und — Träumen vor die Augen gebracht. Dasselbe Wesen hier im Norden Ungarns wie an den Ufern des Mississippi, wie in den Wäldern Litauens und der russischen Krim. Allüberall dasselbe Gemütsleben, dasselbe Anstreben an fremde Nationalitäten, dasselbe Vergessen seiner eigenen!

Ein Haufe Kortes zog durchs Dorf zur Restauration, in die nächste Komitatsstadt. Sie trugen buntgeschmückte Fahnen; voran zog schwarzgekraustes Zigeunervolk und spielte und geigte. Die Edelleute jauchzten und jubelten, stießen und drängten sich, sangen und schrien, daß die Lüfte erschallten und unsere Pferde unruhig wurden. Es gewährte eine überaus interessante und pittoreske Szene. Der Deutsch-Ungar mit der Zirkelstange schenkte dem ganzen Bilde nicht die geringste Aufmerksamkeit; nur ein einziges Mal kehrte er sich um und lächelte. Dann fuhr er ruhig in seiner Arbeit fort.

O deutsches Lächeln!

Ach, ich weiß nicht, warum jenes deutsche Lächeln so gespensterartig meiner ganzen Reise nachglitt? War es, weil ich selbst nicht lachen konnte? In der Tat, will jemand erfahren, in welchem Grade ihm die Ader des Humors eigen sei, so reise er bei schlechtem Wetter und Wege nach Nordungarn. Er wird bald nicht wissen, ob er weinen oder lachen solle, und da nach der Erklärung unserer besten Ästhetiker der Humor ein weinendes und ein lachendes Auge hat, so dürfte nach meiner Meinung die überaus reichliche Morastfülle ein vortreffliches Botanybay für alle unsere Afterhumoristen und Humoraffen abgeben, die in den Journalen die Glocken und die Glöcklein ihres Witzes bimmeln lassen. Ich selbst will hiemit keinen Witz gerissen haben, denn wenn mich je etwas in der Überzeugung bestärkte, daß mir aller Humor abgeht, so war es diese Reise durch das nördliche Ungarn. Ich ärgerte mich in einem fort, ich war verdrieß-

lich, und unsere Mühseligkeiten und Plagen kamen mir höchst tragisch vor, ohne alle Beimischung von Shakespeareschem Humor. Meine ohnehin sensible Natur zuckte wie eine sentimentale Mimose hundertmal in einem Tage zusammen, ohne daß es ihr einfiel, sich mit lachender Miene über diesen Morast einer ungarischen Komitatsstraße hinauszuheben. Statt Witz hatte sie nur Zorn, statt humoristischer Bockssprünge über den Morast geriet sie nur desto tiefer hinein. Nur zuweilen, und dies nur in einem Zustande völliger Abspannung, dachte sie darüber nach, wie sich diese trüben Wunden am ungarischen Staatsleib heilen ließen.

Ich bin der Meinung, die Magyaren sollten auf zwanzig Jahre jedem Ausländer ihr Land verschließen. Während dieser Zeit sollten sie rüstig zimmern und bauen, schaffen und niederreißen und so einen Christbaum mit den allerschönsten Bescherungen so lange unter Schloß und Riegel halten, bis nicht alles „fix und fertig" dastände. Bis nicht die Glocke und mit ihr die Erlaubnisstunde geläutet würde, daß man kommen und anschauen dürfe, was man so herrlich und in freudiger Fülle ausgebreitet, sollte sich ein jeder draußen an den Marken des Landes in Ruhe und Geduld bescheiden. Da aber freilich eine solche Prohibitivmaßregel unausführbar erscheint, so könnte man auch eine kleine Ausnahme von der Regel gestatten. Man könnte z. B. Poeten und anderem unschuldigen Volke den Einlaßpaß unter gewissen Bedingungen ausstellen. Die sehen aber ohnehin nichts und finden gewöhnlich am Halbgeschaffenen und Werdenden, wie Kinder, ihre Freude. Hier fiele also die Gefahr des Weiterplauderns von selbst weg. Aber den anderen verdrießlichen Leuten, die nur immer und ewig das Ganze ins Auge fassen, als Ökonomen, Finanziers, Fabriksunternehmer, Kapitalisten usw., dürfte unter keiner Bedingung, als nach Ablauf der zwanzig Jahre, bis der ganze große Weihnachtsbaum mit allen Bändern, Flittern und Lichtern geputzt dasteht, der Eingang gestattet werden.

Auf diese Weise könnten auch die sprichwörtlich gewordenen Komitatsstraßen in kurzer Zeit zu einer Lüge werden. Wo wäre dann dieser Morast? Er läge ausgetrocknet von der Sonne des Jahrhunderts, die indessen auch andere Wesen aus ihren Hülsen herausgebrütet hätte. Wo müßte man dann über achtundzwanzig Meilen drei lange, trostlose Tage und eine grauenhaft durchschüttelte Nacht zubringen? Ich frage, wo? vielleicht in jedem andern Lande eher als in Ungarn. Da aber die meisten Länder Europas, ihre Kommunikationsmittel in einen immer bessern Zustand zu bringen sich bemühen, so wäre hiemit von Ungarn der wunde Fleck, die schlechtesten und unfahrbarsten zu besitzen, bald getilgt.

Ist das nicht ein beherzigenswerter Rat? Gewiß ebenso beherzigenswert, als es wahr ist, daß in der Nähe der Städte die Straßen gewöhnlich am morastigsten sind. Woher diese Anomalie? Fast mit mathematischer Genauigkeit konnte ich meinem Gefährten jedesmal voraussagen, ob wir uns noch in naher oder weiter Entfernung von einer Stadt befanden. In dieser Einrahmung trafen wir die meisten an. Man sollte beinahe glauben, der Morast wäre das eigentliche Lebenselement, in dem sich diese Städte erst recht entwickeln könnten. Bekanntlich ist man anderswo in diesem Punkte ganz abweichender Meinung. Man kommt durch Städte mit einer Einwohnerzahl von 5000 bis 8000 Seelen, in jedem andern Lande schon eine bedeutende Ziffer, die aber hier im Nominal- und Charakterwert mit dem kleinsten und wenigst bevölkerten Städtchen auf derselben Stufe steht. Rivalität und Selbstbewußtsein scheint man hier nicht zu kennen, und die Logik, vermöge welcher man jede Besserung unterläßt, ist so übel nicht. Man philosophiert so: Ist schlechtes Wetter, so bleibt jeder gern zu Hause, und was nützt es dann, ob man Sumpf in den Straßen oder trockene Trottoirs hat; ist schönes Wetter, so ist jeder Weg gut und die liebe Sonne ist auch nicht umsonst an den Himmel hingestellt worden. Der Straßen-

pflasterung geht es hier wie der Straßenbeleuchtung in einem deutschen Reichsstädtchen — man unterließ sie aus dem Grunde, weil bei Nacht kein ehrlicher Mensch etwas auf der Gasse zu tun habe, und für Diebe und schlechtes Gesindel werde man sich nicht in teure Beleuchtungskosten einlassen; für die sei der Mond genug. Singt doch ein deutscher Poet: „Der Mond ist unsre Sonne."

Dennoch liebe ich sie, diese kleinen, sumpfigen, staubigen und unbeleuchteten Provinzstädtchen — ich liebe sie nicht nur hier, sondern auch anderswo. Sie sind die Verstoßenen, die Stillen im Lande. Seit sie nur die Entrepots für den geistigen und materiellen Bedarf der Hauptstädte geworden, haben sie die gegründetesten Ansprüche auf unser Mitleid. Wo ist die schöne und teuere Selbständigkeit hingekommen, die sie einst besaßen, und die sich so trutzig und putzig machte; wo ist die Originalität, die einst einem jeden von ihnen eine eigene Färbung verlieh? Auf dem Rathause, da liegen unter Schloß und Riegel einige bestaubte und verwitterte Pergamente mit gewaltig großen Kapseln daran — da liegt diese Selbständigkeit und Originalität, und schlummern die Erinnerungen vergangener Zeiten einen tiefen, gesunden Schlaf. Die Gegenwart steht dabei und wedelt ihnen mit einem Fächer Kühlung und Ruhe zu, damit sie ja nicht sobald wieder erwachen. Hat jemandem die Gegenwart ein Wehe bereitet, so widerfuhr es diesen kleinen Provinzstädtchen. Sie hat ihnen alles genommen; sie nimmt ihnen noch allen Putz, alle Blumen und Zieraten und streut sie als Huldigungsgabe auf den stolzen Scheitel der Hauptstadt. Die Morgenröte, die über der letztern aufstieg, berührte sie nur als Abenddämmerung, wie Antipoden, der bald die Nacht folgen wird. Einst hatte jedes von ihnen seine eigene Sonne, um die es sich drehte, jetzt kennen sie nur die große Zentrallampe der Hauptstadt, die ihnen einige mitleidige Strahlen wie ein Almosen zuwirft; Selbständigkeit und Originalität haben sie um das

teuere Sündengeld veräußert, die kreisenden Planeten der Hauptstadt zu sein. Und was bietet sie ihnen dafür? Den Pagendienst bei ihr zu verrichten, die Purpurkissen ihr zurechtzulegen und die Spieltische zu arrangieren, wo Sinnentaumel der Croupier ist, der das Goldmark ruhig „einstreicht".

Und dennoch kann man hier die Gegenwart nicht anklagen, daß sie in ihrem Demolierungseifer zu weit gegangen. Sie verfolgt dabei nur den ihr vorgeschriebenen Weg, sie geht den Schwingungen ihres Genius nach, wie ihn jede Zeit hat. Unsere hat den Genius des Nivellierens. Darum müssen alle diese stolzen Zedern des Mittelalters fallen, die sich so erhaben neben dem andern Gesträuche dünken, sie müssen sich bequemen, die stolzen Kronen zu den Nadelhölzern herabzubeugen. Kann es ihr nun jemand verargen, wenn sie an diesen Pergamenten, Zunftfreiheiten und Privilegien mit etwas spöttischen Augen vorübergeht, wenn sie ohne Pietät sie zusammenschneidet, unbrauchbar findet und aufhebt? Sie hat dazu das Recht — nur krankhafte Gemüter werden es ihr abstreiten. Das Mittelalter mußte seine Bevorrechtigung auf gut Glück dem und jenem Städtchen ausstellen; die Gegenwart weicht von dieser Exemtionsmethode ab und will alles uniformieren. Wessen Geist wollen wir nun huldigen?

Charakteristisch aber für das Wesen unserer Zeit bleibt die Wahl ihrer Werkzeuge, womit sie das Demolierungsgeschäft betreibt. Ein Finanzier hat eine schlaflose Nacht — am andern Tage wird eine Eisenbahn projektiert. Dasselbe Städtchen nun, das einen Schatz alter historischer Erinnerungen besitzt, das in der Chronik des Landes sein eigenes Blatt behauptet, wird mit einem Male aller seiner Eigentümlichkeiten beraubt und zu einer ganz bescheidenen Vorstadt der Kapitale degradiert. Diese Kleinstädter mögen dann noch so wichtig, noch so historisch ernst mit den alten Pergamenten und den gewaltig großen Kapseln daran vortreten, sie mögen

sich noch so putzig und bedeutsam in die Brust werfen, was nützt das alles? Man schreit ihnen noch mit vornehmer Protektormiene zu: „Ihr müßt zufrieden sein, daß wir aus Kleinstädtern euch zu Vorstädtern der Residenz gemacht; jetzt werdet ihr erst wissen, was Leben und Genuß heißt.“ Und mit dieser Antwort gehen die guten Leutchen nach Hause und auf das Rathaus zu den großen, eisernen Truhen, nehmen die alten Pergamente mit den ungeheuern Siegeln heraus und finden, o Wunder! das rote Wachs schon geschmolzen. Ein feiner Rauch aus dem Schornstein der Lokomotive war bis in die geheimsten Gemächer der Geschichte gedrungen und hatte da den schrecklich-historischen Frevel begangen. Was sollen sie nun tun? Die süßeste Miene zum bösen Spiele machen und die Pergamente allenfalls mit in das Feuer werfen. Das aber ist die Gegenwart! Sie hat eine höchst eigentümliche Poesie!

Die meisten dieser Städte und Städtchen, die wir auf unserer dreitägigen Fahrt berührten, trugen den Charakter dieser „Stillen und Verstoßenen“ im Lande an sich. So sahen wir Waitzen, Ballassa-Gyarmath, Losoncz, Pelsötz, Rima-Szombath und Rosenau. Ich wüßte wenig Merkwürdiges von ihnen zu erzählen, was ich nicht schon oben zur Genüge angedeutet: ihren Morast nämlich. Das ist aber auch die einzige und letzte Jeremiade, die mir über dieses Aggregat der Städte noch entfahren soll; auch mit Wirtshausrechnungen werde ich den Leser verschonen, weil es nicht in meiner Gewohnheit ist, mit der Speisenkarte in der Hand herumzureisen und den Impertinenzen der Kellner noch eine gewisse Unsterblichkeit zu verschaffen. Auch von Kirchen, Palästen, öffentlichen Gebäuden, Monumenten usw. mache ich keine Meldung und weiß nicht zu erzählen, ob sie mit Correggios und Raffaels gefüllt sind, welcher Thorwaldsen hier gemeißelt habe usw., und das aus dem ganz einfachen Grund, weil ich sie nicht gesehen, und selbst wenn ich sie gesehen, mir den

bescheidenen Zweifel erlauben würde, ob sie denn auch von allen diesen Meistern herrührten. Ich bin auch nicht zu Schulmeistern, Küstern und Portiers gelaufen, um aus diesen oft einzigen Geschichtsforschern einer Stadt das Schicksal dieses und jenes Steines herauszupumpen. Das Ciceronegeschäft kennt man in Ungarn noch gar nicht; der Reisende muß auf eigene Faust sehen, hören und forschen, und so wage ich es denn auch, eigen Gedachtes und Gesehenes hier vorzuführen, oder vielmehr ein kleines Stück Geschichte in Vogelperspektive dem Leser zu geben, wie es mir der Anblick dieser Städte Ungarns in kleinen, luftigen Blättern zuwehte.

Ehrwürdig sei uns dieser Morast der Städte — die Geschichte wandelt in seinen Fußstapfen. Besser als die lebendigste Chronik führt er uns zum wahren Verständnisse des ungarischen Städtewesens; eine treuere Biographie dessen, was es gewesen und noch ist, finden wir nur in ihm. Ungarisches Städtewesen! Das Wort ist Anomalie. Als der Süden dieses Landes, wohin der eigentliche Magyarenstamm aus Neigung zu weit ausgedehnten Ebenen sich vorzüglich versprengt hatte, noch eine halb asiatische Färbung trug, hatte hier im Norden das Städtewesen seine Keime ausgeworfen, die in reichlicher Fülle aufblühten. Den Magyaren mußten diese neuen Sprößlinge seines Landes an die Drachenzähne des Kadmus gemahnen, die ihm keine freudige Saat verhießen. Sie widerstrebten seiner innersten Natur, er liebte weites, wallendes Gefilde, Herden wiehernder Rosse, brüllender Rinder, und da waren Leute aus dem fernen Deutschland gekommen, die sich hinter Mauern abschlossen, Handel und Gewerbe trieben und nichts anderes verlangten, als daß man sie in Ruhe und Frieden hantieren lasse. Man gönnte ihnen diese Ruhe; man ließ dieses Treiben gewähren, weil noch nicht der Puls eines politischen Lebens in ihm pochte. So sehen wir diese gemauerte Anomalie immer weiter um sich greifen; sie fängt an, einen dichten Phalanx zu bilden; man

will ihn nicht durchbrechen, nicht erschüttern, aber ihn gebrauchen und in die Schlachtreihen stellen will man.

Dieses Städtewesen, von deutscher Seite aus eingeimpft, ist es nicht eine der sonderbarsten Verkettungen der Geschichte? Eben durch die Streifzüge der Magyaren wurde es in Deutschland geweckt; auf weitem Felde wagte man nicht, ihnen zu begegnen; die kleinen flüchtigen Rosse überflügelten, zerstampften alles, und auch fliehend, traf der rückgewandte Pfeil. Aber die Stadtmauern verhießen Sicherheit, und hieher flüchtete das Samenkorn, das in Gefahr stand, zertreten zu werden. Nun waren die Horden zurückgetrieben; es trank kein ungarisches Roß mehr aus den Fluten des Lech, kein hunnischer Pfeil traf mehr eines deutschen Mannes Herz. Die Lüfte waren ruhig, der Weg frei; die europäische Kultur fängt an, diese orientalischen Massen zu durchwärmen, die Amalgamierung von nomadischem und gotischem Wesen beginnt vor sich zu gehen — ein chemischer Prozeß, der zu den interessantesten der Geschichte gehört. Ein jeder von den beiden Teilen gibt etwas an den andern ab und bekommt wieder etwas, und so entsteht diese sonderbare Mischung, die man vielleicht Romantik nennen wird. Die magyarische Romantik ist aber etwas ganz anderes als die des Abendlandes; sie hat nicht die tiefe Dämmerung der gotischen Weise an sich. Diese Zeit des Zwitterlichtes, wo sich die ungestüme Magyarennatur eines Teiles ihrer Kraft zu entäußern anfängt, benützt ein Missionär im fernen Deutschland, um das Evangelium germanischen Lebens in das wilde Ungarn zu tragen. Dasselbe Städtewesen, dem magyarische Raubzüge indirekt das Dasein gegeben, kommt nun in Gestalt von gewinnlustigen Kaufleuten hieher, und bietet sich dem alten Gegner freundlichst an. Sie kennen sich beide noch, und ein Glücksstern geht über dem neuen Bunde auf, der sie nicht mehr trennen soll. Kennt ihr einen versöhnendern Schritt für angetane Unbill in der ganzen Geschichte?

Sie baten um Ruhe und Frieden, diese unbeachteten Städte; das deutsche Wesen wollte Zeit und Muße gewinnen, den Entwicklungsgang zu verfolgen, den es in der Heimat begonnen und hier fortsetzen wollte. Man gewährte sie — aber auf nicht lange. Gerade in dem Punkte, wo sie im Schweiße ihrer Krisis sich befanden, wurden sie auf den Schauplatz des politischen Treibens gerissen. Aber da hatten sie noch nicht eigene Kraft und Selbständigkeit genug gewonnen, als daß sie diesem vorzeitigen Hinausführen in die freie Luft hätten widerstehen können. Das Unvermeidliche geschah; der Krankheitsstoff schlug in das Blut zurück, und wenn er auch nicht den Tod zur Folge hatte, so ließ er doch ewige Schwäche nach sich, die in den nachfolgenden Jahrhunderten sich immer mehr herausstellte. Sie wurden von einer Faktion der andern in die Arme geworfen, und die nationalen Antipathien sprachen sich offen gegen sie aus. In Deutschland fanden die Städte in den ewigen Wirren von Kaiser und Reich ihren Haltepunkt und ihr Zentrum in sich selbst; den ungarischen fehlte das. Sie kamen nie zum Selbstbewußtsein ihrer Kraft und ließen die Umstände über sich hinziehen, zwar nicht in passiver Gedankenlosigkeit, aber doch in passiver Tätigkeit. Sie ließen sich auf die eine oder auf die andere Seite werfen; wurden die Faktionen mächtig, so schmeichelten sie ihnen, standen ihnen bei mit Geld und Truppen, wurden sie schwach, so fielen sie andern als Beute anheim. Alle fanden hier den magnetischen Anziehepunkt, wo sie die Blitze ihrer Leidenschaften entleeren konnten. Alle tummelten sich hier herum, die Gissinger, Giskra von Brandeis, Komoróczy, Ziska und wie sie heißen, diese deutschen, böhmischen und polnischen Kondottieri, die diesen Abschnitt der Geschichte Ungarns an die italienischen Republiken des Mittelalters gemahnen lassen. Und in allen diesen Wirren trat diese unnatürlich hervorgebrachte Schwäche der Städte immer deutlicher hervor; sie konnten sich zu nichts erheben,

die Kraft ihrer Lenden war gebrochen; nach den Wirren trat Schlaffheit ein, kamen alle die Folgen nach, unter anderem auch — dieser Morast.

Der Roman der Pußta.

I. Die Blume war gebrochen.

Wunderlich seltsam geschmückt nehmen sich heute die Tore an den Häusern jenes Pußtadorfes aus. Ist denn Meister Frühling wirklich ein allbelebender, triumphgewohnter König, dem zu Ehren man Schloß und Riegel öffnet und die Pfosten des Hauses mit fröhlichen Blumen bekleidet? Wahrlich, nicht anders sieht es heute in jenem Pußtadorfe aus. Da gibt es kein Haustor, groß und klein, durch dessen Spalten und Ritzen nicht einige Blümlein hinausragten. Aber sonderbar genug: diese Blüten sind, ohne alle Abwechslung, an jedem Haustore von gleicher Farbe; es sind gelbe, kleine Blümlein, nicht größer als gewöhnliche Waldblumen, aber seltsam geformt in Blättern und Stengel, mit schwarzen Punkten besprengt, die wie glühende Mädchenaugen nach einem schauen. Allüberall derselbe Häuserschmuck! Diese schwarzen, brennenden Punkte, weil sie an jedem Tore von jeder Blume herabglänzen, scheinen im Weiterschreiten ein unheimliches Leben zu gewinnen, wie unsichtbare Fäden schlingen sie sich um des Wanderers Schritte, daß er nicht weiter vermag und stille stehen muß. Scheint doch die Wahl dieser Blumen etwas Bedeutsames, Absichtliches.

Es ist drei Uhr morgens. Weil heute Walpurgisnacht war, schläft und ruht noch alles im Dorfe und denkt an kein Aufwachen. In dieser Nacht des Hexensabbats ist über die Natur gleichsam ein Zauberbann gesprochen, sie teilt mit dem Menschen die träge Ruhe und den wollustvollen Taumel. Der Hahn kräht nicht, die Hunde bellen nicht; in dieser

Nacht ist jeder Tierlaut gebannt von 12 Uhr des Nachts, bis am Glockenturme des Dorfes die dritte Morgenstunde verkündet wird. Nicht einmal die Katzen wimmern, denn sie haben mit den besenstielfahrenden Damen die lustige Reise angetreten; der Baum rauscht nicht, denn in den Lüften ist es still, und so, im geheimnisvollen Dunkel, gebiert diese Nacht einen holden, lebendigen Knaben, den sie den ersten Maitag benamen. Schon hat sich Morgendämmerung über Pußta und Dorf gelegt; weit, weit über den gelben Sand der Heide erglänzt der goldene Strahl hin, die Wellen des kleinen Baches, der mitten durchfließt, fangen an lauter zu reden, in den Lüften tanzt und webt es von unzähligen Insekten. Er ist da, der holde, lebendige Knabe!

Drüben in dem kleinen Hause, beinahe am äußersten Ende des Dorfes, entsteht plötzlich ein Geräusch. Über das schmale Haustor neigt sich ein Kopf; dann wird ein ganzer Körper sichtbar, der hinübersetzt und mit einem einzigen Sprunge den Boden betritt. Draußen aber, angebunden am Haustore, harrt ein Roß; auf das wirft sich die Männergestalt und fliegt davon. Eine weitpanschige gatya trägt der Reiter; das kurze Hemd flattert darüber hin, die langen Haare fahren ungedämmt im frischen Morgenwinde hin und her; nackt und unbedeckt sind die Füße. Gegen die Pußta hin, die sich hinter dem Dorfe weit und lang aufschließt, lenkt der Reiter den Lauf seines Rosses. Schon verschwunden ist er.

Im Dorfe aber scheint nun alles durch den schallenden Huftritt des Pferdes erwacht. Von dem Glockenturme erschallen drei langsame Schläge, und gleich, als wäre dies das Zeichen, daß von jetzt an der Zauberbann der Walpurgisnacht hinweggenommen sei, beginnt im Dorfe das lärmende Wirken des Werktages. Der Hahn kräht; Hundegebell erschallt. Hier und da werden Haustore geöffnet, und heraus tritt ein schläfriger Knecht oder eine halbnackte Magd.

Aber o seltsames Beginnen! Ein gemeinschaftlicher Gedanke scheint plötzlich in beiden aufgestiegen zu sein. Zu dem Haustore laufen sie, durch dessen Spalten und Ritzen jene gelben Blüten heraussehen; einen Blick werfen sie darauf, und Knecht und Magd ist wieder ins Haus hineingerannt, aus dem bald ein mächtiger Lärm hervordringt. Noch sind wenige Augenblicke vergangen, da stürzen zu allen Haustoren schreiende und lärmende Menschengruppen heraus. Vater, Mutter, Töchter und Söhne, sogar die Kindlein fehlen nicht, im kalten Hemde, zitternd und frierend. Um die Haustore stellen sie sich und begaffen die gelben Blüten, die durch Spalten und Ritzen hervorsehen. Nun ein Schrei, ein Jubelruf durch das ganze Dorf. Alle Blüten sind unversehrt, keine ist gebrochen.

„Ich bleibe leben, Illona," ruft hier ein vorüberrennendes hochbusiges Mädchen, mit dessen Halstuch der lose Wind sein Spiel treibt. „Ich auch, ich auch," wird ihr zur Antwort, und die Mädchen huschen ins Haus hinein. Da steht ein Paar beisammen, Bursch und Mädchen. Ein Gedanke, eine Seele! Zum ersten Male seit dem Tanze in der Tscharda auf der Pußta wagt er ihr leise einige Worte zuzuflüstern und die Hand zu drücken. „Du wirst leben, meine Julcsa," spricht der Bursche blöde. „Mit dir" sagt die Dirne leise und errötet wie die Morgendämmerung.

So ein Jubel, ein Freudenschrei durchs ganze Dorf! Kein Mißlaut in diesen himmlischen Klängen! Luft, wie bist du so balsamisch mild, Bach, wie rauschest du heller und lauter, wie klar ist dein Gewand, Himmel, an dem rosenrote Wolken, wie Bänder an einem Maienbaume, flattern! Haben das alles diese gelben kleinen Blüten getan, mit den schwarzen brennenden Punkten, die wie glühende Mädchenaugen nach einem schauen?

Da drüben aber in jenem kleinen Hause mit dem schmalen Haustor, über das wenige Augenblicke vorher eine

Männergestalt setzte — da drüben ist großer Jammer und Wehklagen. Gerade vor dem Haustore, das den nämlichen Blumenschmuck in seinen Spalten und Ritzen trägt, ist ein gräßlicher Schrei ertönt, aufkreischend wie eine gerissene Saite; darauf stürzt etwas zur Erde mit einem dumpfen Falle. Hilf Himmel! dort ist eine Dirne ohnmächtig zur Erde gefallen. „Jesus Maria! ich sterbe!“

Das hat die gebrochene Blüte am Haustore getan. Es sind eine, zwei, drei Blüten. Von diesen drei Blüten stehen zwei aufrecht, die dritte hängt gebrochen ihr Haupt. Diese verwelkte, gebrochene Blüte sieht wie eine abgerissene Seele, wie ein todreifes Leben aus. Darum vielleicht dieser furchtbare Schreckensschrei, der dem Munde des ohnmächtigen Mädchens entfährt, als sie mit den Worten „Jesus Maria, ich sterbe“ zu Boden stürzt. Das hat folgende Bedeutung: Eine gebrochene Blüte am Haustore bedeutet einen Todesfall in der Familie. So viele Glieder die Familie zählt, so viele Blumen müssen das Haustor schmücken. Diese Blumen wachsen nur in der Nacht vor Walpurgis; früher hat sie kein Menschenkind noch geschaut. Da blühen sie zahllos im Mondenschein auf der Wiese. Sie sind seltsam geformt in Blättern und Stengel; die Blätter sind herzförmig und mit schwarzen brennenden Punkten bestreut, welche man die Augen der Blumen nennt. Die Wurzel läßt sich nur mit der äußersten Anstrengung aus der Erde reißen und stößt dabei einen Schrei aus wie ein Kind, das im schweren Zahnen liegt. Wer sich aber um diesen Schrei der herausgezogenen Blume kümmert, und etwa die Wurzel fahren läßt, dessen Tagewerk wird zunichte. Er muß überhaupt beherzten Mutes sein und das Wimmern der Blüten ringsherum gar nicht beachten. Dreimal bekreuzen muß man sich über Gesicht und Brust, und muß sich dreimal bücken gegen Ost und West und nur einmal gegen Süd und Nord. Dann gelingt alles Tun. Mit den gepflückten Blumen muß man dann schnell

nach Hause eilen und den Raub mit heiligem Weihwasser besprengen. Hierauf werden sie in der Walpurgisnacht vor 12 Uhr in die Spalten und Ritzen der Haustore gesteckt, aber wehe dem, der vermessen noch in der Nacht nach den Blumen sehen wollte! Bis an den Morgen muß er warten und den Geistern nicht ihr Spiel verderben. Die aber fahren des Nachts über der Menschen Häuser hin, und wo ein Haustor mit den gelben Wiesenblumen geschmückt ist, da wollen sie niederreißen und die gefangenen Blüten befreien. Aber die Gewalt des Weihwassers siegt über das böse Tun; nur gewisse Blüten gelingt es ihnen zu befreien. Das sind die Seelen derjenigen, die noch in diesem Jahre die Erde zu verlassen haben. Darum, wo eine Blüte am Haustore geknickt ist, da bedeutet es einen Tod in der Familie . . .

Jesus Maria ! will denn niemand dem ohnmächtigen Mädchen zu Hilfe kommen?

Aber die Mutter im Hause hat bereits den Unheil verkündenden Schrei ihres Kindes vernommen. Sie stürzt heraus und findet das Töchterlein zur schmutzigen Erde gesunken. Da hält sie nun das todbleiche Gesicht ihres Töchterleins in den Armen.

„Um Gott, mein Täubchen, was hast du denn?“

Erst keine Antwort; wie aufgerissen starren die schwarzen Augen des Töchterleins der Mutter in das Antlitz. Die Hand streckt sie nach den Blumen aus, die am Haustore prangen. Die Mutter versteht diese Handbewegung; sie wirft einen Blick hin, und nun weiß sie, warum ihr Töchterlein bleich wie der Tod geworden ist.

Die gebrochene Blume?! Ach Gott! Welch ein Schreckensschrei! welch ein Angstruf! Das hat in der Mutter Busen gegriffen, wie ein zweischneidiges Messer, daß sie auffährt und das halbtote Töchterlein wieder zur Erde schleudert. Mit wildflatternden, grauen Haaren stürzt sie fort und durchrennt wehklagend das halbe Dorf. Schreien muß sie

es in die Lüfte und in die Ohren der Nachbarn, daß ihr Täubchen verscheiden muß, ihr herzinniges, süßes Töchterlein!

Noch stehen zahlreiche Menschengruppen um die Häuser, selig im Bewußtsein eines neuerrungenen Daseins, das ihnen die unversehrten Blumen so gewiß bekräftigen. Da ertönt der Mutter Hilferuf: um eines gebrochenen Blumenstengels wegen soll ihr Töchterlein zu Tode erbleichen! Die Nachbarn kennen wohl diesen Schmerz, laufen alle zusammen, um das sterbensreife Opfer zu betrachten. Will aber keiner retten, keiner trösten; wäre Trost nicht ein frevelhaftes Vergreifen an den Rechten der Unheimlichen? „Ja, sterben muß sie, freilich muß sie sterben,“ so sprechen sie rings, die im Kreise die am Boden liegende Ancko und die wehklagende Mutter umstehen.

Ja, sterben muß sie, freilich muß sie sterben.

Will niemand retten, niemand trösten. Seid ihr denn an Trostesworten so arm, Nachbarn, daß ihr den Schmerz einer armen Witwe nicht um einige Augenblicke betrügen könnt? Wahrhaftig, sie können es nicht. Kein einziges Wort der Linderung, kein einziges! Was wirst du beginnen, trostlose Mutter? Wie sie mit immer wütendern Gebärden durch die Nachbarn rennt, auf jedem Gesicht die traurige Bürgschaft ihres Unglückes lesend, fühlt sie sich von zwei Männerarmen erfaßt, die sie stillezustehen zwingen. Ein hoher Jüngling steht vor ihr. Eine bleiche, hohe Stirne, durch die sich tiefe, erkenntnisreiche Furchen ziehen, ein tiefliegendes brennendes Auge, die Lippen wie zum Trotze aufgeworfen und dabei dennoch so milde und zarte Gesichtszüge. Scheint nicht der Sohn dieses Dorfes zu sein; wie käme sonst der feingeschnürte Attila auf seinen Leib und die kostbare Busennadel in das goldbefranste Halstuch? Aber die Nachbarn treten alle scheu und leise zurück und lassen den Jüngling zu unserer Mutter also sprechen:

„Nachbarin, warum laßt Ihr Euer Töchterlein da im

Staube liegen, warum legt Ihr sie nicht aufs Bett und steht ihr bei? Ich kann den Jammer nicht länger mit anhören. Seht vielmehr, wie ihr sie ins Haus hineinbringt! Die Todesgedanken sollen ihr schon vergehen, wenn man ihr kräftig beweisen wird, daß es sich hier um ein Ammenmärchen handelt, dem niemand rechten Glauben beimessen wird."

Die Witwe läßt die Arme kraftlos sinken und spricht kleinlauten Mutes:

„Seht Ihr denn nicht, gestrenger Herr Jurat, daß mein Töchterlein nicht mehr aufkommen kann, daß sie auf den Tod daniederliegt? Ach mein Täubchen!"

Dabei schlägt sie die dürren Hände über das Gesicht und weint bitterlich. Der Jüngling steht bestürzt da; vor solchen Beweisgründen des wildesten Schmerzes weicht aller Trost zurück. Er wendet sich an die umstehenden Nachbarn; er will sie ermuntern, sie auffordern, nicht laue Zeugen eines so heiligen Mutterschmerzes zu sein.

„Helft, Freunde, seid doch so gut Nachbarn", spricht er mit einschmeichelnden Tönen. „Wollt ihr nicht der Mutter ihr Töchterlein in Sicherheit bringen helfen? Ihr seid doch so gute Leute, ihr duldet und ertragt doch den hundertfachen Schmerz, der diese Mutter foltert; Schmerzens- und Duldensbrüder seid doch ihr alle gemeinschaftlich und könnt jetzt die Leiden euerer Schwester so ruhig umstehen? Soll ich mich denn in euch verkennen, Nachbarn, Freunde!?"

Will niemand retten, niemand trösten. Zwar wollen die Vordern schon Hand anlegen und die ohnmächtige Ancko vom Boden aufrichten, aber da tönt von den Hintenstehenden eine Stimme:

„Rührt sie nicht an, sie ist dem Tode verfallen. Sterben muß, wer den Leib einer solchen berührt."

So wird die ohnmächtige Ancko wieder zur Erde gelassen.

Über des Juraten Stirne fliegt jetzt ein drohender

Donner hin; das Auge blitzt, die aufgeworfene Lippe schwillt noch stolzer an.

„Volk des Wahns, Volk der Verblendung, so drängst du die zurück, die dich belehren und die Nacht deines Irrtums verscheuchen wollen? Dir ist es also nicht um die Himmelsspeise des wahren Glaubens zu tun, der den Leib kräftigt und sättigt; auf der eklen Schüssel des Aberglaubens muß er dir geboten werden, wenn er anders dir munden und behagen soll? O, töricht Volk des Wahns! Bist du nicht ein Selbstmörder, der in seinen eigenen Eingeweiden wütet? Mit greulichen Ammenmärchen schlägst du deine Gegenwart tot, und an den Toren deiner Zukunft steht ein finsterer Dämon. Willst du nie diese alten Gewande von dir abschütteln und hinaustreten in Gottes Schöpfung, frei und gläubig und gereinigt? Sieh, um eines elenden Ammenmärchens willen ist diese Rose hier in den Staub gesunken, und wenn Ancko stirbt, geschieht es durch dich, verblendet Volk. Ihr habt sie gemordet."

Nun schweigt der Jüngling. Eine tiefe Schwermut fliegt über seine blassen Wangen hin, die Arme sinken ihm kraftlos herab. Er fühlt, daß er nicht verstanden ist. Nun ist er der Besiegte und das Volk der Sieger. Wie er so gedemütigt im Gefühle des Unverstandenseins dasteht, gewinnen die anderen Mut, zu widersprechen. Die Scheu ist gebrochen, der Widerspruch siegt. Erst murren sie, dann läuft ein Donnerzug von grollenden Worten durch die Menge.

„Was Ammenmärchen!" läßt sich die Stimme einiger vernehmen. „Wer will nicht glauben, daß es die reinste Wahrheit ist und Ancko sterben muß? Ja freilich muß sie sterben."

An diesen wenigen Worten hat sich die Rede der anderen entzündet; wie ein Flammenwirbel wächst sie fort und ergreift zuerst die Näherstehenden, dann die Fernen, bis sie den ganzen Kreis in ihr glutvolles Bereich gezogen hat.

„Ammenmärchen! Ei seht doch, wie weise der gestrenge

Herr Jurat ist. Nicht glauben will er an das Ammenmärchen. Er muß glauben."

„Ja, ja, er muß glauben," tönt es durcheinander.

„Schande über einen solchen Juraten. Möge ihn der Krebs annagen!" flucht hier jemand. „Schande, Schande über ihn!" rufen die andern.

„Schweigt, schweigt!" spottet eine Stimme, „der gestrenge Herr Jurat ist ein großer Mann." — „Ein studierter Herr." — „Dem Herrn biro, seinem Vater, hilft er die kostbaren Zwanziger in Debreczin studieren."

„Er hat die Klugheit in Löffeln gegessen."

„Mit seiner Weisheit kann man einen Rattenschweif beladen, und die Ratte rennt über die Pußta."

„Aber Schande über einen solchen Juraten!"

„Schande, Schande!"

„Weil er nicht glauben will, was wir glauben, und sein Vater, der Herr biro."

„Weil das Ei klüger als die Henne sein will."

„Ancko muß sterben."

„Der Krebs nage ihn an! Schande über ihn!"

„Ja sterben muß sie, freilich muß sie sterben."

Auf alle diese Gegenreden schweigt der Jüngling; er läßt sie über sich ergehen wie einen Hagel. Und als hätten sie gleichsam zu sehr die Schranken der Scheu übertreten, entfernen sich zuerst einzelne, dann folgen mehrere, bis die Menge sich zurückgezogen hat. Nur einzelne Streiflichter des verrauchenden Zornes zucken noch nach dem Getroffenen hin. Dann wird es stille, und der Jurat befindet sich mit Mutter und Tochter allein.

Dann rafft er eilends die ohnmächtige Dirne von dem Boden auf und trägt sie ins Haus, die wehklagende Mutter folgt. Dort wird sie auf das Bett gelegt und mit Weihwasser von der Mutter besprengt. Nun erwacht sie aus dem Todesschlafe, aber wie die Blume draußen am Tore, der

der Stengel gebrochen ist. Sie spricht nicht, sie weint nicht, nur einmal geht ein Wort über ihre kreideweißen Lippen, das wie: „Angyal“ klingt.

Hat niemand den flinken Reiter in der weitpauschigen gatya geschehen, der über das schmale Tor des Hauses hinüberstieg, in dem jetzt die kranke Ancko auf den Tod darniederliegt? Ach Gott! Dort staken die Blumen! Weiß niemand, wohin der Reiter Angyal seinen Lauf gelenkt? — —

II. Eine Musikantenwerbung.

Der erste Strahl eines leuchtenden Maimorgens glitt über die einsame Pußta hin; die wogenden Frühnebel, die sich als graues Gewand um die weite Heide gelegt, zerrannen vor den goldenen Lanzen des jungen Tages. Die Pußta zeigte die Wunden, die sie nachts über vom Sturme empfangen, weit aufgerissene Furchen im gelben Sande, die in der Dämmerung wie offene Gräber starrten. Denn ein altes Zigeunerlied erzählt, Sturm habe einst eine Geliebte gehabt, die er geliebt und geherzt nach Sturmesart; vor seinen glühenden Küssen sei jede Blüte auf ihren Lippen verwelkt, vor seiner Eifersucht der rollende Augapfel nicht sicher gewesen. Da hat er sie einst in einem Anfalle von Liebewahnsinn in seinen riesigen Armen erdrückt und das tote Weib auf der Pußta begraben, im bittersten Schmerze vergessend, wo er die Leiche eingescharrt. Er hat die Stätte noch nicht gefunden; beinahe allnächtlich geht er über den gelben Sand der Heide, mit seinen Fittichen wühlt er ihn auf, daß man offene Gräber zu sehen meint, aber die Leiche des toten Weibes sei nirgends und werde sich erst am jüngsten Tage alles Lebenden vorfinden. Das ist wohl ein schauriges und trauriges Lied, das des Grauenvollen noch mehr gewinnt, wenn es vom Zigeuner am lodernden Wachtfeuer gesungen wird, und der heulende Sturm vorüberfährt, der die eingescharrte Geliebte sucht. Aber

der leuchtende Tag hat all dieses Grauen überwunden; rosige Wölkchen segeln durch die Lüfte, und die Naturruhe verwischt aus der geängstigten Seele jedes Bild des Schreckens und des Schauers.

Um die vierte Morgenstunde ist die Pußta noch schweigsam und still; kein fernes Wägelchen unterbricht rasselnd die geheimnisvolle Ruhe; am fernen Horizonte werden einige schwarze, leuchtende Punkte sichtbar, zuweilen fährt es wie ein Blitz vorüber, je nachdem der Sonnenstrahl auf den sich pfeilschnell bewegenden Gegenstand fällt. Das sind weidende Rosse und der leuchtende Blitz ein wachender Csikos, der einige verirrte Tiere zur Herde zurücktreibt. Sonst kein lebendes, kein bewegtes Wesen rings auf der Heide. Meilenweit dehnt sich die Ebene; kein Baum, kein Berg am äußersten Rande des Gesichtskreises, daß die Seele auf dem Gedankenrosse dorthin fliege, woher ihr Blättergruß und dunkles Tal winken. Eine einsame Tscharda (Wirtshaus) liegt nur seitwärts, recht wie „eine Wächterhütte im Kürbisfelde“, und diese Heideschenke ist es eben, zu der wir wandern müssen, um mit anzusehen den Roman der Pußta, der sich vor unsern Augen entfalten wird.

Diese Tscharda ist etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, dem braunen Sohn der Heide unter dem etwas sonderbaren Titel „der Pußtawolf“ bekannt. Die Woche über steht sie gewöhnlich leer, nur selten, daß ein vorüberziehender Wanderer oder ein müdes Fuhrwerk dort einkehrt; aber des Sonntags klingen dort alle Saiten der Freude, und der „Pußtawolf“ verschlingt im rasenden Tanze Burschen und Mädchen des Dorfes, von denen schon manche um ein heftiges Herzpochen reicher die holperigen Dielen des Saales verließ. Darum liebt diese Schenke auch der Zigeuner mehr als das Weiße in seinem brennenden Auge und, o Wunder! eine Viertelstunde noch fern von ihr, fängt Geige, Zimbal und Violoncell von selbst zu klingen an wie jemand, der in einem

süßen Traume halbklare Worte vor sich hinspricht; denn auch sie träumen von Beifall, Mädchenküssen und klingender Belohnung.

Was hat jedoch dieser fröhliche Lärm zu bedeuten, der durch die geschlossenen Fensterläden der Schenke in den klaren Morgen hinausdringt? Feiert der Sonntag sein Fest — und doch ist es nicht Sonntag heute? Wird hier Hochzeit gemacht, daß zu so ungewöhnlicher Zeit fröhliche Klänge ertönen, oder freut sich ein lachender Erbe des gewonnenen Gutes mit schlemmenden Freunden bei Wein und Kartenspiel? Wisset, es wird eine Musikantenseele geworben.

In der rußgeschwärzten Stube der Tscharda, um einen langen, eichenen Tisch, sitzen neun trotzige, braune Gesellen. Verbrannte Gesichter, flammende Augen, gekraustes, schwarzes Haar. Halbdunkel herrscht in der gewaltig großen Stube: auf einem hölzernen Leuchter steckt eine Kerze, deren Schein aber umflort ist, wie trüber Mondglanz, wenn ihn Regenwolken umgeben. Tabakqualm hüllt Gestalten, Stube und Kerzenschein in undurchdringliche Schatten, daß man nichts unterscheiden, nichts erkennen kann. Nur zuweilen senkt sich diese Rauchwolke, dann flackert die Kerze gewaltsam auf und beleuchtet die umliegenden Gegenstände. In wilder Unordnung liegen Geige, Zimbal und Violoncell neben vollen Weinkrügen und Kartenblättern, die im vergossenen Rebensafte schwimmen. Das ist Zigeunervolk, der Pußta herzinnige Kinder, ein Trinkgelage halten sie, und darf der Sonnenstrahl zu tausenden Malen durch die geschlossenen Fensterläden um Einlaß bitten; es wird nicht geöffnet, solange in der Tasche ein Klang sich hören läßt. Nur Geige, Zimbal und Violoncell darf klingen; jeder andere Ton muß verspielt, verraucht und vertrunken werden. Das ist so Zigeunerbrauch, und diese schlemmenden Gesellen sind die rechtmäßigen Söhne der Pußta.

Mitten durch Tabakqualm, brausende Flüche, fliegende Scherzworte tönt jetzt plötzlich eine Stimme vom äußersten

Ende des Tisches. Die andern schweigen; die Rauchwolke verfliegt, die Kartenblätter werden hingelegt; es herrscht eine minutenlange Stille. Wer ist diese Gestalt, die jetzt mitten durch den Dampf sichtbar wird, wem gehört diese Stimme, die auf Augenblicke dem wilden Rosse der Freude Zügel anlegen kann, daß es steht und sich willig dem Willen des Meisters beugt? Kein Sohn der Pußta, kein braunes Kind der Heide! Es ist ein feiner, schmächtiger Mann in einem dunkelschwarzen Gewande, das seltsam von den geflickten und zerrissenen Jacken der anderen absticht. Fünf goldene Ringe blitzen von seinen Fingern; eine Brillantnadel flammt in der atlassenen Halsbinde, die sich vornehm nachlässig um den weißen Nacken schlingt; das Haar ist in duftende, schwärmerische Locken gelegt. Wie kommt diese blaugeäderte Hand unter diese schwieligen Fäuste? Der feine Herr ergreift jetzt ein volles Weinglas, das er in die Höhe führt, und spricht:

„Von der Pußta bis nach London ist ein weiter Weg; aber der Weg des Weines durch den Mund in die Gurgel ist doch weit kürzer. Darum: Eljen der Wein!“

Das Glas des feinen Herrn erklingt vom Anstoßen der andern, donnernd vervielfältigt sich der Ruf, das Eljengeschrei, während die Zigeuner bis zur Neige ihre Gläser leeren; er aber mit dem vornehm blassen Antlitze und der Brillantnadel in der Krawatte setzt das seine unberührt nieder. Sie aber sehen es nicht; oder sagt ihnen mitten im Taumel ihres Rausches eine innere Stimme, daß hier jemand unter ihnen sitzt, der nie an einem lodernden Wachtfeuer unter freier Himmelsdecke gelegen, der immer einen ganzen Rock auf dem Leibe gehabt und den Sturm nicht kannte, wenn er durch die Löcher und Flicken eines gestohlenen Gewandes flog? Der graue Zigeuner, der dem feinen Herrn zunächst sitzt, ergreift jetzt Fiedel und Fiedelbogen und versucht einige Töne dem Instrumente abzulocken. Gar sonderbar verirrte Töne in diesem Trinkgelage; man glaubt leise Regentropfen in stürmischer

Nacht fallen zu hören, oder an der Wand zitternde Gestalten sich hindehnen zu sehen, mit leuchtenden Fittichen, die im Vorüberstreifen einen Goldregen zur Erde fallen lassen. Gar sonderbare, verirrte Töne unter diesen Flüchen und Lästerworten, unter dieser Horde von wilden Schlemmern. Wie zur Belohnung der kräftigen Striche legt der feine Herr die blaugeaderte Hand auf die Schulter des Zigeuners:

„Ein vortrefflicher Strich, grauer Muri; du beschämst mit deiner Faust noch manches zarte Jüngelchen, das den Flaum auf der Lippe erst fühlt. Du bist ein herrlicher magyarischer Wein; feurig wie Tokayer, kostbar wie das perlende Gold, das auf Schomlyos Hügeln reift." Hierauf neigt er sich vertraulich zu dem Ohre des Zigeuners und raunt ihm, ohne daß die andern es vernehmen können, leise zu: „Haben alle unterschrieben, oder sich angemerkt im Kontrakte, den ich dir anvertraute, Muri?"

Der Zigeuner greift in den Busenlatz seines Hemdes und holt ein schmutziges Papier hervor, das er dem feinen Herrn hinreicht.

„Hier haben Sie alle, Herr Schauspieler, mit Leib und Seele."

„Hat der junge Bursche unterschrieben, den du gestern in der Dorfschenke geworben? Er führt den herrlichsten Bogen in der Welt."

Der Zigeuner verzieht bei diesen Worten den Mund, als wäre ein Tropfen sauren Weines über seine Lippen geronnen. Der feine Herr bemerkt aber diese Aufwallung des beleidigten Künstlerstolzes und setzt besänftigend allsogleich hinzu: „Dich ausgenommen, trefflicher Muri, denn du bist der Geigen-König im Königreiche Ungarn." Dieser Lobspruch aus dem Munde des Schauspielers läßt ihn die vollen Segel seines Zornes einziehen. Er dreht sich schmunzelnd den grauen Schnurrbart, was man immer als das Zeichen des innern Wohlbehagens nehmen kann, wie etwa beim Kater das Haarlecken.

„Er hat noch nicht unterschrieben, Herr Schauspieler. Der Bursche ist ein Weiner, dem man erst mit einigen Gläsern die Tränen abtrocknen kann. Dort schläft er in der Ecke seit einer halben Stunde, die drei Seidel haben seinen armen Kopf in Beschlag genommen. Soll ich ihn wecken, Herr Schauspieler?"

„Freilich mußt du ihn wecken, Muri, denn in einer Stunde reise ich von hier ab, und du wirst es wohl begreifen, daß ich vor meinem Scheiden die Bande vollzählig sehen möchte. In drei Tagen erwarte ich euch in Pest, von dort geht es nach Wien, Prag, Leipzig, Hamburg, bis wir endlich in der großen Stadt an der Themse eintreffen, wo uns schon zwei Theaterdirektoren die Hallen ihrer Häuser zu öffnen versprochen haben. Wir haben also die höchste Eile, wie du siehst."

„Also muß ich ihn wecken, ‚die beste Geige der Welt' könnte sonst bis an das Ende der Welt schnarchen."

Und der graue Zigeuner nimmt ein volles Weinglas und schleudert es nach der Ecke des Tisches, wo eine zusammengekauerte Gestalt sitzt, den Kopf, über den wie eine Wolke schwarze Haare zusammenfallen, auf dem harten Holze gebettet. Der Wurf ist gelungen. Fährt ein blasser, übernächtiger Junge auf, an dessen Stirn das Glas zerschellt. Wie blutige Tränen rieselt es über das melancholische Gesicht des Burschen; aber es scheint, als fühlte er auch nicht den leisesten Schmerz seiner Stirnwunde.

Mit starren, schlaftrunkenen Augen blickt er in den Kreis hin, sie fallen auf Gegenstände, die er nicht fassen, nicht begreifen kann; Karten, wilde Gesellen, zerbrochene Weinflaschen. Mit dem Hemdärmel wischt er die blutigen Tränen aus dem wehmütigen Antlitze, das von irgend einem innern Schmerze durchfurcht ist. Vor seinen Blicken tanzt alles ringsum, und die Augenlider werden ihm bleiern schwer. So sinkt er nach einigen Augenblicken wieder auf seinen früheren Sitz zurück;

die schwarzen Haare fallen wie volle Getreidehalme über den weintrunkenen Kopf zusammen. Der Bursch liegt regungslos und still da.

„Um Gott, du wilder Geselle! Du wirst den Jungen getötet haben. Heißt das wecken?“ ruft ganz erschrocken der feine Herr.

„So eine Gehirnschale, Herr Schauspieler, ist kein Butterfaß. Ihr seht, der Bursche ist nicht tot und schnarcht einen gesunden Schlaf.“

„So ist mit ihm heute nichts anzufangen, und die Zeit hat Flügel, Muri. Wie willst du seine Unterschrift oder seinen Handschlag in diesem Zustande erhalten?“

„Ich muß ihn von neuem wecken, Herr Schauspieler.“

„Wie willst du diesen Rausch brechen, Muri, der alle seine Sinne gefangen hält?“

„Durch ein einziges Wörtchen; Sie sollen es gleich sehen, gnädiger Herr!“

Einen Augenblick darauf ist der trunkene Bursche am äußersten Ecke des Tisches wild aufgesprungen; die Augen wie halb verlöschte Kohlenbrände, herausgetreten aus ihren Kreisen, werfen einen so unheimlichen Glanz von sich, daß die andern erschrocken aufstehen, um das Treiben des berauschten Violinisten anzusehen. Ihm ist ein Wort in die Ohren geraunt worden, das die Pforten des Todes zerbrechen würde, ein Wort, das die schlaftrunkenen Geister wieder weckte, und dem Bewußtsein, das in schmählicher Trunkenheit lag, wieder aufhalf. Einen Gedankenwald hat dieses einzige Wort in dem verwirrten Gehirne des Burschen aufsprossen lassen; das Wörtlein heißt: „Ancko“.

Ancko, die gebrochene Blume des Dorfes.

Wie der Zigeuner die plötzliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen, durch sein Zauberwort so wunderbar bewerkstelligt sieht, ergreift er dessen Hand, spricht in den freundlichsten Worten zu ihm:

„Angyal, bist du nun imstande, ein kluges Wort zu hören?“ Der Bursche schweigt. Den Kopf läßt er traurig hängen, aus dem die Weingeister noch nicht gänzlich hinweggezogen. Seine Gedanken sind Irrlichter, die er noch nicht fassen, nicht zusammenbinden kann. Ein einziges Wort klingt wie eine große Glocke dazwischen; was der Zigeuner sprach, flog ungehört vorüber. Der schmeichelt aufs neue: „Ist es nicht zu deinem Glücke, Angyal, wenn du mit uns ziehst? Die Welt wirst du sehen, Junge, die weite, breite Welt. Mit den Füßen werden sie stampfen, und die Luft mit Eljenruf durchklingen, wenn unsere Geige ertönen wird; weißes Silber werden sie dir hinwerfen, und gelbes Gold, so schön wie das Haupthaar deiner Ancko, und sollst ihnen dafür aufspielen, Bruder. Spiele, törichter Junge, und binde deine Seele mit zwei Ketten fest, daß sie dir vor Freuden nicht auffliegt; denn du ziehst mit uns, der ersten Bande in Ungarn! Du mußt das begreifen lernen, Junge! Die Haare sollst du dir ausraufen, wenn du noch länger mit deiner Geige die Dorfdirnen willst springen machen, da sie vor besseren Ohren klingen muß. Ziehe mit uns, Angyal!“

Im Feuer seiner wilden Beredsamkeit hat der Zigeuner den Arm des Jungen ergriffen, an dem er ihn fortzuschleppen scheint. Unwillkürlich scheint der Junge nachzugeben; sein Oberleib ist vorgebogen und folgt der schleppenden Bewegung des Zigeuners. Die andern stehen teilnahmsvoll umher. Der feine Herr, ungeduldig des Ausgangs harrend, ob die „beste Violine“ für ihn verloren gehe, oder gewonnen werde.

Noch einen Hauptstreich muß der Zigeuner an die Seele des Angyal wagen, mißlingt dieser Sturm, so geht die „beste Violine“ für die Bande verloren und sie muß weiter ziehen, noch in dieser Stunde weiter; denn der Schauspieler will in drei Tagen seine Gesellschaft vollzählig beieinander sehen.

„Denke doch, Angyal, an die Flüche der alten Sáro; die Türe schlug sie dir vor der Nase zu, als du um die schöne Ancko zu freien kamst. Die Türe! hörst du, du junger Tor?! Ein Feuerchen hätte ich ihr dafür auf das Dach gesetzt, das so lustig gebrannt hätte, wie die Träne in deinem Auge. Aber dazu bist du ein Weiner, Angyal. Sie muß schon warten, bis du nach zwei Jahren über die Pußta gegangen kommst, gerade auf das kleine Haus los, und ihr einen Geldsack an den Hals wirfst, wofür du die Dirne einlösen kannst. Ja, ja, so kannst du gewinnen, Angyal!"

Ein tiefer Seufzer entwindet sich der Brust des Burschen; nicht ein solcher, der Felsenlasten von der Seele wälzt, — der sie in neue Bangigkeit und Trauer stürzt.

„Ist es weit, weit von hier Bruder, wohin wir ziehen?" fragt er mit leiser, unsicherer Stimme.

„Nicht Namen genug kann ich dir für die Länder und ihre Herren geben, die wir besuchen werden, Angyal. Oft an einem Tage sechsmal fordert ein zweifarbiger Reiter den Papierwisch von dir, der deine Nase, Augen, Mund und deine Geige beschreibt. Wir aber reichen dem Zweifarbigen stolz den Zettel hin, denn wir sind die erste Bande aus Ungarn, und unser Herr ist der erste Schauspieler der Welt. Dann kommen wir in eine große Stadt an einem großen Flusse; aus dem Flusse kommt man in ein weites; großes Meer! Du stehst in einem Schiffe, Angyal, aus dem ein ungeheuerer Rauchfang Dampf und Feuer herausspeit; mußt dich aber nicht fürchten vor ihm, denn er dampft dich bis an die große gewaltige Stadt, wohin wir berufen sind. Dann, Angyal, dann freue dich, denn wir sind in London!" —

„So bin ich euer," ruft der Bursche glühend aus, und schlägt seine Hand in die Rechte des Zigeuners.

„Bist doch ein echtes Ungarkind, Junge," schreit der graue Muri und fällt dem noch sich selbst Unklaren um den Hals und küßt und herzt ihn. Dann kommen die andern

heran, und jeder drückt ihm die Hand und auf seine Lippen den Bruderkuß. Noch einmal werden die Gläser gefüllt, der alte Zigeuner spricht einen feurigen Toast auf die Gesundheit und Werbung des Burschen aus. Zehn Gläser werden bis zur Neige geleert, zehn Gläser werden zu Boden geschmettert, daß es einen Klang wie gewaltsam zerrissene Saiten gibt. Nicht eines, das am Boden nicht zerbrochen läge. „Das ist ein gutes Zeichen," spricht der alte Muri.

Ein vornehmes Lächeln der Befriedigung fliegt über das Antlitz des feinen Herrn, da er seine Bande vollzählig sieht. Im Geiste sieht er schon drängendes Publikum, gefüllte Kassen, lärmenden Beifall. Er hat die beste Violine geworben, eine Hauptsorge ist von seiner Seele gewälzt, nun kann er getrost nach Pest zurückreisen und die Gesellschaft erwarten.

Sie aber wissen es alle nicht, um welchen Preis diese Musikantenseele geworben ward.

Haltet ihn nicht auf, ihr Männer, haltet ihn nicht auf! Schlingt nicht eure Arme um seinen Leib, um ihn zurück zu zerren, fesselt nicht seine Hände und laßt ihn ungehindert über die Pußta schreiten. Wer zu einem Sterbenden geht, um die letzten Lebensrosen von seinen Lippen zu pflücken, dem darf man nicht in den Weg treten und sagen „Tue es nicht!" Das ist eine Sünde, ihr Männer, die ein größeres Loch in das Gewissen bohrt, als Einbruch und Raub oder Mord!

Und der über die Heide schreitet, verschlossenen Gesichts mit wehenden Haaren, eilig und hastig, als folgte der Tod seinen Fersen, ist der trunkene Bursche aus der Tscharda, die geworbene Musikantenseele. Er geht zu einer Sterbenden; haltet ihn nicht auf, ihr Männer!

In die Schenke ist ein Gerücht gedrungen: im Dorfe liegt ein Mädchen auf den Tod darnieder; die Blumen waren gebrochen, die sie in der Walpurgisnacht durch die

Spalten des Haustores steckte. Gebrochene Blumen bedeuten aber den Tod. Das Mädchen, Ancko genannt, muß sterben. Wohl, um eines gebrochenen Blumenstengels wegen muß sie zu Tode erbleichen; aber der hastige, schweigsame Bursche, der über die Pußta eilet, weiß, wer der Mörder dieses Blumenstengels ist; retten, helfen will er, den Wahn zersprengen, die Lüge zerreißen. Haltet ihn nicht auf, ihr Männer!

Da hängt noch die gebrochene Blume durch die Spalte des Haustores; wie ein stummes Warum? trifft dieser Anblick den Mörder zweier Leben. Veratmen will das eine, das andere ist schon tot. Er hat sie gemordet, er allein. In der Nacht, in der furchtbaren Walpurgisnacht geschah der Mord. In dem Zauberbanne, der damals die ganze Natur umfaßte, konnte das Roß nicht wiehern, daß die Mutter erwacht wäre und die dunkle Männergestalt gesehen hätte, die aus dem Kämmerlein ihrer Tochter schlich. Gesehen hätte sie, wie die Gestalt über das Haustor hinübersetzte und auf dem kleinen Rosse der Pußta hinzusprengte. Nun schlägt er an das Tor seinen Kopf; da steht er draußen und wagt nicht einzutreten, im Gefühle des Begangenen, das seine Seele drückt. Weinen möchte er, die Augen herausweinen, indem er die tote Blume betrachtet. Um die kleine Hütte herum brütet eine tiefe Stille; gegenüber hängt die Dorfglocke unter einem hölzernen Dache; der Totengräber hält den Strick in der Hand und wartet auf das Zeichen aus der Hütte, ob er für eine geschiedene Seele das Geläute geben solle. Bei diesem Anblicke muß der Bursche heftig zu weinen anfangen. Jeder Ton des Glöckchens wird ihn als Mörder anklagen.

Drin in der Stube hat jemand des Burschen Weinen gehört.

„Hörst du nicht schluchzen, Mutter," fragt die todesbleiche Ancko, indem sie sich im Bette zur Hälfte aufrichtet und mit matten Blicken um sich schaut.

Die Mutter wendet ihr das tränenüberströmte Antlitz zu, das einer Mater dolorosa in der Ecke der Stube das tiefste Leid klagte.

„Nein, du warst es nicht Mutter; es ist ein langgezogenes, schmerzliches Weinen, das ich unter und an meinem Bette und in der ganzen Stube höre. So weint kein Weib; mir wird es so weh, so weh um das Herz. Heiß ihn doch aufhören zu weinen, Mutter! ich könnte sonst davon sterben!"

Der Mutter graut's über diese Worte des kranken Kindes; ein eisiger Frost jagt ihr den Rücken herab. Sie glaubt, weil die Tochter solche Worte spricht, müsse der Augenblick herangekommen sein, wo der Tod an der Bettpfoste steht. Mit einem Entsetzensschrei stürzt sie an das Bett hin, als wollte sie den scheidenden Atem mit ihren starken Mutterarmen zurückhalten.

„Er hört noch nicht zu weinen auf, Mutter. Ich weiß, daß er draußen vor dem Tore steht! Ruf ihn doch herein, Mütterchen!" bittet Ancko, indem sie die Hände flehend emporhebt.

Sollte es wahr sein, was das Töchterchen mit im Tod geschärftem Gesichte sieht?

Ja, da steht er draußen am Tore, der arme weinende Bursche. Sie muß hinausgehen und die letzte Bitte des kranken Kindes erfüllen. Aller Groll vergangener Zeiten muß vor dem tiefen Leide schweigen, das von dem Weinenden am Tore so beredt ausgeht. Sie kennt nicht das doppelte Weh, das in seiner Brust tobt. Beim Arme faßt sie ihn an und führt den beinahe Unbewußten in die Sterbenskammer ihres Kindes. Ancko wußte, daß Angyal kommen werde.

„O, daß mir jemand helfen könnte, Angyal!" seufzt das Mädchen „aber gebrochene Blumen, wer kann die wieder ganz machen?" setzt sie wehmütig hinzu.

Für diese Anrede der Kranken hat der Bursche keine Antwort. Das Wort bleibt ihm an der Zunge gefesselt im Angesichte dieser geknickten, totgeschlagenen Frühlingsrose.

Warum kam er hieher? Doch um zu retten und zu helfen, den Wahn zu zersprengen und die Lüge zu zerreißen. Mit Gewalt drängt es ihn, der Geliebten alles zu gestehen: daß er es gewesen, der in der Walpurgisnacht ihr Kämmerlein besucht und sie nicht dort gefunden. Aber kein Wort spricht er. Die Tochter vor der strengen Mutter beschimpfen, dem bleichen Tode noch das letzte Siegel der Schande aufdrücken, das kann er nicht, — das darf er nicht. Das ist ein Leiden, wie es noch kein Menschenkind getragen! Zehntausend Messer wühlen in seiner Brust, zehntausend Stimmen rufen wild durcheinander: „Ich, ich allein habe sie gemordet"!

Gegenüber der Mann, der den Glockenstrick in der Hand hält, sieht nach dem Fenster, ob ihm das Zeichen bereits gegeben werde. O Gott! für wen dieses Geläute, durch wen dieses Geläute!

Auf der Gasse vor dem Hause ertönt jetzt plötzlich Musik; tiefe, lockende Töne, weich wie Gebete, eigentümlich und höchst fremdartig. Es sind dies die Zigeuner, die der „flüchtigen Violine" nachgefolgt sind und nun erwartend vor dem Tore ihre Instrumente versuchen. Die wollen ihn herauslocken, damit er mit ihnen ziehe, der geworbene Bursche, der sich mit Wort und Handschlag ihnen verpfändet. Im Bette springt die kranke Ancko auf, als sie diese Töne vernimmt; das Gesicht wird bleich und bleicher, die Lippen kreideweiß.

„Angyal, wer sind diese Musikanten, sage!" spricht sie, am ganzen Leibe bebend.

Der Bursche schlägt die Hände über das Gesicht zusammen und weint bitterlich.

„Wer sind diese Männer, Angyal, die gerade vor unserem Fenster ihre Töne erklingen lassen?" fragt sie in steigender, fiebernder Hast. „Gehörst du nicht zu ihnen, Angyal?"

Und als Bestätigung dieser ahnungsvollen Worte wird draußen die Musik immer rauschender, immer bedeutungsvoller. Sie scheint ihn zu rufen, hinweg zu locken von der

Sterbenden; reizender schwirrt die Geige, und das tiefe Violoncell fragt: Wie lange dieses Säumen? Die Weise, die draußen erklingt, hat einen bald fröhlichen, bald traurigen Charakter. Bald springt sie wie ein Waldbach auf; Geige, Zimbal und Violoncell tönen durcheinander, und die Melodie wird eine Schlacht von Tönen, die sich necken, verfolgen, töten; bald wird sie traurig, leise verhallend, wie Regentropfen von Bäumen fallend.

Zu der Tür drängen ihn die tausend Stimmen, die ihn hinaus ziehen wollen, am Bette bleiben die Füße gefesselt. Die Genossen erwarten ihn, eine Sterbende, eine Geliebte hält ihn zurück. Am Fenster erscheint jetzt der Graukopf des alten Muri, desselben, der ihm den Handschlag abgelockt, der ihm so lachende Bilder vor die Seele geführt. Mit dem Finger klopft er an die Scheibe und ruft in die Sterbensstube: „Willst du uns noch lange warten lassen, Angyal?"

Aufkreischend fragt die Bleiche: „So ziehst du mit diesen Männern, Angyal?"

Ein Schreckensschrei entfährt dem Munde der Mutter. Der Bursche ist hinaus gewankt; die Musik erklingt aufs neue. In ihre Mitte nehmen sie ihn und ziehen ihn fort mit sich gegen die Pußta hin, woher sie gekommen. Nun kann der Mann, der den Glockenstrick in der Hand hält, das Geläute beginnen; es ist eine Tote im Dorfe. Die vor den Häusern stehen, schlagen andächtig das Kreuz; sie sehen das Schicksal der gebrochenen Blume in Erfüllung gegangen. Diese Sterbeklänge und diese fröhliche Musik, die von der Pußta herüberschallt — o! eine sonderbare Welt voll Lust und Trauer, voll Freude und Wehmut.

Balsamisch wehen die Lüfte, die Frühnebel sind wogend zerflossen. Die Sonne wirft ihre glühenden Lanzen auf diese Natur voll Ruhe. Die Musiktöne verschallen; das Sterbeglöckchen klingt in einem fort!

Skizzen aus dem Ghetto.

Die „Schnorrer“.

Umsonst versuchten wir es hier, die etymologische Abstammung des Wortes „Schnorrer“ zu erweisen; es hat keine, oder es hat deren zu viele, wie der Jargon, dem es angehört, das vielfarbige Kind von tausend Eltern ist, ein Augiasstall aller Sprachen des Morgen- und Abendlandes, eine chirurgische Stube voll zerbrochener und verrenkter Gliedmaßen, worunter nur zuweilen eine gesunde Nase oder ein ganzes Schlüsselbein bunt abenteuerlich dazwischen läuft. Dieser Jargon — wir wollen es nicht verhehlen — es ist derselbe, den man nicht nur in den Ghettos, sondern überall in den deutschen Landen, wo man ihm nicht durch verbriefte Privilegien die Türe vor der Nase zuschlägt, auf Straßen und Gassen zu hören bekommt. Dieser Jargon hat trotz aller Verrenktheit und Verzerrtheit, trotz aller mißtönenden Laute, soviel gesunde, kräftige, drastische und charakteristische Worte und Begriffe, er besitzt einen solchen Reichtum von Witz, enkaustischer Ironie und jeder andern Sprache mangelnden Satirismen, daß sich vielleicht nur daraus die keineswegs erstorbene Vorliebe für ihn selbst bei dem Gebildeten herleiten läßt. Heine und Saphir haben hie und da gezeigt, wie man mehre solcher Worte sogar der deutschen Sprache einverleiben konnte, und in der Tat würde man ihr vielleicht nicht so bedeutend Gewalt antun, wollte man dies mit einigen Bedeutungen versuchen, die den Begriff viel straffer, drastischer und wirksamer bezeichnen, als in der eigenen Sprache. Fürwahr ein impium desiderium! Man betrachte z. B. dieses Wort: „Schnorrer“ — wie leicht und treffend hätte man damit das ganze Proletariertum und den Pauperismus bezeichnen können, dem sie in neuerer Zeit so gewaltige Bissen in den Mund schieben. Was wissen die,

die es angeht, von Pauperismus und Proletariertum? Aber „Schnorrer“ würden sie sehr gut verstehen, das Wort sagt alles und noch mehr, als in dem ganzen Pauperismus liegt; es hat sogar die deutschen Endlaute für sich und ließe sich bei den Zeitumständen vortrefflich einbürgern.

Diese Art Leute mußten sich durch ihre Schnurren und Witze auf Hochzeiten, Beschneidungen und andern Festlichkeiten ihre Nahrung suchen. Anfangs bildeten sie wohl ein eigenes Handwerk, wie die Meistersänger im Mittelalter; später nahmen jedoch Bettler jeden Geschlechtes die Weise an, womit diese jüdischen Schalksnarren so trefflich bestanden. Sie schnorrten — obwohl ich recht gut weiß, was im Adelung über diesen Punkt steht: „schnurren gehen“ ist so viel als betteln; in der rotwelschen Diebessprache „schnorren“. Wahrscheinlicher aber ist die Herleitung von Schnurre.

„Schnorrer“ bedeutet so viel als armer Mann, im weitern Sinne herumziehender Bettler, einer, der auf die Wohltaten anderer angewiesen ist. Wir wollen sie hier nur im weiteren Sinne vorführen, das heißt als vagierende Bettler, wie sie einen der Grundtöne in dem vielfarbigen Gemälde des jüdischen Volkes bilden. Für das jüdische Leben sind die Schnorrer das, was die Geusen im 16. Jahrhundert für die Niederlande waren, jedoch ohne politischen Hintergrund. Jahraus, jahrein sieht man Tausende von diesen wandernden Bettlern das ganze Ländergebiet der österreichischen Monarchie durcheilen, überall einkehrend, wo sie eine verwandte Seele herauswittern, Zugvögel, die bald hier, bald dort erscheinen, sich niederlassend, wo ihnen etwas winkt, und fortziehend, nachdem man sie befriedigt. Diese Bettler sind von jenem Gesetze selbst begünstigt, das da vor Jahrtausenden schon sagte: Sei wohltätig gegen die Armen. Nie ist aber auch ein Gesetz vollkommener und buchstäblicher verstanden worden, denn diese „Schnorrer“ sind ganz auf die Unterstützung ihrer jüdischen Mitbrüder angewiesen. Sie sind eine Art Brand=

schatzer, die den Geldbeutel ihrer Stammgenossen in Kontribution versetzen. Man wird es auch aus Nachstehendem ersehen, mit welch lebendiger Liebe und unvergleichlicher Mildtätigkeit man diesen fahrenden Bettlern entgegenkommt, wie nach so vielen Stürmen und Wehen der alte, nie gebrochene Baum dieses Volkes sproßt und Keime treibt.

Diese herumziehenden jüdischen Bettler bilden eine der interessantesten Menschenklassen — voll Keckheit, Anmaßung, Witz, Humor, Schlauheit, Verstellung und allen jenen Eigenschaften, wie sie die Natur dem Bittenden gegenüber dem Gebenden zu verleihen schien. Das Vaterland dieser Schnorrer anzugeben, wäre vergebene Mühe, sie kommen aus allen Ländern und Gebieten hergeweht, ein echtes Vagabundenvolk. Das größte Kontingent zu dieser Schnorrerarmee liefern Ungarn und Galizien; man kann die Anzahl derer, die jährlich aus diesen beiden Ländern auswandern, um das edle Weidwerk des Bettelns zu betreiben, auf einige Tausende anschlagen; weniger ist Mähren, am wenigsten Böhmen selbst vertreten. Vielleicht eben darum bietet dieses Land ein so gefälliges Stelldichein für sie alle; wie eine Heuschreckenwolke lagern sie darauf, nicht zu bestimmten Zeiten, sondern jahraus, jahrein in unabsehbaren Haufen. Karawanenweise durchziehen sie dieses Land nach allen Richtungen und Krümmungen, in Begleitung von Weib und Kindern; da wird keine Gemeinde, kein Dorf, selbst der entfernteste Pachthof nicht verschont. Es ist nicht eine Straße in Böhmen, worauf man nicht mehre dieser Wandervögel im vollsten Zuge erblickt, es ist, als wäre dieses Land nur für Marodeurs, worin jeder nach Lust und Belieben pfänden und brandschatzen kann.

Sobald sich jemand zum „Schnorrer" berufen fühlt, geht er auf das Amt seines Vaterortes und holt sich von dort einen Paß. In diesem Passe wird dem Vorzeiger dieses gerichtlich bestätigt, daß er berechtigt sei, als fahrender

Bettler herumzuziehen. Hat der Schnorrer einen solchen Freibrief an die Geldbeutel seiner Stammgenossen erlangt, so bricht er aus seiner Heimat auf, läßt entweder sein Weib in treuer Freunde Obhut zurück, oder heißt es und die Kinder mitziehen, damit sie ihm in seinem trefflichen Vorhaben hilfreiche Hand böten. Da wird keine Rücksicht darauf genommen, ob die Kinder die Strapazen einer so weiten Reise werden ertragen können, ob sie krumm, blind oder taub sind — je mehr, desto besser, desto stärker kann er an das allgemeine Mitleid appellieren. Mit den wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken, an der einen Hand ein Kind, in der andern einen Wanderstab haltend, schreitet der Mann einher, während das Weib einige Schritte hinter ihm hergeht, ein Säugekind an die Brust gelehnt oder ein Wägelchen rollend, woraus, in schmutzige Kissen gebettet, ein gar verkrüppeltes Geschöpf miserabel hervorlugt. Eine solche Familie hat bei ihrem Herausgehen aus dem Vaterorte oft nicht mehr, als womit sie ein dürftiges Nachtlager in der nächsten Herberge bezahlen kann; aber Mut und Vertrauen belebt sie, und die erste, die beste Gemeinde, die sie berührt, bringt ihr Überfluß und Nahrung. Der Schnorrer verzweifelt nie — er kennt sein Volk. Ein Maler könnte sich oft keine lebendigeren Genrebilder wünschen, als sie diese wandernden Schnorrer bieten. Namentlich unter den polnischen Männern findet er eine Masse der schönsten und ausdruckvollsten Köpfe, weniger schön sind die Weiber. Hier hat Elend, Wettersturm und Mühsal die vielleicht einst schönen Züge vor der Zeit verwelken gemacht; aber blickt man auf diese von Lumpen umhüllten Glieder und in dieses zu früh zerstörte Antlitz, so wird man oft von dem unnennbar eigentümlichen Ausdrucke betroffen, der darüber lagert. Das Auge vorzüglich gemahnt oft an den funkelnden Edelstein, der in einer Kotlache liegt. — Die Beschäftigung eines Schnorrers ist sehr einfach. Die Wochentage benützt er dazu, um Almosen einzusammeln; da sind es

die kleineren Gemeinden und einzelnen Höfe, denen er seinen Besuch abstattet; aber neigt sich die Woche zu ihrem Ende, so sucht er es stets so einzurichten, daß er in eine größere Gemeinde einmündet, um in ihrem Schoße den Sabbat zuzubringen. An diesem Tage verbietet ihm das Gesetz zu wandern — man wird sogleich sehen, wie trefflich dieser Tag dem Schnorrer zustatten kommt.

Sobald der Schnorrer in einer Gemeinde anlangt, begibt er sich sogleich in die sogenannte „Schlafstube", die zum Behufe dieser fahrenden Gäste eigens unterhalten wird, ein Etablissement, wo er für einige Kreuzer ein Nachtlager haben kann. Hier legitimiert er sich vor dem Herbergsvater, der gewöhnlich der Synagogenküster ist, durch Paß und andere Papiere und wird von ihm mit dem schönen Gruße, der auch den Arabern eigentümlich ist, bewillkommt: Salem alechem (Friede sei mit euch). Nachdem er da sein Gepäcke abgelegt, begibt er sich zu dem Gemeindekassier, um sich bei ihm die Anweisung auf seine Sabbatkost abzuholen. Es besteht nämlich in jeder etwas größeren Gemeinde die Einrichtung, daß jedes verheiratete Mitglied, sobald es in den Verband der Steuer- und Abgabepflichtigen aufgenommen ist, sich zu einer gewissen Anzahl von Sabbaten verpflichtet, d. h. zu einer gewissen Anzahl von diesen Schnorrern, die er über den Sabbat mit Kost versorgen will. Natürlich richtet sich dies immer nach den Vermögensumständen des Individuums; aber selbst der weniger Bemittelte übernimmt einige solcher Tage, um sich im Weigerungsfalle nicht selbst ein testimonium paupertatis auszustellen. Zu diesem Behufe schreibt man nun seinen Namen auf so viel Zettel auf, als man sich zu Sabbaten verpflichtet; diese Zettel werden zusammengerollt, und mit denen der andern Gemeindemitglieder in eine verschlossene Schachtel getan. Sobald nun der Schnorrer zu dem Kassier kommt, wird die Schachtel geöffnet, damit er nach Belieben wähle. Der Zettel wird nun aufgerollt, und

der Kassier deutet dem Schnorrer an, wohin er zu gehen habe, um seine Sabbatkost zu empfangen. Mit dieser Anweisung macht sich der Schnorrer auf den Weg und erkundigt sich auf der Gasse nach der Familie, die ihm bezeichnet ist. Dort übergibt er den Zettel der Hausfrau oder dem Hausherrn, und die laden ihn auf den Abend zum Tische ein. Charakteristisch genug heißt dann ein solcher Schnorrer „Gast". Die Hausfrau bedeutet dann ihrer Köchin, eine größere Quantität Fleisches zuzurichten, und sonst zu den Speisen ein Erkleckliches hinzuzutun, denn man habe einen „Gast" bekommen.

Nachdem dieses wichtigste aller Geschäfte glücklich vorüber, geht der Schnorrer wieder in seine Schlafstube zurück. Hier findet er bereits mehrere Kollegen, teils angekommene, teils anlangende, alle mit dem nämlichen Zwecke, den Sabbat in der Gemeinde zu feiern. Da sitzen einige, die bereits versorgt, auf Tischen und Bänken umher, und erzählen und befragen sich gegenseitig um Vaterland, Verhältnisse und Schicksale; andere sind bereit, sich zum Kassier zu begeben, besorgt, wie es scheint, ob ihnen noch ein guter Hausherr zuteil würde; andere neue Gäste langen erst an. An einem solchen Freitage steht die Schlafstube nie leer. Da noch einige Stunden bis zum Abendgottesdienste fehlen, der zur Vorfeier des Sabbats an jedem Abende des Freitags gehalten wird, so sucht diese der Schnorrer so gut als möglich zu benutzen, um sich nach Kräften herauszuputzen, damit er im Hause des Herrn gereinigt erscheine. Er nimmt den Bart durch die grünliche Salbe weg, ein Gemische aus gelöschtem Kalk und Aurum, glänzt seine Schuhe und bürstet den Staub von seinen Kleidern. Ist die Zeit des Gottesdienstes endlich gekommen, so begibt er sich in die Synagoge, wo er einen der untern Plätze gewöhnlich gleich an dem Eingange einnimmt. Während des Gottesdienstes benimmt sich der Schnorrer mit aller Frömmigkeit und Devotion; er bückt und

beugt sich nach allen Seiten, sagt seine Gebete laut her, damit aller Augen auf ihm ruhen. Nach geendigtem Gottesdienste bleibt er in tiefster Demut an der Schwelle des Gotteshauses stehen und wartet, bis die anderen hinausgegangen. Nun ereignet sich eine Szene, die wir nicht weglassen dürfen, weil sie einen bedeutenden Pendant zum Charakter eines Volkes bildet, das von jeher im regen Zusammenhalten sein politisches Dasein fristet. Ein jeder der Vorübergehenden streckt seine Hand dem Bettler entgegen und drückt die seine und bewillkommt ihn mit dem trefflichsten aller Grüße: Salem alechem. Selbst der Reichste in der Gemeinde hält sich nicht für hoch genug, diese Bewillkommung einem Stammgenossen zu verweigern, dem er aus Gnade morgen die Mittagskost reicht. Wir wissen nicht, ob diese Sitte noch überall in gleicher Kraft ist — schwerlich dürfte aber der Schnorrer von der Hand eines jener papiernen Könige, die über Coupons und Aktien gebieten, einen Gegendruck zu erwarten haben. Das ist aber modern!

Nun begibt sich der Schnorrer zum Abendessen. Ein interessanter Augenblick in seinem Leben! In der Wohnung seines Hausherrn, der ihn zum Tische geladen, steht der Tisch, mit weißem Linnen bedeckt, bereits gedeckt; die Speisen des Sabbats strömen aus der benachbarten Küche ihren Duft in die Stube, die vom Scheine der siebenzinkigen Lampe oder flammender Kerzen heimlich schön beleuchtet ist. Wie wohl mag es ihm da ums Herz werden! Die ganze Woche dem Unbill des Wetters mit den Mühen einer Fußreise preisgegeben, und nun auf einmal in einer warmen, sabbatduftenden Stube, an einer wohlbesetzten Tafel, mitten unter einer Familie. Wir erlassen den Kommentar zu einem solchen Verfahren! Nachdem man sich gewaschen und den Segen gesprochen, setzt man sich, wobei dem „Gaste" einer der untern Plätze an dem Tische eingeräumt wird. Die Hausfrau übernimmt nun die edle Sorge für seinen Magen; es wird ihm

von den reichlich aufgetragenen Speisen so viel aufgenötigt, als sich ohne Gefahr tun läßt. Während des Essens hat der Schnorrer ein strenges Verhör, um Namen, Vaterort, Weib und Kinder usw. zu bestehen, wobei denn der Schalk oft Dinge vorbringt, die der edlen Wahrheit eben nicht genügen mögen. Zuweilen ergötzt er auch den Hausherrn durch allerlei Witze, Anekdoten, talmudische Spitzfindigkeit und Schnurren allerhand von so drastischem, zwerchfellerschütterndem Inhalte, daß den Leuten darüber Essen und Trinken vergeht. Man muß diese köstlichen, witzsprühenden Anekdoten, namentlich die auf polnischem Gebiete spielen, verstehen und in ihre Feinheiten eingehen, um zu gestehen, daß hier nichts Gewöhnliches geleistet wird. Von diesen Schnurren mag auch der Name Schnorrer sich herleiten, da diesen Leuten in früheren Tagen die Rolle der Hofnarren zugekommen sein mochte. Die köstliche Unterhaltung, die er aber dadurch der Familie verschafft, kommt dem „Gaste“ sehr gut zustatten. Beim Weggehen werden ihm noch die Überbleibsel der Speisen in die Tasche gesteckt, und die Hausfrau schneidet noch ein großes Stück von dem weißen Brote ab, das für den Sabbat eigens gebacken wird. Auf dieselbe Weise geht auch der folgende Tag, der Sabbat, vorüber. Wie am vorhergehenden Abend besucht er wieder die Synagoge, mit derselben Frömmigkeit und Devotion, womöglich in noch verstärkterem Maße. An diesem Tage ereignet sich oft eine Szene ganz eigentümlicher Art. Man weiß vielleicht, daß, nachdem die Stämme Israels in alle Enden und Ecken der Welt zerstäubt und verweht wurden, so daß selbst ihre Namen untergingen, ein Stamm sich erhalten haben wollte, der der Priester und Leviten. Noch heutzutage führen diese den alten Namen, ob mit historischem Rechte oder Unrechte, wissen wir nicht. Als die ehemalige Leiterin der Theokratie genießt diese Kaste noch jetzt einige, freilich sehr unwesentliche Vorrechte, so wird zum Beispiel beim Verlesen der Gesetzesrolle der Priester zuerst aufgerufen,

hernach kommt der Levite, und nach ihnen erst das gemeine Volk der Israeliten. Nun trifft es sich zuweilen, daß in manch kleinerer Gemeinde kein Priester sich vorfindet. Da kommt aber der „Schnorrer", gibt sich als solchen zu erkennen, und sogleich wird sein Name verlesen und der Vorzug des ersten Vortretens kommt ihm zu. Man erinnert sich, daß in den Büchern Moses ein Kapitel vorkommt, worin der Prophet unter den schrecklichsten Strafen, Plagen und Drohungen den Fall Israels voraussagt, wenn es je von seinen Geboten abweichen würde. Aus Vorurteil oder Aberglauben will nun niemand zu diesem Kapitel vorgerufen werden, weil sich vielleicht ein Teil des Gelesenen an seinem Teile erfüllen könnte. In solchen Fällen übernimmt der „Schnorrer" die ganze Verantwortlichkeit auf sich — er tritt vor, wenn kein anderer will, und auf sein Haupt ladet er die ganze Masse von Flüchen und Drohungen, von denen jenes Kapitel überfließt. Man sieht also, daß er trotz seines vagen Lebens dennoch eine Stellung einnimmt.

Wenn so ein Sabbat heilbringend für den Magen des „Schnorrers" gewesen, so ist es der nächstfolgende Sonntag noch mehr für seine Tasche. An diesem Tage bricht er wieder auf; bevor dies aber geschieht, stattet er allen Gemeindegliedern seinen Besuch ab, um Almosen für seine Wegzehrung zu empfangen. Oft aber befriedigt ihn das Geschenk mancher sparsamen Hausfrau nicht — da ergrimmt sein Zorn, und mit den Gebärden eines dazu Berechtigten wirft er ihr das Geldstück zurück und schleudert ihr eine Flut von Flüchen zu. Vergrößert sie nicht das Geschenk, so vermehrt sich seine Insolenz, bis er zum Zwecke gelangt. Denn die Hausfrau fürchtet, die Flüche des Bettlers könnten wahr werden, und Gott erhört zumeist seine Worte!

Wohin aber der Schnorrer am liebsten seine Schritte richtet, das sind die Wohnungen der „Randars". Dieses Wort ist der verdorbene Ausdruck für Arendator, einer jener

Besitzer oder Pächter von herrschaftlichen Branntweinhäusern, wie man sie in Böhmen überall findet. Diese Randars sind gewöhnlich über Maß mit zeitlichen Gütern beschenkt; „er ist ein Randar," reicht hin, um einen Begriff von Wohlhabenheit und Reichtum zu erwecken. Die Wohnungen dieser Krösusse hegen aber eine Fülle von landschaftlicher Poesie in sich, wie sie ihr erster Anblick vielleicht nicht glauben läßt. Sie sind in gewisser Hinsicht jüdische Klöster; wie der Arme und Hungrige von jeher in der stillen Vorhalle der Mönche seine Suppe erhielt, so empfängt hier jeder Vorüberreisende, der einspricht, mehr als dies. Der „Randar" ist gewöhnlich ein wohlgemästeter, jovialer Mann, der gerne lacht und lustige Geschichtchen hört. Diese Eigenheit des Randars kennt nun der Schnorrer sehr gut und weiß sie auch trefflich zu benützen. Bei ihm spricht er am liebsten ein; mit Hilfe einiger witzigen Anekdoten und Bonmots weiß er ihn in eine so glückliche Laune zu bringen, daß er dann alles von ihm erlangen kann. Hier verlebt er denn auch seine glücklichsten Tage; er ißt und trinkt vortrefflich, wozu noch zuweilen ein Glas vom stärksten Branntwein kommt, gegen den namentlich der Pole eine etwas zu ausgesprochene Vorliebe zeigen soll. Man denke sich das köstliche Genrebild: die Branntweinschenke eines böhmischen „Randars", der Schnorrer am Tische vor der dampfenden Schüssel und ihm gegenüber das feiste, mondglänzende Antlitz des Randars, der sich vor Lachen den Bauch hält, während er die Anekdoten des Schnorrers hört.

So gestaltet sich das Leben des jüdischen Bettlers wenigstens nicht uninteressant, wie man doch eingestehen wird. Noch gibt es unter diesen Schnorrern eine vornehme Aristokratie — die der armen reisenden Gelehrten. Da wir aber in Zweifel befangen sind, ob wir denn diese Gelehrten überhaupt in die Kategorie der Schnorrer rechnen sollen, so erlasse man uns ihre Schilderung auf eine andere Gelegenheit. Wahr bleibt es aber: ohne diese Schnorrer gäbe es im jüdischen

Volke eine Nationaltugend weniger, und ein Zug fiele aus ihrem Charakter weg, der am glänzendsten den Vorurteilen und Gehässigkeiten entgegensteht. Der heißt: Mildtätigkeit gegen den Mitbruder.

Das Matzesbacken.

Vierzehn Tage vor dem Osterfeste, in größeren Gemeinden auch vier Wochen früher, werden die Gemeindeglieder durch den Schuldiener aufgefordert, sich zu der am nächsten Sonntag stattfindenden Verpachtung des Ostermehles auf dem Gemeindehaus einzustellen.

Auffallend genug erscheinen an diesem Tage nur sehr wenige, die Lust bezeigen, den Pacht zu übernehmen. Aus Gründen nämlich, die man sehr wohl billigen wird. Zuerst ist der Pachtschilling nach dem Stande der jeweiligen Fruchtpreise schon so hoch gestellt, daß sich nach aller Berechnung nur ein ganz kleiner Gewinn herausfindet. Dann ist das Geschäft von einer Masse Strapazen, Entbehrungen und Mühen begleitet, und drittens, wenn sich der Pächter über alle diese Berge hinwegsetzt, gerät er wieder in Gefahr, seine Popularität in der Gemeinde zu verlieren. Er kauft schlechtes Getreide ein, das Mehl ist schwarz, und nun hat er ein Publikum gegen sich, das ihn durch volle acht Ostertage tausendmal in einem Atem in den Ostrazismus verurteilt, denn bei jedem solchen Brote, das man genießt, wird des Pächters in Ausdrücken erwähnt, für die das große Wörterbuch von Adelung nicht besteht. Es ist ein langsames Gerädertwerden von unten nach oben — durch volle acht Tage.

Doch findet sich immerhin jemand, der den Mehlpacht übernimmt. Barmherzige Seelen gibt es genug. Solche strecken dem Pächter, der gewöhnlich über ein äußerst geringes Vermögen zu gebieten hat, die Bürgschaft vor, sowie auch die Einkaufssumme. Damit geht er auf den Getreidemarkt, kauft ein, wie und wo er es kann, natürlich immer in der Absicht, so billig als möglich einzukaufen. Bis dahin hat das Geschäft noch wenig Nationales, wenig Eigentümliches. Dies beginnt erst draußen in der Mühle. Hier fängt eine lange Reihe von Mühe und Strapazen an, die zu beschreiben, einen erklecklichen Aufwand von Tinte kosten würde. Die Mühle, wo das Ostermehl gemahlen wird, muß vor allem von oben nach unten gesäubert und ausgefegt werden, damit ja nicht ein Stäubchen früheren unreinen Mehles dazwischen käme. Dann muß man ein äußerst aufmerksames Auge auf die Müllerbursche haben, die absichtlich oder unabsichtlich das Mehl entheiligen und dem religiösen Gewissen des Pächters manchen empfindsamen Hieb versetzen können. Noch aufmerksamer muß der Pächter oder einer seiner Angehörigen auf die Finger der Müllerburschen sehen, damit diese nichts auf den Boden fallen lassen. Solche Überflüsse kommen dem Pächter selbst zugut, auch will er nicht, daß der reiche Müller so heiliges Mehl genieße, oder gar verkaufe.

Wenn das Mahlgeschäft vorüber, das Mehl in Säcke gegeben und heimgeführt worden ist, verkündet der Schuldiener aufs neue, in der Synagoge oder in der Gasse, man könne kaufen kommen; der Verkaufsort sei da und da. Nun beeilt sich ein jeder, seinen Bedarf an Ostermehl so bald als möglich zu decken, damit er nicht zu spät komme. Bevor man das Mehl kaufen geht, werden sehr ernsthafte Debatten zwischen den Eheleuten gepflogen. Während eines Jahres sind bedeutende Veränderungen in der Familie vorgegangen, sie hat sich vergrößert, auch sind die Kinder größer geworden

und damit im steigenden Verhältnis auch das Zentrum ihres Lebens, nämlich der Magen. Die Mutter möchte gern sparen, ein Achtel oder gar ein Viertel weniger nehmen, der Vater aber zeigt lächelnd auf die Anzahl ihrer Familienmitglieder. Nach langem Her- und Hinreden vereinigen sich endlich beide und treffen ein juste milieu, das allen Anforderungen der Familie entsprechen wird.

In größeren Gemeinden besteht der Gebrauch, von den Gemeindemitgliedern bei der Abnahme des Ostermehles eine Steuer zu erheben, deren Ertrag der Gemeinde zufällt. Je nach dem Quantum des Mehles wird diese Steuer festgesetzt. Nun trifft es sich zuweilen, daß der arme, unbemittelte Mann, der für ein ganzes Rudel hungriger Mägen zu sorgen hat, höher besteuert wird als der reiche, dem trotz seines Mammons kein Kindeslächeln beschert ward — ein Mißverhältnis, das aber überhaupt dem ganzen Steuerkomplex noch immer anklebt und ohne Verletzung einmal gegebener Zustände nicht gehoben werden kann.

Nun werden die Backhäuser eröffnet. Größere Gemeinden zählen deren mehrere, kleinere oft nur eines. Solche Backhäuser sind entweder Eigentum von Individuen oder der Gemeinde selbst. Wo es mehrere gibt, entsteht zwischen den Besitzern derselben eine Rivalität ganz eigener Art. Der eine stellt seinen Tarif etwas niedriger und erzielt dadurch eine größere Masse von Kunden, der andere ist prompter in seinen Bestellungen, der dritte zeichnet sich wieder durch vortreffliches Gebäck aus. So hat ein jeder seine Vorzüge und sucht sie geltend zu machen. Soviel trägt jedoch jedes Backhaus seinem Besitzer ein, daß er, wie man zu sagen pflegt, „die Ostern herausbringt." —

Treten wir in ein solches Backhaus ein!

Heftig durch- und ineinander tönende Stimmen empfangen den Eintretenden. Wir stehen in einer langen, von bedeutend azotischen Dünsten angefüllten Stube, wo nahe an hundert

Menschen mit dem Bereiten der ungesäuerten Brote beschäftigt sind. Sie stehen um lange viereckige mit blanken Kupferplatten bedeckte Tische herum. Wie nach einem Takte bewegen sich aller Hände. Der eine hat ein Stück Teig vor sich und dehnt es schnell und flink mit dem Wellholze aus. Der andere hat das Brot bereits fertig, das in einer kreisrunden, ganz flachen Platte besteht; er nimmt nun noch das Ruppelholz, d. i. kleine zugespitzte Stäbchen, womit er das Brot auf allen Punkten durchlöchert, damit die Hitze von allen Seiten eindringe und der Säuerung vorgebeugt werde. Zwischendurch laufen kleine Buben, nehmen die Brote ab, und tragen sie zum Ofen hinaus. ‚Matzes, Matzes!“ schreit einer, der bereits sein Brot auf dem Tische beendet liegen hat und fürchtet, es könnte durch die Länge der Zeit säuern. Und dabei ergrimmt er und stößt Flüche aus, weil die Hinausträger der Brote ihm zu saumselig und faul sind.

Drei Personen sind es jedoch, auf deren Schultern eine ganze Welt von Plagen und Mühen liegt. Der eine ist der „Mehriner,“ der andere der Kneter, der dritte der Schießer. Diese Trias ist wahrhaft bewunderungswürdig und zugleich bedauernswert, denn ihre Beschäftigung ist die mühseligste von allen.

Der „Mehriner“ mißt das Mehl und teilt es dem Kneter zu. Der Teig wird in kupfernen Kesseln bereitet und bedarf nur einer sehr einfachen Manipulation, Mehl und Wasser. Die Hauptsorge des Kneters besteht darin, daß der Teig sobald als möglich durchknetet sei, wozu ihm wenige Minuten gegeben sind. Denn durch ein längeres Verzögern könnte er in Fermentation geraten, und tausend Argusaugen sind da auf der Lauer, die ein jedes Versehen mit bitterem Spotte, ja wohl auch mit Dispensierung des Kneters bestrafen können.

Der Schießer endlich ist niemand anderer als der Bäcker selbst. Man denke sich einen Menschen, der mit wenigen

Unterbrechungen vierzehn Tage, ja sogar drei Wochen in einem fort der Hitze des Ofens ausgesetzt ist, und man hat eine linde Vorstellung von langsamem Verbranntwerden. Der Schießer gehört gewöhnlich der christlichen Religion an, wie überhaupt in manchen Gemeinden auch Christenmädchen zur Bereitung der Osterbrote verwendet werden, ein Umstand, auf den man bei der jüngsten Verfolgung der Juden in Damaskus hätte hinweisen können, und der auch Herrn Ghillany und Konsorten eines bessern belehrt hätte. Die christlichen Schießer und die christlichen Mädchen werden von der Bereitung der Osterbrote die triftigsten Belege ablegen können, ausgenommen die modernen Eisenmengerchen legen darauf nicht so viel Gewicht, wollen es vielleicht auch nicht.

Sobald ein solches ungesäuertes Brot aus der Backstube hinausgetragen, wird es ohne Weile auf die Schaufel gelegt und mit ungemeiner Flinkheit vom Schießer in den Ofen getan. Nach wenigen Minuten kehrt es bereits gebacken zurück. Hier wird es gewöhnlich von der Hausfrau, die die Brote backen läßt, empfangen und längs eines langen Tisches, der mit weißen Linnen bedeckt ist, aufgestellt. Oder ein ganzes Rudel Kinder ist es, das sich diesem Geschäfte mit aller Freudigkeit hingibt, gewöhnlich die Kinder der Hausfrau, oder, wenn die nicht, fremde. Diesen läßt man als Entgelt ihrer Mühe kleine Fischlein aus ungesäuertem Teige backen, mit denen sie dann am Abend in der Gasse herumrennen, sie triumphierend ihren Gespielen hinweisend, die mit solchen Trophäen noch nicht zu glänzen haben.

Durch all dies Gedränge und Schreien und Rufen wandelt aber noch eine Figur, deren wir bis jetzt noch nicht erwähnt haben. Es ist der „More Zedek", ein Gelehrter, der darüber zu wachen hat, daß alles in größter Ordnung und ohne Verletzung der geringsten religiösen Zeremonie vor sich gehe. Er beaufsichtigt den Mehriner und den Kneter, damit dieser den Teig nicht über die Zeit in dem kupfernen

Kessel herumknete, dann wirft er aufmerksame Blicke denen zu, die die ungesäuerten Brote verfertigen, damit auch sie nicht dem Gesetze zuwider laufen, das da ungesäuerte Brote will. Zuweilen trifft es sich auch, daß man ihm religiöse Bedenken vorträgt, die er zu schlichten hat. Ein ungesäuertes Brot war nicht nach rechter Art durchlöchert, in der Ofenhitze stiegen Blasen auf, oder sonst ein Gebrechen ist daran zu erblicken. Nun kommt die Hausfrau mit dem fraglichen corpus delicti und fragt den Rabbi, ob er dieses Brot für gültig erkläre oder nicht. Der Rabbi schaut es lange mit prüfendem Blicke an und sagt entweder ja oder nein. Im verneinenden Falle wird das ungesäuerte Brot eine Beute der Kinder, und sie teilen sich so fröhlich darein, daß man es ihnen ansieht, sie würden gar nichts dagegen haben, wenn der Rabbi das ganze Gebäcke für ungültig erklären wollte. —

Die größte Sorge und Virtuosität wird aber auf die sogenannten „Mitzwabrote“ verwendet. Das sind diejenigen ungesäuerten Brode, die man an den beiden ersten Abenden des Osterfestes braucht, wo der Hausvater im Kreise der Seinigen den Auszug der Israeliten aus Ägypten feiert. Diese Brote sind von einer größern Beschaffenheit als die andern, und die Mädchen, die sie verfertigen, legen eine besondere Vorsorge an den Tag, sie so fein und groß und rund als möglich auszudehnen. Auch rivalisieren sie während des Wellens miteinander, wer von ihnen das größte Monstrum hervorzubringen imstande sei.

Ist endlich das Backgeschäft vorüber, so erhalten die Leute ihren Lohn, wobei es gewöhnlich zu nicht unbedeutenden Zänkereien kommt. Es findet sich da manche sparsame Hausfrau oder manch knickeriger Hausherr, die über den bedungenen Lohn nichts „von sich lassen wollen,“ wie man sagt. Denn man begehrt noch ein kleines Trinkgeld von ihnen, indem man auf das vortreffliche Gebäcke hinweist, das man bereitet. Läßt sich die Hausfrau bewegen und tut noch etwas

hinzu, so erhält sie tausend Segnungen und Beglückwünschungen, tut sie es nicht, so spricht und grollt man sehr viel, und sie kann gewiß sein, daß im nächsten Jahre die ungesäuerten Brote viel schlechter ausfallen werden als heuer. So ein Bäcker hat für solche Seelenkränkungen ein treffliches Gedächtnis.

Wir haben schließlich noch einer Ehrenbezeugung zu erwähnen, die bei Gelegenheit des Backens der ungesäuerten Brote ausgeübt wird. Dem Rabbiner werden am letzten Tage die ungesäuerten Brote gebacken. Wo es eine Jescheba (Hochschule) gibt, übernehmen die Jünger derselben selbst die Verpflichtung, für ihren Lehrer die Brote zu kneten, zu bereiten und zu backen. Auf diese Art genießt der Rabbiner drei Privilegien: 1. daß er ganz frische, 2. ganz makellose und 3. ganz reine Brote bekommt. Um dieser Vorteile willen hat sich schon mancher gewünscht, Rabbiner zu sein — anderer zu geschweigen. —

An das Backen der ungesäuerten Brote schließt sich an:

Das Verbrennen des Gesäuerten.

Sorgsame und wirtliche Hausfrauen pflegen schon vierzehn Tage vor Beginn des Osterfestes, andere noch früher, die ganze Wohnung von unten nach oben im buchstäblichen Sinne des Wortes aus- und umkehren zu lassen. Um diese Zeit gewährt die Judengasse das Bild einer Karawane, auf dem Wanderzuge begriffen, die, eh sie nach Mekka, die heilige Stadt, hinzieht, auf Selbstreinigung des Äußeren bedacht ist. Da vor dem Hause, vor dem Röhrkasten, waschen Mägde die Geschirre blank, vor einem andern werden Bettstellen auseinander geschlagen, und das frische Stroh liegt schon bereit, um sie zu füllen, hier wird eine Wohnung weiß übertüncht, und Tische, Bänke, Stühle und anderes Geräte sperren den Durchgang in die Gasse. Zwischen durch tönt lautes und

emsiges Gesurre von Menschenstimmen; die Mägde, die am Brunnen das Geschirr reinigen, lachen laut, singen Lieder, während aus dem einen Hause die kreischende Stimme einer Hausfrau heraustönt, die zankend und unzufrieden mit ihrer Magd durch die Wohnung fliegt. Es ist ein Geist von Rührigkeit und Bewegung, der um diese Zeit durch die Gassen Judas schreitet, und so wenig ästhetischen Genuß der ganze Anblick gewährt, so sanitätisch, wenn wir so sagen dürften, wirkt schon der Gedanke, daß diese dumpfen und dunklen Wohnungen des Ghettos ein Auferstehungsfest feiern werden. Frommen und gewissenhaften Hausfrauen kann man während dieser Tage keinen heftigeren Schmerz verursachen, als wenn man in eine der so gereinigten Stuben tritt und sie durch Zufall oder Absicht beschmutzt. Ein wehmütiger Zug geht aber über ihr Antlitz, wenn sie sehen, wie man mit Brot oder andern gesäuerten Speisen unvorsichtig im Zimmer herumläuft und Krumen und Brosamen auf Tisch und Boden fallen läßt. Kindern pflegt man einen Winkel in der Stube anzuweisen, wo sie ihr Brot verzehren dürfen und ihnen unter Androhung schrecklicher Strafen jedes Vorwärtsschreiten zu verbieten.

Zwei Tage vor Beginn des Osterfestes ist alles gereinigt und gefegt. Bei mancher Hausfrau könnte man eher Diamanten am Boden liegen finden, als ein einziges Brosämlein. Wer eines findet, der sage es ihr um Gottes willen nur gleich an; sie wird am Boden niederknien und reiben und wegblasen, bis das corpus delicti keine Spur hinterläßt.

Aber die Zeremonie will auch ihr Recht. Es soll nicht nur faktisch dargetan werden, daß das Gesäuerte aus allen Räumen des Hauses weggeschafft und verbannt ist, auch bildlich muß es geschehen. Hier gilt das Umgekehrte: erst die Tat und dann das Bild. Das geht folgendermaßen zu:

Am Vorabende vor der ersten Osternacht führt die Hausfrau ihren Eheherrn in allen Räumen der Wohnung

umher, um durch ihn alles Gesäuerte aus dem Hause schaffen zu lassen. Zu diesem Behufe hat sie früher Brot in kleine Stücke geschnitten und diese Stückchen auf Bänken, Tischen und Stühlen, im Wohnzimmer und namentlich in der Küche ausgestreut. Nun gibt sie dem Vater einen großen hölzernen, oder zinnernen Kochlöffel nebst einem Stümpfchen von einer Wachskerze, worauf er aus einem Gebetbuche die betreffende Segensformel laut ausspricht. Das Stümpfchen Licht wird nun angezündet, und der Vater beginnt in allem Ernste das Aufräumegeschäft des Gesäuerten.

Überall, wo die Stücke Brotes verstreut liegen, führt ihn die Hausfrau hin und macht ihn aufmerksam. Der Vater nimmt sie auf und scharrt sie mit einer Schmierfeder in die weite Höhlung des Kochlöffels. Er spricht übrigens kein Wort, da er zum Schlusse der Zeremonie noch eine Gebetformel zu sprechen hat, der ganze Akt also als ein religiöser betrachtet wird, während dem man die Lippen nicht zu weltlichem Gespräche öffnen darf. Dabei rennen die Kinder mit, ziehen den Vater bald hier, bald dort hin am Rockschoß oder an den Ärmeln und wollen ihn zu den Stellen, wohin sie, ohne der Mutter Wissen, Stücke Brotes ausgestreut haben, hinzerren. „Hier ist noch Gesäuertes, und da noch etwas, und hier wieder", schreien sie im wilden Chor, und der Vater muß ihnen folgen, ohne auch das Geringste dagegen einzuwenden. Gewöhnlich sind es ganz abgelegene Orte, wohin sie ihn führen, ein alter, unbrauchbarer Schrank, das Ofenloch oder gar der Gänsestall. So oft der Vater etwas findet, erhebt sich ein donnerndes Jubelgeschrei, und das geht so lange, bis die ganze Aufräumung des Gesäuerten vorüber ist.

Hierauf spricht der Vater wieder eine Gebetformel, und man geht zum Nachtmahle, das heute besser als gewöhnlich bestellt ist. Der Kochlöffel selbst wird mit dem eingekehrten Gesäuerten, mit allem, was bei der Aufräumung gedient,

Kerze und Federn, mit einem Leinwandfetzen umwunden und auf die siebenzinkige Lampe hinaufgelegt, wo er bis zum folgenden Morgen verharrt.

An diesem Tage, der der eigentliche Vortag des Osterfestes ist, erscheint der Schuldiener oder einer seiner Knaben in der Gasse und schreit mit lauter Stimme: Man möge ihm das Gesäuerte übergeben. Nun kommen Hausfrauen, Köchinnen oder Kinder aus den Häusern und rufen ihn und übergeben ihm die Kochlöffel mit dem Gesäuerten. Für diese Mühe erhält er von jeder Hausfrau zwei oder mehre Eier, die er alle zusamt in einen Korb legt, den ihm einer seiner Knaben durch die Gasse nachträgt. Diese Eierernte fällt gewöhnlich so reichlich aus, daß der Schuldiener tief ins Jahr hinein noch daran zu zehren hat, hie und da wohl noch andern Hausfrauen vorstreckt oder verkauft.

So wandelt der Schuldiener durch alle Gassen und Gäßchen des Ghettos, bis er alles Gesäuerte abgeholt hat. Wie ein Atlas trägt er eine ganze Welt von Kochlöffeln auf seinen Schultern, während sein Junge mit dem Korbe Eier dahinten schreitet. Nun geht das Gesäuerte seinem Autodafé entgegen.

Während dieser Zeit haben sich die Knaben vor der Wohnung des Schuldieners versammelt und erwarten da seine Ankunft in lärmender Spannung. Das Verbrennen des Gesäuerten ist für sie alle ein Freudenfest, dem sich keiner gern entzieht. Kommt der Schuldiener endlich, so empfangen sie ihn mit Jubelgeschrei und reißen ihm die Stücke aus den Händen. Ein jeder will dabei beteiligt sein, der eine lädt die Kochlöffel auf sich, der andere das Holz, hie und da entsteht Streit unter den Knaben über schlechte Verteilung, und weinende Stimmen mischen sich in das fröhliche Gelächter. So ausgerüstet zieht die Karawane von fünfzig bis sechzig Knaben zur Stadt hinaus, an den Ort, wo die Verbrennung vor sich gehen soll.

Hier angelangt wird von dem mitgebrachten Holze ein kleiner Scheiterhaufen errichtet und das Gesäuerte, d. h. die Kochlöffel mit allem, was sie enthalten, darauf gelegt, und der Schuldiener spricht eine Gebetformel. Hierauf wird der Scheiterhaufen angezündet. Die Knaben tanzen um die hoch-auflohende Flamme, lassen Raketen knallen und gebärden sich ganz toll. Erst wenn das Feuer zu Ende gebrannt und nur ein Haufe Asche an die letzten Spuren des Gesäuerten gemahnt, verlassen sie den Schauplatz und kehren heim.

Es ist indes zehn Uhr geworden. Aufs neue geht der Schuldiener durch die Gassen und verkündet im Namen des Rabbis, daß alles Gesäuerte von nun an ganz verbrannt sei. Von diesem Augenblicke an zieht das Osterfest ein in die Gasse, von nun an darf nichts Gesäuertes mehr genossen werden, und ein Schimmer von Festlichkeit ruht über diesen Häusern, über diesen Gassen und Menschen, die ahnungsvoll zu jedem gläubigen Gemüte spricht

---

Auf der Beschau.

(Fragment.)

„Madame Mandelzweig, Madame Mandelzweig, was krieg' ich Beckenbrot, wenn ich Ihnen eine gute Nachricht hinterbringe?"

Mit diesen Worten war ein kleiner, dicker Junge, dessen Antlitz eine merkwürdige Mischung von Schmutz, Schalk-haftigkeit und Schelmerei darbot, in die Stube der besagten Madame Mandelzweig gesprungen und hatte sich da wartend an die Türe hingestellt.

„Was du Beckenbrot kriegst, Löb?" sprach sie, indem sie sich bei diesen Worten lang und langsam vom Kanapee aufhob und mit lächelnden Blicken den dicken Jungen an-schaute, „was du Beckenbrot kriegst, Löb? Eine große Matze (ein

Osterbrot) kriegst du, wie ein Haus so groß und ein großes Stück Honig darauf!"

Der Knabe stand einen Augenblick sinnend, wie es schien, unentschlossen da, ob er mit der guten Nachricht herausrücken sollte, oder nicht.

„Wissen Sie was, Madame Mandelzweig?" sprach er endlich, „Sie geben mir früher die Matze und das große Stück Honig dazu, und ich erzähle Ihnen dann die ganze gute Nachricht, wie sie geht und steht," und sah sie dabei mit gescheiten, zwinkernden Augen an.

Madame Mandelzweig stellte sich aber bei dem so keck ausgesprochenen Anmuten des Knaben sehr erzürnt, oder sie war wirklich ergrimmt.

„Hast du je gehört, Jüngel," sprach sie mit dem Anstande einer ersten deutschen Schauspielerin, „daß Nettel Mandelzweig kein Wort nicht gehalten hat?"

„Das wohl nicht," meinte der Knabe, indem er sich verlegen hinter den Ohren kratzte, „das wohl nicht, aber die Matze mit dem Stück Honig möcht' ich doch lieber früher als später bekommen. Nicht wahr, Madame Mandelzweig, Sie geben mir das Beckenbrot?"

Madame besann sich einigermaßen, dann griff sie lächelnd an den Schlüsselbund, den sie an der rechten Seite hängen hatte, und ging damit zu einem Schranke. Sie sperrte ihn auf und nahm eine Matze hervor, die sie in zwei Teile teilte. Die größere Hälfte tat sie in den Schrank zurück, die kleinere gab sie dem Knaben.

„Und der Honig, wo — bleibt der Honig?" fragte ganz verdutzt Löb.

„Honig willst du auch, mein Kind?" fragte wieder ihrerseits ganz verdutzt Madame Mandelzweig, als hätte sie ihrer eigenen Worte ganz und gar vergessen, ging wieder zu einem andern Schranke, sperrte ihn auf und holte ein kleines Töpfchen hervor, worin das süße Erzeugnis der Biene

sich befand. Davon strich sie ein winzig kleines Stückchen auf das Brot, das ihr der schelmische Knabe hinhielt. Dabei meinte sie:

„Mir scheint, Löb, du bist ein Bär, weil du den Honig so gern hast."

„Haben Sie mir deswegen so viel Honig gegeben?" entgegnete der Knabe sehr spitzig.

Madame Mandelzweig stand betroffen. „Und nun deine gute Nachricht heraus," gebot sie, indem sie das Töpfchen wieder an seinen alten Platz stellte und den Schrank zusperrte.

„Gleich, gleich," meinte Löb, indem er mit wonnigem Behagen das kleine Stückchen Honig, gleichsam nur eine Parodie darauf, auf der Matze hin und her tanzen ließ.

„Mir scheint, du willst mich foppen, Löb," sprach sie mit allen Zeichen der Ungeduld auf dem röter werdenden Antlitz. Der Knabe aber trat mit den Gesten eines ersten deutschen Heldenspielers vor Madame Mandelzweig hin, indem er ihre vorigen Worte folgendermaßen travestierte:

„Haben Sie je gehört, Madame Mandelzweig, daß Löb Bunzel kein Wort nicht gehalten hat? Gleich sollen Sie hören."

Madame stand wie auf Nadeln. In ihren Fingerspitzen juckte und zuckte ein dunkler Bildungsdrang, der sich wahrscheinlich in kurzer Zeit in einer tüchtigen Ohrfeige zur Tat ausgebildet hätte. Endlich hatte Löb das Aufstreichgeschäft zur Zufriedenheit beendet; alle Löcher und Lücken der Matze waren verschmiert und verpicht, wie die Arche Noahs, als sie auf die hohe See gelassen ward.

„Nun also?" fragte Madame Mandelzweig ruhiger, als man hätte denken sollen.

Der Knabe trat ihr nun näher, und indem er sich zu den Ohren der kugelrunden Frau neigte, rief er mit lispelnder Stimme ihr hinein: „Madame Mandelzweig! unten auf

der Gasse hat jemand nach Ihrem Hause gefragt, ein schöner, junger Mensch war's, mit acht goldenen Ringen an den Fingern, auch hat er einen ganz neuen Hut auf dem Kopfe gehabt, der kommt ganz gewiß zu Ihrer Golde auf die Beschau. Also sehen Sie sich vor, Frau Mandelzweig!"

Ohne irgend eine Gegenrede abzuwarten, war der Knabe mit diesen Worten zur Türe hinausgeschlüpft und ließ die Madame in maßlosem Erstaunen zurück. Es war nicht Betroffenheit über die Keckheit des Jüngels, sondern Bestürzung, ein Gefühl von Unsicherheit, das sie für einige Augenblicke sprachlos machte. Diese sprachlose Bestürzung der Madame Mandelzweig mußte aus tiefer Quelle gekommen sein; Reden und Plaudern war mit ihrer ganzen Erscheinung so identisch, daß man sie sich nur im Schlafe denken mußte, um ein ganz objektives Bild von ihr zu entwerfen. Aber auch da müßten wir die Chemysterien des Herrn Mandelzweig nachschlagen, um nicht das Gegenteil zu erfahren. Sie stand einige Augenblicke in tiefem Sinnen da, dann ging sie rasch auf das Zimmer ihrer Tochter zu.

Wir müssen da unserer Geschichte einen Ruck um ganze zwei Jahre zurück geben, in die Zeit nämlich, wo der Hauslehrer Ignatz Grünbaum in die Familie Mandelzweig aufgenommen ward. Das Eintreten des Hauslehrers hängt wieder ganz genau mit der Weltgeschichte zusammen, und diese noch genauer mit der Madame Mandelzweig. Das ging folgendermaßen:

Es ist gerade zwei Jahre, daß zu Prag, der böhmischen Hauptstadt, die Krönung des jetzt regierenden Kaisers und Königs gehalten ward. Aus allen Enden und Ecken des Reiches waren die Leute dahingeeilt, um die Feierlichkeit mit anzusehen, wo man dem Manne von Gottes und der Untertanen Gnaden den goldenen Hut auf den Kopf setzt. Ein dunkles Gespenst aber, mit fahlen Wangen und Sterbemoder auf dem Gewande hatte damals die meisten, die nach

Prag gekommen waren, bald aus dessen Toren hinweggescheucht, Tausende waren noch an den Toren zurückgekehrt und ließen die Stadt voll Glanzes und Pracht mit dem dunklen Gespenst und atmeten nicht eher wieder auf, als bis sie zu Hause im Schoße ihrer Familie sich befanden. Die Cholera schritt damals durch die Krönungsstadt und mähte manch stolzes Haupt herunter, das sich erhaben genug gedünkt hatte.

Damals war auch Madame Mandelzweig mit ihrem Manne nach Prag gekommen. Herr Mandelzweig in dem festen Bewußtsein, er würde den gekrönten Kopf zu sehen bekommen und dabei die Segensformel sprechen können, die also lautet: „Gelobt seist du, Gott, unser Gott, König der Welt, daß du mich einen gekrönten Menschen sehen ließest.“ Seine Frau hatte aber solche Vorsätze nicht, sie wollte sehen und nur sehen. Nicht das kleinste Näglein auf der alten böhmischen Krone haben beide gesehen, so viele Mühe sie sich dazu gaben. Es war ein wahrhaft tragischer Anblick, die dicke Frau mit ihrem Ehegemahl die steile Spornerstraße hinaufgehen zu sehen, und immer vergebens. Einmal war es zu spät, als sie kamen, das andere Mal hatten die kosmopolitischen Prager Bürger die Gefälligkeit, ihren lieben jüdischen Mitbrüdern den Anblick ihres Königs und Landesvaters, für den sie doch jeden Sabbat und Feiertag zu Gott beten, zu verwehren, indem sie sie mit Kolbenstößen und Flintenläufen zurückstießen und allerliebst insultierten. Einmal hatte Herr Mandelzweig schon einen Mann in Posto genommen, den er für seinen Landesvater zu halten berechtigt war; schon wollte er die Gebetformel beginnen, als er von einem menschenfreundlichen Bürger ein so gelindes memento in die Seiten bekam, daß er auf Augenblicke alle Besinnung verlor. Als er wieder aufschaute, war der mutmaßliche Landesvater verschwunden, und die Gebetformel mußte zusehen, wie sie sich zu Ende trollte.

Und doch hängt die Weltgeschichte ganz genau mit der Familie Mandelzweig zusammen. Genauer, als man vielleicht denkt. Denn wäre die Krönung nicht gewesen, so würde die Familie Mandelzweig kaum nach Prag gekommen sein, hätte jener kosmopolitische Bürger ihr nicht den Landesvater entzogen, so würde sie nicht in irgend ein Haus zu Besuch gegangen sein, um welchen Besuch sich die eigentliche Achse dreht.

Jenes „Haus" war mit der Familie Mandelzweig weitläufig verwandt, doch seit längerer Zeit ganz vernachlässigt worden. Jetzt aber, nachdem man vom Nichtsehen ganz ermüdet war, dachte man drauf, dieses Haus zu besuchen. Die beiden Eheleute trafen das Haus gerade beim Mittagsessen, doch ohne eingeladen zu werden. Die Prager stehen im Rufe, mit dem Essen sehr zu geizen. — Da hatte nun die Madame Mandelzweig vielfache Gelegenheit, das Nützliche ihrer Anwesenheit bei der Krönung einzusehen. Sie bemerkte, wie wohlerzogen die Kinder vom Hause bei Tische saßen, wie gut sie mit Gabeln und Messern umzugehen wußten, wie trefflich sie auf jede Frage zu antworten verstanden. Das alles machte ihr tiefe Seufzer; sie dachte ihrer eigenen Kinder, ihrer Wildheit und Ungezogenheit, und der leise Wunsch tauchte in ihr auf: Könnten sie nicht so werden, wie diese hier? Bei Tische bemerkte sie auch einen jungen Mann, der fleißig auf die Kinder acht gab, die Mahnung gab, wann einer das Schnupftüchlein zur Hand zu nehmen vergaß, oder zu große Bissen in den Mund schob. Der Wunsch, einen solchen Mahner ebenfalls für ihre Kinder zu bekommen, stieg immer höher und höher in ihrer Seele auf, und tiefsinnend verließ sie das Haus mit den wohlerzogenen, gutgeputzten und zugeschnittenen Kindern.

Vier Wochen darauf war der neue Hauslehrer Ignatz Grünbaum in der Familie Mandelzweig installiert.

Es wäre eine gewöhnliche Redensart, wenn wir sagten,

mit dem Hauslehrer sei ein neuer Geist in die Kinder der Familie Mandelzweig eingezogen. Im Gegenteile, er ließ den alten, wilden Geist, wie er ihn vorfand, und begnügte sich nur zuweilen, wo er in zu üppige Wurzeln und Äste auszubrechen drohte, mit verständiger Schere die wilden Sprößlinge abzuschneiden. Der Hauslehrer war Wochen und Monate bereits im Hause, und noch immer traf es sich, daß der eine von den Zöglingen mit zerzausten Haaren, der andere mit einem blauen Male heimkehrte. Wenn dann die Frau des Hauses mit kummervollen Mienen auf diese Beweise seiner pädagogischen Leistung hinwies, von der sie doch so vieles erwartet hatte, begnügte sich der Hauslehrer nur, den Knaben zu fragen:

„Warum tatest du das? Weißt du, daß sich so etwas nicht schickt?“

„Aber ein Christenbub hat mit mir Streit angefangen“, meinte der Zögling.

„Fühlst du in dir, Adolf, daß du recht hattest? Leg deine Hand aufs Herz, doch schwöre nicht!“

Der Knabe sah dem Lehrer treuherzig in die Augen. „Ich hatte recht, Herr Lehrer“, sprach er, „Sie sagten selbst, man dürfe kein Unrecht dulden, und ich habe danach gehandelt.“

Der Hauslehrer sagte weiter kein Wort.

Solche Szenen kamen öfters vor.

Überhaupt war der Hauslehrer ein Mensch, auf den sich Madame Mandelzweig gar nicht verstand, wie sie selbst oft sich ausdrückte. Es kamen Tage, Wochen ja ganze Monate, wo er still und teilnamslos an der Mittagstafel dasaß und die Dinge um ihn gar keinen Wert, keine Gegenwart hatten. Sie mochte ihm da die besten Bissen vorsetzen, sie konnte ihn mit Bevorzugung der Zöglinge ganz übergehen, oder zuerst bedenken, es schien das alles keinen Eindruck auf ihn hervorzubringen. Dann aber kamen Tage, wo er wieder über-

strömte, so viele Fragen und Interessen anzuregen wußte, daß sie sich dann selbst als eine ganz andere vorkam. Sie fühlte sich gehoben, geadelt gleichsam, besser.

Er küßte ihr nie die Hand, weder nach der Mittagstafel noch am Abend. Sie hatte dies mit stiller Kränkung bemerkt. Eines Tages war einer von den Knaben im Zimmer gefallen und hatte sich eine bedeutende Kopfwunde geschlagen. Der Lehrer und sie waren zugegen, als dies geschah. Sie hatte schon früher Gelegenheit zu bemerken, daß der Lehrer jedesmal vollkommen gleichgültig blieb, wenn sich ein solcher Unfall ereignete. Sie schrie gewöhnlich, und es fehlte wenig, daß sie sich bei der geringsten Kleinigkeit sogleich das Haar ausraufte. Auch jetzt blieb der Lehrer vollkommen ruhig, beinahe starr. Ein Gedanke, wie verständig dieses Verfahren an Kindern sei, um den Sinn für Selbständigkeit in ihnen zu erwecken, kam über sie; auch sie blieb ruhig und ging in eine andere Stube. Aber durch die halboffene Türe konnte der Lehrer bemerken, wie sie ihr Antlitz in die Kissen eines Sofas begrub und halbunterdrückt weinte. Noch an demselben Tage nach dem Mittagsessen kam er zu ihr und küßte ihr warm und innig die Hand! Am folgenden Tage tat er's wieder nicht.

Sie verstand sich nicht in ihn. Tagtäglich hatte sie den Entschluß gefaßt, ihm zu kündigen, aber so oft sie den Mund auftat, entfiel ihr der Mut, die Besinnung, und sie sprach nichts. Ein gewisses Etwas, was sie selbst nicht zu deuten vermochte, sagte ihr, daß mit den Kindern eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Sie waren um nichts zahmer oder gezogener geworden, die ursprüngliche Wildheit war ihnen geblieben, aber es schwebte eine Art liebenswürdiger Zauber darüber, der anzog und interessierte. Auch schienen sie ihr besser, geadelter. Sie sprachen ein reines, geläufiges Deutsch, ein Umstand, der in ihren Augen manches aufwog. So war sie zuweilen selbst im Innersten tief beschämt, wenn

die Kinder sie in schöner deutscher Sprache anredeten und sie im Jargon ihnen antworten mußte. Sie schämte sich! Sie fühlte sich niedergedrückt, schüchtern ihren eigenen Kindern gegenüber. Allmählich versuchte sie es selbst, die häßlichen Formen dieses Jargons abzustreifen, sie fing an Deutsch zu sprechen. Man hat sie selbst an dem Nachmittag eines Sabbat in einem deutschen Buche lesen gesehen.

Nur ein Wesen war lange diesem Einflusse entgangen. Der Lehrer befand sich seit Wochen und Monaten im Hause, und die älteste Tochter Golde schien nichts von seiner Anwesenheit gemerkt zu haben. Aber das konnte er bemerken, daß sie mit einer gewissen Scheu ihm überall auswich, jedes Gespräch vermied. Mit Absichtlichkeit schien sie den verdorbenen Jargon beibehalten zu wollen; wenn sich ein reintönendes Wort zuweilen dazwischen schlich, war es, als bereute sie, und warf sogleich einen Schwall häßlicher und übelklingender Redensarten darüber, daß jenes Wort versteckt, verschüttet und vergessen blieb. Sie war ein schönes Mädchen, etwa siebzehn Jahre alt. Die Wäsche des Hauslehrers hatte sich nie in einem wohleren Zustande befunden als eben jetzt. Unsichtbare Hände schienen über ihr mit milder Gewalt zu schweben und jeden Riß, jedes Loch sorgsam zu verhüten. Fehlte am Rocke ein Knopf, der anbrechende Tag konnte ihn am alten Flecke wieder sehen. Alles das unsichtbar, unbekannt.

Am Jomkippurtage (Versöhnungstag) kam einst der Lehrer unvermutet aus der Synagoge zurück. Er fand das Mädchen auf seinem Zimmer, wie es eben in einem der herumliegenden Bücher herumstöberte. Gleich bei seinem Eintreten konnte er bemerken, wie das Mädchen schamrot wurde und nach einem jüdischen Gebetbuch griff, das neben ihr lag. Es war das erstemal, daß er sie allein traf.

„Sie suchten sich etwas zum Lesen heraus, Fräulein, und fanden wahrscheinlich nichts,“ begann er nach langer Pause,

während der das Mädchen mit niedergesenkten Blicken in das Gebetbuch starrte.

„Nein, nein, nein,“ stotterte das Fräulein, „ich habe nicht lesen gewollt.“ Diese Worte sprach sie im Jargon. Der Lehrer stand vor der Hocherrötenden einige Minuten still, dann fragte er leise:

„Haben Sie schon die ‚Al Cheten‘ (das Sündenregister) gebetet, Fräulein?“

„Schon dreimal habe ich sie gebetet“, entgegnete sie flüsternd.

„Und ist Ihnen darin keine Sünde aufgefallen, die Sie besonders angeht, Fräulein?“ fragte er wieder mit betonter Stimme.

Das Mädchen schwieg.

„Um Gottes willen gestehe es, Mädchen, hast du keine Sünde gefunden, bei deren Nennung dein Herz zu pochen begann, deine Wangen im Feuer brannten?“ rief er flehend aus innerster Seele.

Das Mädchen schaute auf. Der Lehrer stand vor ihr wie ein drohendes Nachtgewitter.

„Ja, ja,“ stieß sie aus gepreßter Brust hervor. „Ich habe eine gefunden, verachten Sie mich nicht darum, Herr Lehrer, es ist die Sünde der Verstellung.“

Nach einer Weile, die als Ewigkeit auf dem Mädchen lastete, begann der Lehrer mild und sanft, indem er ihre Hand in die seinige nahm.

„Es ist ein Glück für Sie, daß Sie die Sünde erkannt haben. Verstellung ist Versündigung an Gott und Menschengeist, Verstellung in einem Weibe rückt uns die Hölle nah, sie ist ein Blumenbeet, unter dem ein tiefer Abgrund gähnt.“

Seit dieser Unterredung sprach Golde das reinste geläufigste Deutsch. Wie durch ein Wunder schienen alle Springquellen dieses Sprachgenius in ihr zu erwachen und himmelan zu treiben. Sie fand die kühnsten Wendungen für ihre

Ausdrücke, es schien als hätte das alles in ihr so lange geschlummert, um nun auf einmal die blendenden Schätze zu entfalten. Ein reiches Seelenleben, wie er es wohl geahnt, tat sich vor den Augen des Lehrers auf, und seine Sorge war nun, es zu fördern und höher anzuregen. Es gelang ihm dies so wohl, daß in kurzer Zeit die Schülerin verhältnismäßig nichts mehr zu lernen hatte von ihrem Lehrer. Er gab ihr Vieles und Gutes zu lesen, er ging mit ihr ein in die Schönheiten des Buches, er öffnete ihr die Blätter der Weltgeschichte, und machte ihr den Horizont immer weiter, immer weiter, bis er sich selbst gestehen mußte, der Horizont müsse die Wölbung eines Himmels bleiben, den man für die Seele eines Weibes nicht höher ausspannen darf.

Die Mutter ließ das alles gewähren, teils aus Stolz, teils aus halbem Widerstand. Der Gedanke tat ihr zu wohl, daß ihre Tochter eine Ausbildung sich zueignete, die den meisten ihrer Gespielinnen fremd war. Auf der andern Seite konnte sie dem Lehrer nichts anhaben, denn sie fürchtete ihn.

So hatte sich zwischen beiden allmählich ein Verhältnis herausgebildet, dessen Grundzüge man aus dem folgenden Gespräche erkennen wird. Es ist heute gerade die schöne Zeit des Cholemod (der Halbfeiertage am Ostern- und Laubhüttenfeste), und Golde und der Lehrer saßen sich gegenüber. Er las ihr aus einem Buche vor, sie, zurückgelehnt in einem Sofa, hörte ihm aufmerksam zu. Die Augenlider halb geschlossen, ein feuchter Strahl, der zuweilen auf den Lehrer fiel, wenn sie eine Stelle des Buches lebhaft anregte, der holde, in sich geschmiegte Leib bildeten ein so schönes Bild, daß wir es dem Lehrer gar nicht verargen können, wenn er zuweilen im Lesen innehielt, um seine Blicke auf der schönen Schülerin haften zu lassen. Allmählich hatten sich aus dem Buche leise Fragen abgesponnen, die der Lehrer beantworten mußte. Er hatte das Buch zur Seite gelegt. Es war „Die Jungfrau von Orleans“. „Sagen Sie mir doch, Herr

Lehrer", fragte Golde, „wird diese Jungfrau von Orleans bei den Christen als eine Heilige angebetet? Macht man ihr Prozessionen, und geht der Geistliche unter einer Chuppe (Traghimmel), wenn man ihr Fest feiert?"

„In ihrem Vaterlande," sagte der Lehrer, „wird sie als Heilige verehrt."

„Und warum nicht überall?" fragte wieder das Mädchen. „Ich sollte doch glauben, man müßte in der ganzen Welt glauben, daß sie geschickt worden ist von Gott, ihr Land zu befreien, wie Judith und Deborah!"

„Du hast recht, Golde," entgegnete der Lehrer, „sie war eine Natur, in der sich das ewig Weibliche im Menschen auf eine wunderbare Art vereinigt hatte. Es war in ihr Kampf und Friede, Krieg und Einigung, wie in jeder Frauennatur, auch in der deinigen. Vor allem Glaube. Ein Mann konnte in dieser Weise nicht vollbringen, was hier einem schwachen Weibe gelang."

„Das versteh ich nicht, Herr Lehrer," warf das Mädchen naiv darein.

„Das kann ich dir nicht erklären," meinte er.

„Warum nicht?"

„Das verstehst du besser, als ich."

Nach einigen Minuten sagte das Mädchen:

„Es ist doch wunderbar, Herr Lehrer, daß wir nicht Heilige besitzen, in der Art, wie die Christen sie haben. Uns Frauen wenigstens hätte man sie geben sollen, wir brauchen etwas, was zwischen Mann und Gott steht. Ich kann zu diesem Gotte kein Zutrauen, keine liebevolle Zuneigung gewinnen, ich glaube immer, den alten grämlichen Großvater zu sehen, wie er mit zusammengezogenen grauen Augenbrauen über uns stand und erkältete. Ich möchte sehen, sehen, ich möchte ihm meine Bitten vortragen, irgend jemand sollte sie auffangen und zu ihm bringen. Wir haben aber keine Boten. Unsere Engel haben flammende Schwerter in der Hand, und

ich fürchte mich vor dem Blinken des Eisens. Da haben es die andern viel besser. Ihnen sind die Türen der Kirchen offen, überall Bilder, Säulen, Heilige! Wie gerne würde ich zu dieser Judith beten, sie sollte mich erhören, sie sollte meine Fürsprecherin werden! Nur der Schatten von einem Heiligenscheine um ihr Haupt, und mir wäre geholfen. So aber — ich darf nicht einmal in die Synagoge gehen."

„Du hast recht, Golde," sagte der Lehrer, „unserer Religion fehlt das Weibliche. Frauen, wie Mirjam, Deborah und Judith sollten lebendiger in ihr stehen, mehr hervorragen. Ihr habt keine Stellung in ihr; sie verkennt euch, vielmehr sie kennt euch nicht. Es hat mich immer gewundert, daß Moses, dem doch in seiner Mutter und Schwester so hohe Aufschlüsse über weibliches Wesen gegeben wurden, dasselbe so wenig hervorzog. Er hätte Priesterinnen bestellen sollen, wie er Priester und Leviten gemacht hat. Das hätte seiner Religion einen Teil jener Starrheit genommen, weil ihr Frauen zu mildern und zu verkörpern wißt. Aber sie hätte auch nicht diesen jahrtausendlangen Bestand gehabt; eine spätere Zeit hätte sie ganz aufgelöst, und dieses Männerwerk würde nicht als Ruine durch die Welt gehen. Ihr Frauen hättet sie zu viel zu euch gezogen, zu weich gemacht. Das Judentum ist aber eine Religion für Männer."

„Wie das alles schwer ist," meinte das Mädchen, „was Sie da sagen."

„Du wirst das alles schon begreifen, Mädchen," sagte der Hauslehrer, „laß dir die Zeit dazu. Vielleicht wird der nächste Moment dich schon lehren, in welchem Sinne ich die Mißstellung deines Geschlechtes in unserer Religion gemeint habe. Hat euch der Gesetzgeber in alten Zeiten keine Stellung angewiesen, so haben es seine Vollstrecker noch mehr verkannt. Du wirst erfahren, daß, wo dem Menschen nicht kategorisch Achtung anbefohlen wird, die Person ihm zur Sache, die Sache zur Ware herabsinkt."

In diesem Augenblicke trat Madame Mandelzweig ein. Die Wichtigkeit der Worte, die ihr vorhin der Knabe zugeraunt, stand noch als dunkle Röte auf ihrem Antlitz. Als sie ihre Tochter mit dem Lehrer so beisammenfand, unbekümmert, wie es schien, um die Zukunft der nächsten Augenblicke, schlug sie die Hände zusammen und rief jammernd:

„Um Gottes willen, wie kannst du nur da sitzen, so ruhig, und dir vorlesen lassen. Es ist gar nicht die Zeit dazu."

„Warum nicht, Mutter," meinte Golde lachend. „Heute ist Cholemod."

„Und wenn Cholemod ist, meinst du, es gibt nichts im Hause zu tun?" jammerte die Mutter. „Es liegt noch so vieles herum, auch mußt du in die Küche heute."

„In die Küche, Mutter," fragte Golde erstaunt, „was soll ich dort?"

„Fragen Sie nicht, Fräulein Golde," sagte der Lehrer mit ganz verändertem Tone. „Ihre Frau Mutter hat gewiß Gründe, um diese außerordentlichen Vorkehrungen von Ihnen zu verlangen."

Das Mädchen erbebte sichtlich bei diesen Worten des Lehrers.

„Und was muß ich tun, Herr Lehrer," bat das Mädchen, indem es sich gegen ihn wandte.

„Was fragst du ‚ihm‘," sprach zornig die Mandelzweig, „was fragst du ihm, was du machen sollst? Mich mußt du fragen. Die Locken sollst du dir ausbrennen, ausgekehrt muß werden, auf den Kasten kommt das geblumte Jontestuch (Feiertagstuch), ein besseres Kleid mußt du dir anziehen, die silbernen Leuchter müssen dort auf den Tisch gestellt werden, dann —"

„Dann, wenn das alles fertig ist," fiel der Lehrer ironisch ein, „kommt der zukünftige Chosen (Bräutigam) zu Ihnen, Fräulein Golde."

Mit einem lauten Schrei stürzte das Mädchen gegen die Mutter hin.

„Mutter ist das wahr, was der Lehrer sagt?"

„Narrele," sagte die Mutter lächelnd, „hast du denn nicht gewußt, daß es schon Zeit ist, zu dir auf die Beschau zu kommen?"

Einen Augenblick stand das Mädchen vernichtet da. Sie zitterte, ihre Lippen waren kreideweiß geworden. Dann sprach sie, tief Atem holend, indem sie den häßlichen, schon längst abgestreiften Jargon wieder annahm:

„Soll ich das blau gatrillierte (quadrillierte) oder das rote Lainekleid anziehen, Mutter?"

„Meinetwegen das graue," meinte die Mandelzweig, „nur zieh dich an. Wenn du dann fertig bist, bindest du dir eine weiße Schürze um und kommst in die Küche hinaus. Heute wirst du die Köchin sein. Es liegt mir viel daran, daß heute ein gewisser jemand von den Speisen kostet, die du gekocht hast. Jetzt mach!"

Sie wandte sich zum Fortgehen; aber in der Türe sagte sie zu dem Lehrer, ohne ihn dabei anzublicken:

„Und Sie, Herr Lehrer, könnten auch etwas Gescheiteres anfangen, als hier mit meiner Tochter zu sitzen und Sachen vorlesen, die ihr den Kopf verdrehen. Ein jüdisches Mädchen darf solche Sachen nicht lesen, das ist ein Gift für sie; denn ich als Mutter muß das besser wissen."

„Ich gebe Ihnen recht, Madame Mandelzweig," entgegnete der Lehrer mit einem sonderbaren Lächeln, „ein jüdisches Mädchen muß sich für seinen Chosen herausputzen wie ein Sack Wolle. Die gute legt man oben auf, die schlechte läßt man unten."

„Was soll das heißen?" fuhr die Mutter auf.

„Für Sie gar nichts," sagte der Lehrer.

„Und ich meine, daß sie wirklich etwas Besseres zu tun hätten, Herr Lehrer, als so müßig dastehen," sprach sie in etwas gereiztem Tone.

„Zum Beispiel?" fragte der Lehrer.

„Zum Beispiel? Sie könnten die Kinder anziehen, kämmen —"

Der Lehrer begnügte sich, nur ein verachtendes „Hm" vor sich hinzumurmeln. Das brachte sie noch mehr auf. Mit eingestemmten Armen stellte sie sich vor ihn.

„Und was meinen Sie denn, Herr Lehrer, was so ein Mensch in meinem Hause zu tun hat?"

„Ich gehe, Madame," sagte der Lehrer kalt und wandte sich zum Fortgehen.

„Gehen Sie, gehen Sie," schrie sie im höchsten Zorn, „ich wollte, Sie wären schon längst gegangen, nicht eine Nacht hätte ich Sie in meinem Hause beherbergen sollen."

„Sie sind Mutter, und Mutter meiner Zöglinge," sagte der Lehrer und ging auf die Türe zu.

„Sie Hergelaufener, Sie Schnorrer," schrie ihm die höchst aufgebrachte Mutter nach, „Sie —"

Der Lehrer warf einen unbeschreiblich schmerzlichen Blick auf die Zornige, milde ruhte er dann auf der tieferbleichten Golde.

„Ich gehe ja, Madame," antwortete er sanft und schloß die Türe hinter sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mutterliebe, welch sonderbares Problem der Natur! Woher strömen diese unversiegbaren Quellen ewiger Liebe und Zärtlichkeit? Woher rauscht dieser Strom, durch Jahrtausende mit immer neuen Wogen getränkt, immer lebendig, immer fruchtbringend? Hier sehen wir eine Mutter im grenzenlosen Schmerze um ihr Kind aushauchen das süßeste Geheimnis der Natur. Dort eine andere von einer Staffel des Lasters bis zur tiefsten herabsinken. Aus Mutterliebe! Auch gemein können sie werden, wie wir es an der Mandelzweig gesehen.

Es ging bereits dem Mittag sehr nahe zu. Der Zeiger der Uhr wies auf eilf. In der Küche herrschte ein reges

Tun und Treiben. In den Töpfen schmorte und brodelte es, die Jauche überfloß schon zum drittenmal, und wurde mit Hilfe eines gewaltigen Kochlöffels wie ein tapferer Feind zurückgeschlagen. Frau Mandelzweig rumorte wie ein böser Geist umher, der nicht Ruhe finden kann. Was muß sie nicht heute ihre Hände und Füße in Bewegung setzen, wo nicht ihre Augen haben? Bald muß sie darauf sehen, ob die Köchin das Gänsegekröse auch rein abgeputzt hat, dann ob nicht die Jauche überläuft, dann, ob das Fleisch schon gar gekocht sei, läuft dann in die Stube, um nachzusehen, was Golde macht.

Die Köchin selbst, eine schwitzende, dicke Person, zeigt die höchste Unzufriedenheit mit diesem monarchischen Treiben ihrer Frau. Offenbar griff sie ihr zu heftig in ihre angestammten Rechte und Privilegien. Früher besaß sie das vollkommene Regiment der Küche, und die Frau hatte sich bloß die Souveränität vorbehalten. Jetzt verletzte diese die Konstitution der Küche auf höchst frevelhafte Art. Sie fühlte sich höchst unglücklich. Im Innern ihrer Seele verwünschte sie ihr Leben und faßte den festen Entschluß, ihrer Frau noch heute zu kündigen. Wenn nur schon morgen wär'! Aber heute kommt der Bräutigam ihres Hausfräuleins, ein „Letzgeld" kann fallen. Heute bleibt sie noch, aber auch nicht länger.

Was machte sie erst für Augen, als sie ihre Haustochter selbst hereintreten sah, eine weiße Schürze umgebunden, offenbar um sie heute im Kochgeschäfte abzulösen. Erst die Frau und dann die Tochter! Eine Verschwörung war gegen sie angezettelt. Mit einem schrecklichen Fluche lief sie von dem Hackbrette weg, wo sie Fleisch klein machte, und das Hackmesser hoch in der Luft schwingend, rief sie: „Bei meinem Leben, ich laufe gleich weg und laß alles im Stich. Ich seh' schon, man will mich nicht kochen lassen."

Die Frau sah von dem Herde erstaunt nach der wütenden Köchin hin:

„Ist Sie bei Sinnen, Resel? Was will Sie denn? Meine Tochter muß heute kochen, und Sie wird ein gutes Letzgeld bekommen.“

Auf diese Worte beschwichtigte sich der Zorn der Köchin, und sie ging wieder zum Hackbrett hin. Golde aber stand im blauen Kleide und der weißen Schürze mitten in der Küche, wie ein Wesen, das aus der heimatlichen Welt plötzlich in eine fremde, nichtgekannte gestoßen wird. An den Augenwimpern hing eine vergessene Träne, die Wangen waren bleich, und um die Lippen war ein ernster Zug festgebannt. Die Mutter sah sie von der Seite an. Das Herz tat ihr weh, aber sie sprach kein Wort. Im Innern aber dachte sie sich: „Laß das nur! Wenn sie erst ihren Bräutigam wird kennen lernen und Chasne gemacht haben, wird sie schon ein anderes Gesicht machen. Ist es mir besser gegangen, als mein jetziger Mann zu mir auf die Beschau kam? Und bin ich nicht jetzt die reiche, die angesehene Madame Mandelzweig?“

Es war aber nicht so. Nicht die Wichtigkeit des bevorstehenden Augenblickes war es, was das Mädchen so nachdenkend machte. Golde hatte, wie die meisten Mädchen ihres Stammes, sich schon lange an den Gedanken gewöhnt, auf den ersten Befehl ihrer Eltern jede Herzensstimmung schweigen zu machen, sie mochte noch so laut tönen. Schönes, hellklingendes Silber der Herzensempfindungen! Das jüdische Mädchen weiß, daß es ein anderes Silber, ein weißes, gleißendes Metall gibt, dem es Jugend, Leidenschaft, Selbständigkeit unterordnen muß. Darum hatte sich das Mädchen bei der Ankündigung der Mutter so schnell gefaßt. Aber mit Wehmut gedachte sie eines, der drin im stillen Zimmer sitzt mit geballten Fäusten, dem das Herz bluten mochte, dessen Lippen vielleicht höhnisch zuckten wegen der Gemeinheit ihrer Mutter!

Wunderbar genug hatte sich das Mädchen sogleich in alle Kochmanipulationen gefunden, von denen sie bisher ferngehalten

war. Die Mutter gab ihr ein Gericht zu machen, an dem sie ihre Meisterschaft beweisen sollte. Sie gab ihr Stück für Stück hin. Zuerst den Kochlöffel, dann eine Schüssel, hierauf nahm sie Gänseschmalz, tat es in die Schüssel, schüttete geriebene Matze darauf, und Golde hatte nichts anderes zu tun, als diese Masse zu rühren.

Da steht sie nun und rührt, und die Locken tanzen dazu und schlagen gleichsam den Takt, und die bleichen Wangen überfliegt ein Rot, das sich dann tiefer über Hals und Nacken ergießt.

Eine Mehlspeise rühren und ein tiefes Weh im Herzen! Ist das nicht die praktischeste Auslegung eines großen Schmerzes?

„Wenn er jetzt käme," sprach die Mutter zu sich, indem sie von den Töpfen herüber einen Seitenblick nach der Tochter warf. „Wie schön sie jetzt ist! So war ich nicht im siebenzehnten Jahre! Wenn er jetzt kommt und sie sieht, so muß er fein still stehen bleiben, denn die Schönheit des Kindes ist wirklich merkwürdig!"

Und er kam. Dieser leise Monolog war noch nicht zu Ende, als über die Stiege herauf Männertritte hörbar wurden. Zugleich vernahm man die etwas fette Stimme des Herrn Mandelzweig und die eines andern, die beiden unbekannt war.

„Das ist er," sagte die Mutter, „das ist er gewiß."

Das Mädchen überfiel ein Beben. Sie ließ den Löffel, womit sie in der Schüssel rührte, fallen.

„Wer, Mutter, wer?"

„Narrele, er, weißt du nicht? der Fremde," sagte die Mutter, indem sie mitleidig lächelnd das Kinn ihrer Tochter berührte.

„Mir ist bang, Mutter," rief das Mädchen aus ihrer Seele Tiefen.

„Setz dich auf den Tisch, wenn dir bang ist," sagte die

Mutter trocken. Dann setzte sie milder hinzu: „Wart', ich will selbst hineingehen und den Fremden empfangen. Der Vater wird nicht wissen, wie er mit ihm umzugehen hat."

Während dieser Zeit stand das Mädchen, ein Bild der Verzweiflung, da. Beide Hände vor die Augen gedrückt, sah man die Tränen tropfenweise durch die Finger gleiten. So tief gekränkt, gedemütigt kam sie sich vor! Die ganze Welt verschwand vor ihren Sinnen, überall war Nacht, Dunkelheit; wohin sie sah, blickte ihr Erniedrigung, Schmach, Aufgeben alles dessen, was ihr bis dahin als das heiligste, unnahbarste gedünkt hatte, entgegen.

Eine rauhe Hand schob mit einem Male ihre beiden Hände von den Augen weg. Die Köchin war es, die vor ihr stand. Ein wunderbares Feuer, beinahe grün anzusehen, strahlte in ihren Augen, ihre Nasenspitze war tief gerötet und schien zu phosphoreszieren.

„Nicht wahr, Golde," sprach sie mit heiserem Gelächter, „du fürchtest dich vor dem Fremden da in der Stube? Aber ich will dir helfen vor ihm, so wahr als mir Gott helfen soll, ich will ihn dir vom Halse schaffen, Golde."

„Was könnt denn Ihr tun, Resel?"

„Was ich tun kann, das wirst du gleich sehen, Kind!" Darauf lief sie schnell zum Herde hin, ergriff den gewaltigen Suppentopf und setzte ihn mitten in die hochauflohende Flamme hinein, warf noch einige Stücke Holzes dazu, daß der Topf wie ein Verurteilter des Autodafés sich ausnahm. Es war das Werk einiger Sekunden.

„Was tust du denn?" rief Golde erstaunt.

„Hast du's denn nicht gesehen, meine Perl'?" antwortete die Köchin mit leisem Kichern, „die Suppe soll ‚angebrintzelt' werden."

„Und wenn?"

„Und wenn? Wenn er die Suppe angebrintzelt auf den Tisch bekommt, was geschieht da, mein Zuckerkind?"

„Ich weiß nicht."

„So will ich dir's sagen. Er verliert den Geschmack auf dich und läßt dich sitzen. Wenn er dich sitzen läßt, bist du frei. Die Männer bei uns haben das Recht, sich von ihren Weibern scheiden zu lassen, wenn sie ihnen eine angebrinzelte Suppe vorsetzen. Weißt du das nicht, mein Kind?"

Verwundert sah das Mädchen der so wohlmeinenden Köchin in das gerötete Gesicht. War diese Röte der Abglanz des Feuers, war sie der Ausfluß einer wunderbaren Seele, die in so höchst eigentümlichem Antrage durchgebrochen war? Das Mädchen war tief ergriffen; sie drückte der Köchin warm und innig die Hand.

„Ich danke Euch, Resel," sagte sie, „aber es ist noch nicht so weit gekommen, daß ich so etwas brauche. Meint Ihr, wenn ich die Mutter bitte, sie würde den Fremden hier behalten?"

„Deine Mutter? Nettel Mandelzweig wird keinen zweimal auf die Beschau kommen lassen, wenn er ihr gefällt."

„Da kennst du sie nicht," flüsterte leise das Mädchen.

„Du willst also nicht, daß ich dir helfe, Golde? Soll mir Gott so helfen, du beleidigst mich."

„Nein, tu mir den Gefallen und nimm den Topf wieder aus dem Feuer. Es wird schon besser werden."

„So laß bleiben," sagte die Köchin dumpf und trocken und tat, was ihr das Mädchen gebot.

Es währte nicht lange, so kam die Mutter eilig und stürmisch in die Küche gerannt.

„Geschwind, geschwind, Golde, er hat nach dir gefragt. Du mußt jetzt selber hineingehen und ihm aufwarten. Ein prächtiger Mensch, sage ich dir, er hat mir die Hand geküßt."

Mit geschäftiger Eile, die dem Mädchen grauenhaft vorkam, ging sie an den uns wohlbekannten Schrank, sperrte ihn auf, und holte einen durchbrochenen Präsentierteller heraus. Hierauf nahm sie eine Flasche voll eines dunkelglänzenden

Likörs hervor, schüttete davon ein Gläschen voll, und gab einiges Zuckergebäcke dazu.

„Da geh, Golde,“ sprach sie, „gehe hinein und warte ihm auf.“

„Aber ich kenne ihn ja nicht, Mutter! Schickt sich denn das?“

„Schicken oder nicht schicken — jetzt gehst du. Zuerst wirst du ihn bewillkommnen. Dann wird er dir die Hand küssen wollen. Das aber leidest du um Gottes willen noch nicht. Hierauf bietest du ihm auf und sagst die ‚Magronen‘ seien die besten, die man in Prag bekommen kann; wir haben sie uns eigens verschrieben, das Pfund davon kostet zwei Gulden sechzehn Kreuzer.“

Das Mädchen nahm stillschweigend den Teller mit dem Likör und dem Gebäcke und ging. Kein einziges von den Gefühlen, wie sie gleich Messerstichen durch die duldende Seele gingen, verriet sich auf ihrem bleichen Antlitz. Sie trug den Kopf hoch empor. Die Mutter sah ihr mit leuchtenden Augen nach. „Das heißt ein Kind erzogen!“ sagte sie halblaut für sich. „Das heißt verkauft ein Kind,“ brummte die Köchin, und warf einen Holzklotz in die hochauflohende Flamme, daß die Töpfe davon berührt wurden und die Jauche schäumend überfloß.

Das Mädchen ging. Gerade aber als sie vor der Türe der Stube stand, öffnete sich die Türe, die zu dem Zimmer des Hauslehrers führte, und er stand vor ihr. Ein flüchtiger Blick in sein Zimmer zeigte ihr eine gewisse Unordnung, die darin herrschte. Sie sah einen Reisekoffer mitten darin und einen Haufen Bücher, die daneben lagen. Der Lehrer sprach nichts, sie heftete die Augen zu Boden. Das währte einige Sekunden, dann öffnete ihr der Lehrer die Stubentüre. Er ging hierauf wieder in sein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dramaturgische Blätter.

Struensee.

(Trauerspiel von Heinrich Laube.)

Ein Stoff voll gewaltiger, tief innewohnender Tragik liegt in diesem Struensee. Kaum gibt es ein dramatisches Sujet, das fruchtbarere Keime für ein wirksames und ergreifendes Bühnenstück in sich trüge, dem so natürliche und, was mehr ist, so naturwahre tragische Elemente zyr Seite stünden, als eben Struensee. Eher ist es eine Überfülle als ein Abgang erst zu schaffender tragischer Momente, die diesen Stoff so glücklich ausgestattet, daß die Muse des Trauerspiels nur mit Wohlgefallen auf ihn blicken kann. Man hat sich nur einfach an das zurückzuerinnern, was die trockene und kritisch sichtende Geschichte von Struensee erzählt, um zu begreifen, daß er ein echt dramatischer Charakter ist. Wir sehen ihn in der Geschichte werden, wir sehen ihn wachsen, aufstreben, untergehen, wir sehen den Sonnen-Auf- und Niedergang seines Lebens, und der Mann, dem der Henker nach den Worten der Geschichte „die rechte Hand und den Kopf abhaut, dessen Körper geviertteilt, dann aufs Rad geflochten und an den Pfahl gesteckt wird," ist nicht derselbe, der als Sohn eines armen deutschen Predigers in Halle Medizin studiert, um in rascher Folge der Leibarzt seines irrsinnigen Königs, sein Premierminister und der Geliebte seiner Königin zu werden. Struensees Eltern waren Pietisten, auch er gehörte als Knabe dieser religiösen Richtung an; aber welche tiefgewaltige Übergangspunkte liegen eben in diesem Leben, das mit kühnen Sprüngen von den Texten der väterlichen Bibel hinweg in das materialistische Reich der Naturwissenschaften, von da an die Seite eines Königs mitten in die wilden Brandungen eines absoluten Hofes sich

schwingt, um die philosophischen Ideen eines Diderot und Voltaire zum Trotze und gegen den Willen widerstrebender Interessen praktisch durchzuführen! Struensee ist ein bürgerlicher Parvenu; er mußte ringen und kämpfen, bald wie ein Titan gegen die Blitze, die den Niedergeborenen und Plebejer zerschmettern wollen, bald mußte er wie ein zudringlicher Bittsteller sich bücken und schmeicheln, wenn das Lächeln der Großen mitleidig auf ihm ruhen sollte — das Henkerbeil fällt, und nicht dem Grafen Struensee, nicht dem allmächtigen Premierminister Dänemarks, nicht dem Geliebten der Königin wird das abgeschlagene Haupt vor die Füße gelegt. Der Plebejer, der Parvenu ist es, über dessen Leiche das Hohngelächter derjenigen ertönt, die ihm nicht verzeihen konnten, daß er gegen Herkommen und Sitte sich einen eigenen Weg nach den Marmorsälen eines königlichen Palastes mitten durch Ordenssterne und Wappenschilder geebnet hat. Das ist das eine tragische Moment dieses Lebens, und zwar das bedeutungsvollste; es ist die Tragik, die über dem Dasein eines jeden glücklichen Parvenus liegt. Selten ist es das Glück, meistens die Schuld, durch die er zu den Höhen steigt, um dann oft ebenso schnell in die Tiefe hinabgeschleudert zu werden. Wenn unsere Zeit Männer aus dem Bürgerstande zu den höchsten Ämtern des Staates hinansteigen, läßt, wenn sie diese Männer an der Seite ihres Monarchen als Ratgeber und Lenker des Staatsschiffes erblickt, so sieht sie in ihnen höchstens die Parvenus des Geistes und des Talentes: sie haben sich des Platzes würdig gemacht, auf dem sie stehen; eher folgt ihr Mitleid und ihre Teilnahme demjenigen nach, dessen Talent verkannt und hintangestellt wird. Es ist eben die Bourgeoisie, deren utilitarische Richtung wenig tragische Konflikte dem dramatischen Dichter bietet. Ein anderes ist es mit den an den Thron gekommenen Emporkömmlingen des vorigen Jahrhunderts. In dumpfer Lethargie schlummerte das Selbstbewußtsein der Bourgeoisie; sie hatte

kein ausgesprochenes Programm, sie wußte nicht, der starke Simson, welche Kraft in ihr liege; sie starrte mit blöden Blicken und achselzuckend, wenn sich ein Glied aus ihrer Mitte losgerissen und mit gewaltigem Satze auf die schwanken Bretter geschwungen hatte, von denen sie die Unbill der Zeit und der beharrliche Kampf eines höheren Standes ferne hielt; sie hatte selten mehr als ein höhnendes Lächeln, wenn ein solcher Abenteurer, der ihrem eigenen Schoße entsprossen war, von diesen Brettern hinabgeschnellt ward und sein Todesruf aus der zornig aufzischenden Flut der Vorurteile an ihr Ohr drang. Die Bourgeoisie, wo sie einmal den Kampf aufnahm, liebte es, in Massen zu kämpfen; der einzelne, der sich von ihr losgerissen und auf eigene Rechnung sich in das Gefecht stürzte, ward von ihr verlassen und verkannt. Das ist das Schicksal Struensees, das ist die Tragik reformatorischer Parvenus des vorigen Jahrhunderts. Struensee, durch eine sonderbare Verkettung von Umständen auf die Höhe des Staates gebracht, haucht dem verrotteten Staatsleben neuen Atem ein; er gibt Preßfreiheit (1770!), hebt teilweise die Fronen auf, die auf dem Acker des Landmannes lasten, hebt den aristokratischen Staatsrat auf, wirft dem allmächtigen Adel den Fehdehandschuh hin, tritt gegen die Geistlichkeit auf, reformiert die Finanzen, alles ohne, nichts mit der Bourgeoisie, für die er doch kämpft und sich abmüht, und dieselbe Bourgeoisie ist es, die „Nieder mit Struensee!“ ruft und seine dem Henkerbeile verfallene Leiche es empfinden läßt, daß der Geist, der sie einmal beseelte, stolz und vereinsamt, ihr den Rücken gewandt hat. In diesem Undanke liegt die Schuld, wie das verhängnisvolle Geschick Struensees. Es ist nicht die einzige tragische Seite seines Charakters. Er ist zugleich der Geliebte seiner Königin, und das Schicksal stellt ihm die traurige Alternative, entweder an der schönsten, menschlichsten Empfindung, die über die gähnende Kluft den weiten königlichen Hermelinmantel ausbreitet, oder an dem

Widerstande des verrotteten Herkommens, das er durch seine kühnen Reformen gegen sich herausgefordert hatte, zugrunde zu gehen. Und wieder ist es das Henkerbeil, das, wenn es den Rumpf des Missetäters von seinem Haupte trennt, nicht den reformatorischen Emporkömmling, sondern den Geliebten einer Frau, welche die Erste im Staate ist, zu den Füßen der strafenden Gerechtigkeit hinwirft. Noch eine dritte tragische Potenz tritt hinzu, die gleichfalls bedeutungsvoll herausragt. Struensee ist ein Deutscher, ein Fremder in einem fremden Staate; er hat die Nationalität wider sich, deren tiefinnersten Organismus er nicht versteht, die er, der philosophisch-kosmopolitische Staatsmann, mit räuberischer Hand antastet und verletzt, die ihn mitleidlos auf das Rad flechten sieht, weil er unbesonnen in die Speichen ihres eigenen Wagens gegriffen.

Das sind die äußeren Umrisse dieses tiefdramatischen Stoffes, den zwei Dichter unserer Nation, Michael Beer und Heinrich Laube, sich zum Vorwurfe gewählt haben. Es ist hier nicht an Ort und Stelle, in eine Parallele der von beiden bearbeiteten Dramen einzugehen; es ist das die Aufgabe des Literaturhistorikers, nicht desjenigen, der ein Bühnenstück nach seiner unmittelbaren, von den Theaterbrettern herab zu ihm sprechenden Wirkung zu beurteilen hat. Wir haben Laubes Struensee ohne allen und jeden Nebengedanken, daß sich noch ein Stück dieses Namens auf dem deutschen Bühnenrepertoire befinde, zu besprechen. Denken wir uns, Laube habe keinen Vorgänger gehabt, er habe ohne den Einfluß eines ihm vorgeeilten andern selbstmächtig und primitiv gehandelt. Aber diese Eigenmächtigkeit, die wir uns selbst erlauben, gereicht keineswegs zum Vorteile des Dichters. Ihm lag bereits ein fertiges, ein tatgewordenes Bühnenstück vor; ein anderer Dichter hatte es bereits versucht, die dramatischen Fäden zu knüpfen, und Laube hatte nichts zu tun, als der Welt zu zeigen, daß er in ein bereits fertiges Gewebe andere

Blumen einzuwirken verstand. Ist ihm dies gelungen? Nach unserer individuellen gewissenhaften Ansicht ist ihm dies keineswegs gelungen.

Es lag, wie wir bereits gezeigt, ein gewaltiger Stoff voll tiefergreifender, tragischer Außen- und Innenseiten vor Laube, sein scharfes Auge hatte ihn bald entdeckt, und wiewohl bereits in den Händen eines andern, sich seiner bemächtigt. Ihm daraus einen Vorwurf machen, hieße frevelnd an den schöpferischen Genius der Poesie greifen, von dem man nicht immer Neues, Niedagewesenes, vielmehr das Alte, schon Dagewesene in neuen Formen sehen will. Hat Laube den alten Stoff so innig an sich gezogen, daß er fügsam wurde in seiner Umarmung, daß er kraftvoll und in ungeahnter Schöne sich ihm entwand? Man lese Struensees Leben genau, und lese oder betrachte dann dieses Stück, wie es uns vorgeführt wird — wer wird dann das enkomiastische Urteil fällen wollen, der Dichter habe in seinen Struensee etwas anderes hineingelegt, habe mit dem Zauberstabe des Genius eine andere Gestalt geschaffen, als worauf uns nicht schon der trockene Bericht der dänischen Geschichte vorbereitet hatte? Welch ein Leben voll Kampf, Mühsal, Glanz und Schuld blättert uns eben die Geschichte mit dem Leben Struensees auf! Wie es daliegt vor uns, ist es ein vollständiger dramatischer Charakter, dessen Genesis, dessen Entwicklungen wie gediegenes Gold zutage liegen. Keinem Stoffe ist so gewissermaßen vorgearbeitet, und Laube? — in der Gestalt, wie uns sein Struensee entgegentritt, scheint er mehr unter dem Einflusse des Souffleurkastens, als unter den Zumahnungen der Geschichte geschaffen.

Ist Laubes Struensee, wie er auf der Bühne erscheint, ein dramatischer Charakter? Fertig, entwickelt, fast ohne Antezedentien, abgeschlossen erscheint er da, aber weit hinter den Kulissen liegt all das verworrene, durchgekämpfte, ringende Leben, das ihn eben zu dem werden ließ, wie ihn Laube

schon sein läßt. Aus dem reichen und dramatischen Getriebe, wie es dieses Leben bietet, hat Laube nur diejenigen Perlen aufgelesen, die ihm wertvoll schienen, und hat unscheinbare Diamanten beiseite gelassen. Das Leben Struensees, eine gewaltige Tragödie voll Höhen und Tiefen, voll schroffer Übergänge und Konflikte, voll tragischer Resignation und Schicksalsgewalt ist zu einem magern Intrigenspiel zusammengeschrumpft, und aus dem weiten Mantel des dramatischen Stoffes ist ein enges, schmales Gewand geschnitten worden, wie es eben auf den Leib eines dreistündigen Theaterabends paßt.

Nach unserem Dafürhalten hat Laube schon darin gefehlt, daß er nur den Fall Struensees, den Untergang seines Glückssternes in den Rahmen seines Trauerspiels eingeengt hat. Gewitterschwangere Wolken lagern von allen Seiten; aber die Blitze, die hie und da den Horizont durchzucken, werden uns erzählt, wir müssen uns ihr verhängnisvolles Leuchten aus der Geschichte erklären; wir begreifen nicht recht, warum sie ihn einst tot zu Boden strecken werden. Laube wußte die drei tragischen Faktoren seines Stoffes nicht künstlerisch ineinander zu verweben; sie machen ihn verlegen, sie erschrecken ihn, und in der Angst hält er sich gerade an den, der eben nicht der glücklichste ist. Der plebejische Parvenu, der Geliebte der Königin, der Deutsche — Momente, deren jedes sich mit einer gewissen Prätension aufdrängt; er mußte entweder das eine oder das andere vernachlässigen, um das dritte hervorzuziehen. Eine künstlerische, im Wesen der Tragödie erprobte Kraft hätte den Ausgleich gefunden. Nicht so der Dichter des Struensee. Er läßt den Parvenu und den Deutschen an den Ränken des Dänen Guldberg und des deutschen Grafen Ranzau zugrunde gehen; die Intrige eines Mannes, der Minister werden will, und eines anderen, der die Deutschen haßt, führt ihn dem Abhange zu, ohne daß der Zuschauer oder Leser den Aufwand der Hebel

beachtet und würdigt, die zum Falle des so hochstehenden Günstlings angewendet werden. Phrasen tönen an unser Ohr, daß Struensee der Emporkömmling, daß Struensee der Deutsche gestürzt werden muß, hinter der Szene hören wir das Volk: „Nieder mit Struensee!“ rufen, aber der Dichter hat es abgesehen, daß wir unsere Teilnahme dem Geliebten der Königin, nicht dem Staatsminister zuwenden. Struensee will einen talentlosen adeligen Oberst nicht zum General machen — geht er daran zugrunde? Er begünstigt die Deutschen und verletzt die dänische Nationalität — bringt ihn dies zu Fall? Er will aus Menschlichkeit und „bürgerlichem Bewußtsein“ nicht auf das Volk schießen lassen, — stürzt ihn das alles ins Verderben? Nein, sagt sich der Zuschauer, er liebt die Königin, und weil er sie liebt, muß er untergehen. Also die beiden anderen, und nach unserer Ansicht wirksamern Faktoren werden zurückgedrängt, um aus Struensee, dem Emporkömmling und Deutschen — eine effektvolle Liebhaberrolle zu machen. Und selbst diese Liebe zur Königin ist nicht dramatisch und steht in keinem Verhältnisse zu den Hebeln der Intrige, die seinen Untergang bewerkstelligen. Der ganze Verlauf dieses Dramas spielt vom 16. auf den 17. Januar des Jahres 1772; erst im dritten Akte offenbart sich die flammende Liebe des kühnen Günstlings, die der Dichter von der Königin erwidern läßt. Aus den heimlichen und offenen Ränken der auf Struensees Fall Hinarbeitenden wissen wir es lange vorher, daß sein Untergang in naher Aussicht steht; wir wissen zugleich, daß selbst die feinstangelegte Kabale nicht imstande sei, ihn von seinem hohen Platze zu verdrängen, und wir fragen erstaunt: Sollte es der verhängnisvollen Liebe, die erst im dritten Akt zum Bewußtsein gekommen, gelingen, ihr Opfer am selben Tage schon im fünften Akt zu verderben?

Was hat Laube bewogen, den breitflutenden Strom seines Stoffes den Regeln einer unbegreiflichen Zeit- und

Ortseinheit zu unterwerfen? Warum drängte er ein ganzes Leben voll dramatischer Konflikte in den engen Rahmen eines einzigen Intrigentages? Warum häuft er unwahrscheinliche Motive aufeinander, bloß um uns glauben zu machen, das alles müßte so sein, das alles müßt ihr so hinnehmen, weil es vom 16. auf den 17. Januar spielen muß? Muß der „Struensee“ vom 16. auf den 17. Januar spielen?

Diesen Fehler büßt das Drama des Dichters gar sehr; dieser Fehler läßt keine sich selbst bestimmenden Charaktere, läßt nur Figuren und die Hülsen von Charakteren vor uns aufkommen. Wer ist ein eigentlicher Charakter in diesem Stücke? Ist es die Königin, ist es der König? Ist's der intrigante Guldberg oder Ranzau? Ist's die Gräfin Gallen? Ist es vor allem Struensee? — — —

Gelten diese flüchtigen Bemerkungen, wie sie ein erster Anblick dieses vorgeführten Dramas in uns erweckte, mehr der schöpferischen Textur des Stückes, und treffen unsere Vorwürfe mehr den Dichter als das Gedicht, so bleibt trotz dem allen das eine als Tatsache fest, daß Laubes Struensee ein gut gegliedertes Bühnenstück ist. Die Wirkung einzelner Szenen ist in der Tat oft treffend berechnet, nirgends tritt ein Effekt schreiend und plump hervor, Szene an Szene schließt sich, fast rhythmisch, in natürlicher Reihenfolge an; überall ist die gleichwaltende und beschränkende Macht des Verstandes sichtbar, überall Berechnung — dafür weiß dieses Stück auch wenig von den gewagten Verrechnungen des Genies aufzuweisen. Man könnte nicht sagen, daß irgend eine Szene besonders lebendig die Seele des Zuschauers überkommt, kein Hauch fortreißender Begeisterung weht aus dieser Diktion, die wie ein Vogel mit verkürzten Fittichen über den Boden streift, kein Adler, aber auch keine Schwalbe. Laube ist eine viel zu intelligente literarische Kraft, als daß er nicht mit kluger Berechnung sich Stoffe wählte, die nicht

schon durch gewisse äußerliche Merkmale Garantien des Erfolges in sich trügen. Die eigentliche dramatische Literatur wird aber nicht bereichert, und leicht läßt sich das Horoskop stellen, daß das deutsche Bühnenrepertoire die Stücke Laubes (auch Gutzkows) mehr nach ihren momentanen Erfolgen, nach ihren Zeitrichtungen und Tendenzen, als nach ihrem Zeit und Publikum überdauernden Gehalte klassifizieren wird.

Der Dichter des Struensee wurde nach dem zweiten und dritten Akte vom Publikum gerufen; es sind unstreitig die bestgearbeiteten und ineinander schließenden Akte. Die Teilnahme des Publikums folgte mit gespannter Aufmerksamkeit von Szene zu Szene dem Verlaufe des Dramas, und dieser echte und eigentliche succès d'estime ist in gewisser Hinsicht lohnender, als der rauschende Beifallsruf einer oft durch Stichwörter und Effektszenen bestochenen Menge.

Die Aufführung war eine gerundete und fleißige. Es ist vielleicht nicht die Schuld der Schauspieler, wenn keine ihrer Rollen intensiv wirkend und lebendig aus dem Organismus des Dramas hervorragend, dem Publikum Gelegenheit gab, sie auszuzeichnen. Mad. Hebbel (Königin) milderte das falsche Pathos, das in den ersten zwei Akten störend auftrat, in den folgenden zu weicher, ihrem Charakter sich anschmiegender Redeweise. Trefflich stellte Herr Fichtner den blödsinnigen König mit seinen aufflackernden und wieder verlöschenden Vernunftlichtern dar. Der Darsteller des Struensee ließ den Wunsch, daß sich unsere Hofbühne durch jugendliche Kräfte ergänze, mehr als je empfinden.

Der Rubin.

(Märchenlustspiel in drei Akten von Friedrich Hebbel.)

Die Annalen des Burgtheaters mögen wohl selten einen Abend aufzuweisen haben, an dem eine dramatische Schöpfung mit so entschiedenem Proteste zurückgewiesen wurde, als dies

dem jüngsten Erzeugnisse Friedrich Hebbels widerfuhr. Für die Kritik, die nicht in dem alttraditionellen Wahne lebt, sie habe nur das Nachrichteramt für das Publikum zu versehen, sie sei das Richtbeil und die schöpferische Kraft des poetischen Genius der gekrümmte Nacken, sie sei der Totengräber für das frischpulsierende Leben, für die Kritik bleibt es immer eine betrübende Erscheinung, wenn sie die Niederlagen eines bedeutenden Geistes in ihre Blätter einregistrieren muß. Das Bedeutende, das Ungewöhnliche fährt wie ein stolzer Dampfer mit wallenden Segeln und hochragendem Mastbaum auf den Wellen einher — und ihr werdet die gestrandeten Trümmer eines solchen Schiffes doch nicht mit demselben apathischen Gleichmut betrachten, mit dem ihr auf die lose daher schwimmenden Bretter eines kleinen Kahnes niedersehet, der an irgend einer Sandbank zerschellt ist?

Friedrich Hebbel hat das Recht zu verlangen, daß die Kritik sich nicht damit begnüge, bloß das Grab für die auf dem Theater verschiedenen Kinder seiner dramatischen Muse auszuschaufeln. Hebbel ist eine zu bedeutende poetische Kraft, als daß er nicht auch einen Leichensermon und das ganze Gepränge der Bestattung für sie in Anspruch nehmen dürfte. Wir haben gegen den Dichter der „Judith“ und der „Maria Magdalena“ Pietät genug, als daß wir uns dieser gerechten Forderung entziehen wollten.

Selten hat sich die dramatische Laufbahn eines deutschen Dichters durch verschlungenere und abenteuerlichere Wege gewunden, wie die des Herrn Hebbel. Sie ist ein ewiges Va banque-spielen um die Gunst des Publikums, ein beständiger Eiertanz zwischen Erfolg und Niederlage, eine stets abwechselnde Jonglerie mit Kugeln und spitzen Messern, die er zuweilen glücklich auffängt, die aber noch zu öftern Malen ihm in das Fleisch fahren. Was Hebbels dramatisches Wirken so eigentümlich macht, ist das Bizarre, das Barocke, ja das Groteske seiner Anschauungsweise und seiner Gestalten. Das

Bizarre und Barocke ist das Resultat einer gewissen ihm innewohnenden dämonischen Kraft, die ihn dazu treibt, sich tollkühn in den Handkampf mit dem Publikum einzulassen. Hebbel ist tollkühn par plaisir, hartnäckig und halsbrecherisch aus Lust; es macht ihm Freude, dem Publikum seinen Erfolg abzuringen. Mit der Miene eines Gladiators geht er in das Gefecht, und wie er mit seinen Eigentümlichkeiten, seinen barocken und bizarren Sprüngen kein Erbarmen mit dem Publikum kennt, so fordert er auch nicht, daß das Publikum Erbarmen gegen ihn walten lasse. Besiegt oder siegend muß er das Schlachtfeld verlassen — um in seinem nächsten Stücke denselben Kampf aufzunehmen.

Auf diese Weise ist Hebbel selbst zu einem dramatischen Charakter geworden, zum interessantesten vielleicht unter allen, die er auf der Bühne uns vorgeführt; und die Nische, die er einmal in der Walhalla der deutschen dramatischen Literatur einnehmen wird, dürfte von der Pietät der Besucher entweder stark gesucht oder von ihrer Vergeßlichkeit völlig übersehen werden.

In seinem neuesten Erzeugnisse, dem „Rubin", erblicken wir Hebbel in demselben verzweifelten Kampf mit dem Publikum, den er diesmal zu seinen entschiedensten Niederlagen zählen muß. Der Kampf war ein ehrlicher und wurde mit gleichen Waffen geführt — und das Publikum ist als vollständiger Sieger auf dem Walplatz geblieben.

Treten wir hin zu den Trümmern des gestrandeten Schiffes; vielleicht gelingt es der aufmerksamen Kritik aus dem Wracke auf die Schuld oder Nichtschuld, warum der Dichter Schiffbruch leiden mußte, schließen zu lassen.

Hebbel hat es in seinem „Rubin" versucht, ein Märchen aus Tausend und einer Nacht auf die Bühne zu verpflanzen. Was vor tausend Jahren dem alten Sultan, der an Schlaflosigkeit litt, so wohlgefiel, sollte dasselbe nicht auch dem tausendköpfigen Sultan, der Publikum heißt, und der auch

nicht schlafen kann, bevor er nicht sein dramatisches Märchen bei Lampenlicht gesehen, wohlgefallen? Ist dieses Publikum so widerspenstig und hartmäulig, wenn es gilt, durch Neues und Ungesehenes seine blasierten Nerven aufzuprickeln? Nein, sagt man sich, und man ist einverstanden damit, wenn ein Dichter es unternimmt, durch einen kühnen Griff selbst dem epischen Märchen theatralische Gewänder anzuziehen. Ist die dramatische Fabel des „Rubins“ uninteressant? Verdiente der Stoff nicht bearbeitet zu werden? Und wieder verneint man sich diese Frage. Die Fabel des „Rubins“ ist ganz und gar nicht ohne Interesse; sie hat dramatischen Kern, sie trägt die Elemente eines wirksamen Bühnenstückes in sich; sie ist spannend angelegt. Endlich fragt man sich: Ist der „Rubin“ ohne Geist geschrieben? Ist er so matt geschliffen, daß selbst die Produkte einer Birch-Pfeiffer mit ihren Erfolgen sich dagegen als helle Diamanten rühmen können? Und wieder muß man den Kopf verneinend schütteln. Der „Rubin“ ist mit Geist, mit Eigentümlichkeit geschrieben; er hat dramatische Schönheiten; er ist endlich nicht das Werk eines Lehrlings, der sich zum ersten Male an den dramatischen Webstuhl hingesetzt hat; er verrät eine Hand, die im Knotenlösen und -binden wohlerfahren ist.

Trotz all dieser Fragen und Einwendungen hat das Publikum sein scharfes, und wir bedauern, es sagen zu müssen, sein gerechtes Verdikt gegen den „Rubin“ ausgesprochen. Was es zu diesem strengen Richterspruche bewog, war die prätentiöse Weise, mit der sich dieses Märchenlustspiel ihm entgegenstellte. Für die Bühne ist das dramatisierte Märchen nichts Neues; das wundervolle „Traum ein Leben“, und sein poetischer Bruder „Das Leben ein Traum“, die phantastische „Turandot“ und der herrliche „Aladdin“ Oehlenschlägers sind Vorgänger und Nachfolger derselben Idee, die auch Hebbel ergriff. Trat aber eines dieser dramatisierten Märchen mit derjenigen bestimmt ausgesprochenen Prätention vor das

Publikum, drängte sich eines so gewaltsam dem Geschmacke auf, daß diesem nur die Alternative blieb, sich entweder verschmähend wegzuwenden, oder in den Sinn und die Anschauungsweise des Dichters billigend einzugehen? Hebbel hat mit seinem „Rubin" dem Geschmacke wehe getan, und unter allen Feinden ist dieser Feind der schrecklichste; denn er mordet aus Instinkt, halb unbewußt, und immer unter dem Scheine des Rechtes. Das hatte der Dichter vergessen — und darum seine Niederlage.

Man war in das Theater gegangen, um ein Märchen zu sehen; das Wiener Publikum hat von seinen Vorstadtbühnen her viel solcher Märchen mit Zauberschleiern, Berggeistern, Alräundln und Feereien im Kopf — sollte Hebbel es versucht haben, fragte man sich, in die Fußstapfen Raimunds, Meisls, Elmars, Tolds usw. zu treten? Sollte er idealisieren wollen, was draußen an der Wien und Donau seit uralten Zeiten das Recht hat, die Leute vergnügen zu dürfen? Aber der Dichter verdarb diese Voraussetzung, mit der man sich zufrieden gestellt hätte, schon durch seinen Titel. Er nannte das, was draußen an der Wien und an der Donau sich unter das Aushängeschild eines Zauberstückes, oder wenn es hoch geht, eines „phantastischen Zauberspiels" mit Dekorationen, Balletten, Evolutionen und dgl. flüchtet, er nannte das ein „Märchenlustspiel". Also ein prätentiöser Titel für ein bescheidenes Altes, der neue Namen eines Genre für etwas längst Gekanntes.

Märchenlustspiel! Es dämmert uns dunkel vor, was Hebbel mit dieser neuen Etikette eigentlich beabsichtigte. Daß uns dies aber nur dunkel vorschwebt, ist eben der Fehler des Stückes, ist einer der Faktoren seiner erlittenen Niederlage. Sonderbare Verirrung einer sonst genialen poetischen Kraft! Hebbel meint mit seinem Märchenlustspiel ein neues Genre der dramatischen Literatur eröffnet zu haben, und das Publikum ruft ihm zu: Du hast ein ungeheuerliches Meerweibchen,

das halb Fisch, halb Mensch ist, geschaffen. Hebbel glaubt in dieser Mischung von Komischem und Erhabenem, Verzerrtem und Groteskem die eigentliche vis movens gefunden zu haben, und dürfte ganz erstaunt sein, daß die Grundprinzipien seiner Ästhetik nicht die des Publikums seien. Warum sollte der Geschmack dieses Publikums sich auch tyrannisieren lassen? Er ist selbst Tyrann, und der Dichter mag zusehen, wie er sich mit ihm stellt.

Wir haben bereits gesagt, daß der Stoff des „Rubins“ ein interessanter, daß er mit Geist und Sachkenntnis behandelt sei. So weit muß das richtende Urteil dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber es ist eine gefährliche Sache, wenn sich der Zuschauer jeden Augenblick mit seinen eigenen Händen anfassen muß, um sich zu überzeugen, ob er noch urteilsfähig sei? Wenn man sich jeden Augenblick fragen muß: Verstehe ich die Absichten des Dichters, oder bin ich zu einfältig sie zu verstehen? Am Ende bricht sich die gute Natur des Zuschauers Bahn, und er will lieber einfältig heißen, als im ewigen Zustande von Verdutztheit bleiben. Märchenlustspiel, denkt dieser Zuschauer, da wird es von Späßen sprühen, da wird die Lust wie eine tolle Maske am Karnevalstage mit allen Glöckchen ihrer Schellenkappe läuten, da wird es wirklich hergehen wie in einem phantastischen Märchen, das sein flinkstes Roß gesattelt hat, um uns über Höhen und Tiefen, über Abgründe und Einöden in den golden schimmernden Saal der reizenden Lüge zu führen. Hat aber auch nur eine Szene des Hebbelschen „Rubins“ diese Meinung gerechtfertigt? Hat ein Spaß, ein toller Sprung, ein phantastischer Gedanke anders auf die Lachmuskeln gewirkt, als wo man über die Ungeheuerlichkeiten des Dichters, nicht der Szene lachte? Wo ist der Duft, die Romantik, das Unangreifbare des Märchens? Wo ist das Lustspiel? Nicht darum, ruft der Zuschauer, weil du uns etwa keine handgreiflichen dicken Späße aufträgst, weil du unser

Zwerchfell nicht revolutionierst, nicht darum fragen wir dich: Wo ist das Lustspiel? Aber läßt du uns nur einmal zum vollen Bewußtsein des Lustspiels, oder wie du es nennst, des Märchenlustspiels kommen? Diese bunt und phantastisch durcheinander gewürfelten Szenen, worin Tragik und Humor miteinander ringen, sollen uns in den sonderbaren Zustand versetzen, der die Mitte zwischen Lachen und Weinen hält. Aber für diese unerquickliche Situation, bei der uns so unendlich unheimlich wird, und die du uns imputierst, bedanken wir uns höflichst, und bedauern, dein Geschenk zurückweisen zu müssen. Es ist mit kurzen Worten nicht nach unserem Geschmacke!

Wir haben es in diesen wenigen Zeilen versucht, die Motive, warum das Publikum ein Kunstwerk, das jedenfalls Anspruch hat näher besichtigt zu werden, fallen lassen mußte, zu erörtern. Wir haben dies gleichsam psychologisch getan. Eine andere Erörterung ist nach dem ersten Anblick eines Bühnenstückes und nach seiner unmittelbaren Wirkung nicht möglich. Man kann die Fehler und Irrtümer des „Rubins“, wie ein echter Juwelier, zu Dutzenden auffinden, um seinen Wert oder Unwert anzugeben; aber man gewinnt nur das eine dabei, daß man eine Detailkritik geliefert hat. Aber ein Dichter wie Hebbel, der in seiner Totalität wirken will, muß auch in dieser erfaßt werden. Der „Rubin“, der als ein Ganzes gefallen wollte, mußte auch als Ganzes fallen.

Der „Rubin“ hatte das Unglück, daß selbst die besten und vorzüglichsten Steinschneider des Burgtheaters ihm nicht zum Glanze verhelfen konnten, und diese Steinschneider hatten wieder das Unglück, daß selbst langjährige Erfahrung und Kunst sie nicht in den Stand setzen konnte, dem Steine eine bessere Fassung zu geben. Es ist nicht ihre Schuld. Selbst unseren besten Schauspielern schien das Verständnis des „Märchenlustspiels“, wie es Hebbel vorausgesetzt hatte, abzugehen, und bei den besten Absichten fanden sie Ton,

Duft und Farbe nicht, wie sie dem Dichter wohl vorgeschwebt haben mögen.

Es wäre eine banale Phrase, die auf keinen weniger paßte, als eben auf Hebbel, wenn wir ihn ermahnten, die Scharte nächstens wieder auszuwetzen. Er wird die Scharte wieder auswetzen; nicht aus Beschämung, nicht aus Demütigung, aber im neu erwachten Gefühl der Lust und Freude am Gelingen oder Mißlingen. Wir sind überzeugt, daß nächstens eine bedeutende Schöpfung unsere Meinung rechtfertigen wird. Und einer solchen stolzen und selbständigen Kraft glaubten wir es schuldig zu sein, wenn wir ihre Niederlage nicht mit dem höhnischen Rufe: „Vae victo!“ begrüßten.

Der Erbförster.

(Trauerspiel in 5 Aufzügen von Otto Ludwig aus Eisfeld.)

Den Namen des jungen Dramatikers, der gestern zum ersten Male von einem großen Teile unseres Publikums auf dem Theaterzettel gelesen ward, sollte sich die deutsche Kritik merken und in ihr rotes Buch einschreiben. Er nennt sich Otto Ludwig — „aus Eisfeld,“ wie der Theaterzettel oder der Dichter selbst bescheiden hinzusetzen. Er mochte wohl gefürchtet haben, daß Tauf- und Geschlechtsname als zu klanglose Laute an den Ohren vorüberhuschen würden, weil sie ihm als gar so unbedeutend erschienen, und fast dünkt es uns, er wollte die Sache gut machen, indem er sich eigens den Heimatspaß ausstellte. Beruhige dich, junger, schüchterner Poet! Dein Name wird nicht spurlos verhallen, wenn du nicht selbst ihn in Vergessenheit begraben wirst; deine Sache ist gut und dein Name hat guten Klang; trittst du das nächste Mal, wie wir hoffen, wieder vor uns, so lasse den Heimatsschein in der Heimat; es wird sich in Deutschland keine kritische Brille finden, die das Visum deines Passes wird studieren dürfen.

In Otto Ludwig kommt uns ein ursprüngliches, naturwüchsiges Talent entgegen; es ist fast, als trete er mitten aus der finstern, geheimnisvollen Pracht des Waldes hervor, in dessen tiefinnerstes Weben er sich hineingelebt; es ist, als ginge Waldduft von ihm aus, jener herbe, aber doch so stärkende Duft, der vielleicht nur denjenigen unerträglich ist, die ihn den Blumengerüchen in ihren Salons nachsetzen. Es ist dies eine charakteristische Eigentümlichkeit des jungen Dramatikers aus Thüringen, die ihren besonderen Reiz hat, und man darf sie keineswegs vergessen, wenn man ihn richtig beurteilen will.

Man wird dann alle die Härten, all das Ungeschlachte und Ungeheuerliche begreiflich finden, das verletzend und zugleich beirrend in die Augen springt, man wird das unhaushälterische Umgehen mit schreienden Krafteffekten, diese Unbarmherzigkeit des Dichters mit dem Zuschauer, vor dessen Augen er mit blutigem Messer herumfährt, unbekümmert, ob er Lebensnerven durchschneidet oder nur berührt, man wird mit einem Worte die großen, nackt daliegenden Schwächen und Fehler des Stückes, aber auch seine unendlichen Schönheiten begreiflich finden, und sich zuletzt vielleicht für die letzteren entscheiden.

Wir sagen vielleicht, weil der „Erbförster" eine von jenen dramatischen Produktionen ist, bei denen man ebensogut gegen als für Partei nehmen kann, es ist eines jener seltsamen Stücke, das man von Anfang bis zum Ende verdammen kann, dem man von vornhinein jede Berechtigung abzusprechen geneigt ist. Hat man aber einmal dem Dichter die Vollmacht zugestanden, das zu tun und zu lassen, was ihn sein eigentümlicher Genius zu tun geheißen hat, befreit man sich und den Dichter, ihn von der rauhen Schale, sich selbst von der Furcht, sich ihr zu nahen, so glänzt einem ein Kern entgegen, wie er seit Jahren an dem Fruchtbaum der deutschen Dramatik nicht gefunden ward.

Wir sprechen dies um so unverhohlener aus, als wir wohl wissen, daß dem Stücke eine überlegene Zahl geharnischter Gegner gegenübersteht. Aber sei ihre Phalanx noch so geschlossen, sie werden die fest in uns wurzelnde Überzeugung uns nicht nehmen können, daß in dem Stücke ein großer und bedeutender Genius lebt, und seine Spuren sind es eben, die wir in jeder Produktion bis an die äußersten Grenzen verfolgen. Träte sie noch so glatt, noch so gefällig und reizend vor uns, wir verdammen sie, wenn wir dem Genius darin nicht begegnen. Das ist unser kritischer Standpunkt, und von ihm aus beurteilen wir die Schönheiten und Schwächen Otto Ludwigs aus Eisfeld.

In vieler Augen mag schon das Sujet des „Erbförsters" verdammenswert erscheinen, und sie bringen es nicht dahin, sich mit ihm zu befreunden. Die tragischen Konflikte des Stückes nämlich beruhen einzig und allein auf einem Seelenrätsel; sie gehen von einer Monomanie, vom Eigensinn aus, was vielen als für den Stoff eines Trauerspieles nicht Zurechnungsfähiges erscheint. Sie mögen recht haben, diese Leute, die, sobald sie einmal zu dieser Annahme gelangt sind, das Strück als „von keiner großen Idee getragen" ausschreien. Große Idee! Wenn man nur erfahren könnte, welcher Leute Kind man sein oder wieviel Ahnen man aufzählen müßte, um als courfähige „große Idee" zu erscheinen. Uns ist eine große Idee alles, was aus dem Schachte einer menschlichen Seele hervorgeholt wird und sich als wahr und echt herausstellt, uns ist der Mensch, in der Bauernstube wie im Königspalaste, eine große Idee, wenn wir sein Leben, sei es durch gewaltige oder kleine Hebel, so uns vorgeführt finden, daß wir erschreckt vor der Wahrheit desselben, erschüttert von dem Blitzstrahl, der eine menschliche Seele in ihren ungekannten Höhen und Tiefen erhellt, gestehen müssen: Ich hätte das nicht für möglich geglaubt. Sei es ein psychologisches Rätsel, sei es Monomanie, wenn sie nur Motive

in sich tragen, zu denen das Seelenleben allein den Schlüssel hat. Was kümmert es uns, ob dieses Rätsel, weil es für viele eine harte Nuß ist, darum auch ungenießbar sein muß. Als wenn es bereits in ein System, abgeteilt in Paragraphe, gebracht wäre, was denn eigentlich „Monomanie“ ist!

Für diejenigen, die der ersten Vorstellung des „Erbförsters“ beigewohnt haben, bedarf es wohl für das eben Gesagte keines großen Kommentars; dennoch glauben wir es ihnen und uns schuldig zu sein, wenn wir unseren Standpunkt klarer bezeichnen.

Eine einfache Inhaltsangabe des Stückes dürfte genügen.

Christian Ullrich ist seit vierzig Jahren Förster auf dem Gute Düsterwalde; sein Vater, sein Großvater waren es auch, man nennt ihn darum den Erbförster. Man sieht es diesem Manne an, er ist aus seinen Bäumen wie herausgewachsen; die Wurzeln seines Lebens ragen nur zur Hälfte ins menschliche Dasein hinein, während sie mit der anderen im frischen Erdreich stecken. So nur läßt sich der Eigensinn — wir streichen mit Absicht dieses Wort nicht — erklären, warum er mit seinem Gutsherrn, der noch dazu sein Jugendfreund ist, in beständigem Hader liegt. Dieser besteht nämlich darauf, einen Teil des Waldes abforsten zu lassen, was jener nicht will, weil er dies für unzweckmäßig und für die Einkünfte seines Gutsherrn nachteilig erklärt. Ein geringer, fast trivialer Umstand, der aber soviel des Tragischen in sich enthält! Wie ein dunkler Schatten lagert sich der Hader dieser Männer, ob abgeholzt oder nicht abgeholzt werden soll, über beider Häupter. Der Sohn des Gutsbesitzers liebt die Tochter des Erbförsters; es soll eben ihr Verlobungsfest gefeiert werden. Die Stunde ist gekommen, die beiden Freunde, oder vielmehr Herr und Diener, sitzen im Kartenspiel einander gegenüber; da mitten im Spiele bricht der verhängnisvolle Streit wieder aus. Der Förster besteht auf seiner Meinung, der Gutsherr nicht desto minder;

Stahl und Kiesel reiben sich aneinander und geben Funken, die in ein offenes Pulverfaß fallen. Der Erbförster wird abgesetzt; er erklärt, man könne ihn gar nicht absetzen. Warum ihn auch absetzen? Hat er eine Schurkerei begangen, daß man ihm diese Schmach antun will? Hält er nicht im Gegenteile auf dem Gut seines Herrn die schützende Hand, daß es nicht Nachteil erleidet? Er, dem die Worte der Bibel: „Es soll ein Recht sein unter euch, den Fremden und den Einheimischen“ in ihrer buchstäblichen Bedeutung in das Herz gewachsen sind — wie soll er dieses „zweierlei Recht“ begreifen, das ihn, der von je der Schuld sich fern hält, aus dem Dienste jagt, weil er nach seiner Meinung keine Schurkerei begehen will? Gott selbst hat jene Worte der Bibel erklärt: „Denn ich bin der Herr, euer Gott,“ und was Gott gesagt hat, wollen das die Menschen verschänden?

Das ist die berühmte Monomanie, die man als für den tragischen Stoff unzurechnungsfähig erklärt. Was ist aber zurechnungsfähig, wenn es diese auf das willenskräftige und tätige Überzeugtsein basierte Monomanie nicht ist? Der Förster lebt in einem unseligen Irrtume, in einem großartigen, wird jeder zugeben, weil seine in biblischer Exegese ruhende Anschauung des Rechtes und Unrechtes uns wenigstens verdammenswert erscheint. Was kümmert sich aber der Förster um uns, um seine Familie, um seinen Gutsherrn, um seinen Dienst? Er hat das Recht und das Recht muß sein bleiben, weil es Gott so will. Ist diese „Manie“ nicht gerechtfertigt? Und handelt es sich gleich nur um einen trivialen Gegenstand im Werte von etlichen tausend Talern, trägt sie nicht ihre Berechtigung in sich? Und dieses Motiv wäre nicht tragisch, wäre von keiner großen Idee getragen? Begreift man nicht leicht, daß, fände das Prinzip des Försters von Recht und Unrecht Anwendung auf das gewöhnliche Leben, der Streit um einen Nadelkopf zu den tragischesten Konflikten führen müßte? Was soll uns denn noch erschüttern, wenn es die

Menschennatur nicht tut, die durch eine eigentümliche Anschauung der Dinge, wie sie die Gesellschaft nicht zugibt, so ganz aus ihrer Art schlägt, daß sie das Gewalttätigste unternimmt, ja sogar zum blutigen Morde schreitet?

Nur so glauben wir dieses Seelenleben, das sich uns im Förster entgegenstellt, zu verstehen, und man wird zugeben, daß er nicht im Unrechte ist. Ist man aber einmal zu der Annahme gelangt, daß es sich hier nicht um ein pathologisches — Manie — sondern um ein psychologisches Rätsel handelt, so wird man auch keinen Augenblick anstehen, dem Dichter die Vollmacht auszufertigen, an die dramatische Lösung desselben zu schreiten.

Noch ein anderer Punkt ist es, der uns den Eigensinn des Försters anders beurteilen läßt. Er steht nämlich, möchten wir sagen, unter tellurischem Einflusse, er steht unter der Herrschaft seines Waldes; er kann aus den Bäumen nicht heraus, wie er nicht atmen könnte, wenn er aus der Luft heraus müßte. Der Wald und seine Bäume sind Bestandteile seines Organismus; kann er sie auch nur des kleinsten Teiles entäußern, der zu dessen Erhaltung notwendig ist? Soll er nicht atmen? Soll er nicht in den Wald gehen?

Alles was sich nun als fester Kristall an diese Rechtsanschauung des Försters anschließt, ist nur Ausfluß der Grundidee, deren Motive im Menschen selbst liegen und deren Wahrheit man nicht wegleugnen kann. Diese Idee muß Unheil säen und ernten, denn wo sie hintritt, trifft sie auf die von der Gesellschaft gezogenen Grenzen, muß sie auf Hindernisse stoßen. Man erkennt in der Theorie das Recht des Individuums an, aber in Berührung mit dem warmen Leben wird es verdammt und an die Felsen getrieben, an denen es den Kopf zerschellt.

Weil sich der Erbförster in seinem Rechte gekränkt glaubt, kränkt er alle, die ihm nahestehen. Die nächste Folge seines Beginnens ist, daß er die Verlobung seiner Tochter mit dem

Sohne des Gutsherrn nicht zugibt, daß sein eigener Sohn mit Mordgedanken umgeht, weil er die seinem Vater zugefügte Unbill rächen will. Alle Bemühungen, ihn von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen, scheitern, man kann sagen, an der Starrheit der biblischen Worte: „Es soll nicht zweierlei Recht im Lande bestehen," eine Starrheit, die den Verstand des Försters wie mit einer Eiskruste umfangen hält. Er darf nicht abgesetzt werden. Draußen im Walde wird der neue, von ihm nicht anerkannte Förster von einem Wilddieb erschossen, der Verdacht fällt auf Andres, den Sohn des Erbförsters. Zu gleicher Zeit wird Robert, der Sohn des Gutsbesitzers, vermißt; auch ihn soll Andres ermordet haben, während das Gerücht, das in des Erbförsters Stube dringt, Andres als von Robert erschossen sein läßt. Alles ist glaublich; alles ist durch den Starrsinn des alten Mannes begreiflich; man fühlt es, daß nicht Raum genug wäre für die Leichen, die seiner Anschauung vom Recht und Unrecht fallen müssen. Und wieder zieht der Erbförster die Bibel zu Rate und findet in ihr eine neue Bekräftigung seines Prinzips: „Wer einen Menschen totschlägt, der soll des Todes sterben, und wer seinen Nächsten verletzt, dem soll man tun, wie er getan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn." Und der Mann, der sich aus seinem Dienste nicht jagen läßt, weil er dem Herrn dazu das Recht nicht zuerkennt, derselbe Mann muß konsequenterweise jene Worte der Bibel, die für die Gesellschaft geschrieben sind, auch für ihn als Individuum geltend erklären. Robert hat seinen Sohn erschossen, dafür muß er sterben und von der Hand des Försters selbst. Draußen im heimlichen Grunde des Waldes richtet er das tödliche Geschoß auf den Sohn seines Gutsherrn und glaubt ihn „gerichtet" zu haben. Aber nicht diesen, sich selbst hat er gerichtet, denn seine eigene Tochter war es, die sich mit Robert im Walde befunden und der das tödliche Blei mitten durch das Herz gefahren. Ist das die Sühnung? „Gott will nicht

den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe," tröstet man den grauen Verbrecher seiner Idee. „Laßt mich mit euerer Menschlichkeit, ihr Unmenschen," entgegnet er darauf und geht selbst zum Gericht. Man weiß, die letzten Worte, die er sprechen oder denken wird, wenn er das Haupt unter das Beil legen wird, werden lauten: „Wer einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben." Das Recht wird ihm auch auf dem Schafott werden, aber sein Unrecht wird er nicht eingesehen haben.

Begnüge man sich mit dieser mehr als gedrängten und unvollständigen Inhaltserzählung des Stückes; sie dürfte hinreichen, um den Dichter nicht des Gedankens zu zeihen, als habe er den Stoff seines Trauerspiels schon in der Grundidee vergriffen. — Man wird es leicht erkannt haben, daß diese Idee im Gegenteile eine sehr bedeutsame, große und gewaltige ist. Sie ist von dem Dichter mit großer Kraft, fast möchten wir sagen, Urkraft durchgeführt, und die ist es eben, welche die zutage liegenden Fehler und Schwächen des Stückes — Schwächen, die sich aber gegenüber den überwältigenden Schönheiten ausnehmen wie leichte Flaumenfedern auf einem Samtgewande — in sich schließt. Wir wollen an ihnen keineswegs vorübergehen.

Es ist zu viel Schatten in dem Stücke und zu wenig Licht. Der Dichter kennt keine Gegensätze; alles wandelt gleichsam in finsterer Dämmerung; alle Gestalten befinden sich in einem Zustande der Aufregung und Gereiztheit, der den Zuschauer selbst überkommt. Der Förster ist jähzornig und eigensinnig, sein Sohn Andres auch; der Gutsherr ist gleichfalls eigensinnig und zum Zorn geneigt, dessen Sohn Robert nicht minder. Alle stehen nebeneinander, nicht sich gegenüber, und fechten gegen unsichtbare Mächte. Die Effektszenen halten unter sich eine Treibjagd; sie überstürzen, überhäufen sich, und lassen den Dichter keineswegs von dem Verdacht frei, er habe oft nur darum so dick aufgetragen, weil es ihm

so bequemer wurde, zu seinem Ziele zu gelangen. Auch ist die ganze Art und Weise, wie sich namentlich in den zwei letzten Akten die Mißverständnisse spinnen und wieder entwickeln, eine wahrhaft halsbrecherische. Das schreit, das zuckt auf, als läge ein blühendes Leben unter dem Seziermesser. Das windet und krümmt sich, und oft in höchst unschönen Bewegungen. Mit dem traumhaften Charakter der Försterstochter hat der Dichter einen entschiedenen Mißgriff gemacht; man begreift nicht, wozu er dieser romantischen Zutat bedurfte, er, der so stark, so unbefangen und unbarmherzig der Wirklichkeit ins Fleisch schneidet. Vieles und oft nicht Unwichtiges entbehrt jeder Motivierung. So namentlich der wesentliche Umstand, daß der Erbförster die Heirat seiner Tochter mit dem Sohne des Gutsherrn nicht zugibt, weil dies ihre Ehre gefährden könnte, oder der noch unmotiviertere Umstand, daß Andres voll Todeshaß auf den Bräutigam seiner Schwester, diesen von ihr reißt, ja ihn zu ermorden droht, ebenfalls, weil dies ihre Ehre gefährden könnte! Solcher Unwahrscheinlichkeiten bieten sich noch viele im Verlaufe des Stückes dar, und wir könnten ein nicht unbedeutendes Verzeichnis solcher „Druckfehler“ aufzeichnen. Aber wir verweilen nicht länger dabei, als es nötig ist, den Beweis zu liefern, daß wir vor lauter Fehlern und Schwächen des Stückes, vor lauter Bäumen nicht den Wald gesehen hätten.

Und diese Dichtung ist ein Wald, ein junger, markiger, gesunder Baumschlag, dem man es gerne nachsieht, wenn sich auch allerlei Wild in seinem Reviere birgt. Die Schönheiten dieses Trauerspiels liegen vor allem in der Zeichnung seiner Charaktere. Da ist einmal Wahrheit, Kolorit, Glut; das steht einmal auf eigenen Füßen, stramm und ungeschlacht, nicht wie die gewöhnlichen dramatischen Hülsen, die der erste Windhauch hinwegbläst; das ist endlich einmal nach so langer Zeit eine Darstellung lebendigen Lebens! Wir stehen nicht an, die Gestalt des Försters, wie sie sich von Anfang bis zu Ende

darstellt, für eine der gelungensten und meisterhaftesten zu erklären, die das deutsche Drama sein eigen nennt. Gemahnt sie an eine oder die andere schon dagewesene Figur, so wäre es nach unserem Erachten Heinrich Kleists Kohlhas oder Immermanns Hofrichter, und wahrlich, es gereicht dem Erbförster Otto Ludwigs aus Eisfeld nicht zur Unehre, wenn wir ihn an diese unübertroffenen Vorbilder legen. Alle übrigen Figuren sind von einer gleichen Lebendigkeit, die sich sogar auf untergeordnete Charaktere des Stückes erstreckt. Wer mit so meisterhaften Zügen die rote Demokratie, wie sie sich in der krassen Theorie des Wilddiebs darstellt, zu zeichnen vermag, dem wird man den Titel eines Meisters beizulegen gewiß nicht anstehen.

An herrlichen, wunderbaren Szenen ist das Stück über und über reich; eine einzige darunter könnte manchem lendenschwachen, kurzatmigen ein vollständiges Leben einhauchen. Wir erinnern uns nicht so bald eine ähnliche Szene dramatisiert gesehen zu haben, wie jene im zweiten Akte, in der Andres seine Mißhandlung durch den Buchjäger erzählt, oder wie jene im vierten Akte, wenn Tochter und Mutter sich gegenseitig den Brief Roberts vorlesen, und um den Vater zu täuschen, zugleich Stellen aus der Bibel laut vor sich hersagen, die auf den Förster eine so unheilvolle Wirkung haben! Da ist dramatische Detailmalerei in ihrer höchsten Ausbildung, wie sie nur das echte Talent zu geben versteht.

Was jedoch dem Stücke den eigentümlichsten Reiz verleiht, ist die Lokalfarbe der düstern Waldespracht, in der es lebt. Die finsteren Tannen des Thüringer Waldes werfen ihren Schatten lang und breit darüber, und es ist fast, als könnte es nur wieder unter diesen Tannen gespielt werden. Sein Hauptvorzug aber ist die Diktion, die, eigentümlich, bizarr, in kurzen Anläufen, namentlich aus dem Munde des Försters, jeder Gestalt das ihr gebührende Leben verleiht. Sie ist fast zu knorrig und derb, und es gehört auch die

deutsche Sprache dazu, mit solchen Redeformen nicht Schiffbruch zu leiden.

Wir schließen diesen über unser gegebenes Maß hinausragenden Aufsatz. Wir konnten uns nicht enthalten, dem Genius eines Dichters diejenige Gerechtigkeit erringen zu helfen, die dessen ursprüngliches, naturwüchsiges Talent in so reichem Maß verdient. Wir haben dabei keinen anderen Wunsch als den, daß unsere schwachen Worte auf die Schönheiten einer Dichtung aufmerksam machen, die durch ihre Härten und Fehler so leicht abschrecken könnte.

Die Darstellung des Stückes war eine höchst gelungene. Man muß den Förster durch Herrn Anschütz gespielt sehen, um Dichter und Mimen zugleich bewundern zu können. Es war eine große Leistung, wie sie über die Bretter des Burgtheaters so bald nicht schreiten dürfte. Ton, Haltung, Spiel, bis in die kleinste Kleinigkeit berechnet, machen es dem Worte unmöglich, in eine nähere Analyse einzugehen. Auch die Besetzung der übrigen Partien war eine sehr sorgfältige, das Zusammenspiel ein sehr fleißiges. Herr La Roche gab die etwas im Halbdunkel gehaltene Figur des Weiller mit jener Zurückhaltung, die, echt künstlerisch, sich nicht vordrängen will, Herr Dawison den Andres mit erschütternder Kraft, Herr Devrient den Robert mit Wärme, Frau Koberwein die Tochter des Försters mild und gefühlvoll. Die Figur der Försterin ist zu unbestimmt gehalten, als daß Frau Haitzinger wirksam werden konnte. Köstlich war die Episode des Wilddiebs durch Herrn Beckmann dargestellt.

Und das Resultat der ersten Aufführung? Wir wüßten es nicht genau anzugeben. Das Stück in seiner erschütternden Wirkung, in seiner nackten, dem Leben gleichsam auf den Leib rückenden Wahrheit, selbst mit seinem auf die Spitze getriebenen Thema beirrt den Zuschauer mehr, als es ihn erhebt. Es ist eines jener vollblütigen Stücke, deren Gesundheit einem etwas weich gestimmten Publikum zuweilen

peinlich fällt. Eine wiederholte Aufführung dürfte es erst in die rechte Beleuchtung bringen. Der artistischen Direktion des Burgtheaters sind wir für die Bekanntschaft mit einem zukunftverheißenden Talente zu vielem Danke verpflichtet.

Zu Hause.

(Familienszene in einem Akte v. Bauernfeld.)

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen hat der wackere Bauernfeld endlich wieder sein Talent durch jenes Organ sprechen lassen, dem er so schöne Schöpfungen geschenkt und das ihm zum Entgelt dafür so viele Erfolge zuwege gebracht hat. Wir nehmen keinen Anstoß daran, daß es keine größere und umfangreichere Arbeit ist, mit der er sein Wiederkommen auf diesen Brettern beurkundet; es genügt uns überhaupt, daß er gesprochen hat. Noch ist die Zeit nicht gekommen, daß ein Talent, wie das Bauernfelds, sich mit dem gewissen „edlen Roste“ zufriedenstelle; denn alles in allem zusammengenommen bleibt unser Landsmann trotz des Nachwuchses mehr oder minder begabter jüngerer Kräfte unser bester Lustspieldichter. Schwerer als jeder andere trifft den Deutschen der Vorwurf, daß er seine nationalen „Größen“ nicht zu machen verstehe. Unter diesen „Größen“ begreifen wir alles Bedeutende, alles, dem sich der Stempel des Genius für eine bestimmte Gattung geistigen Schaffens nachweisen läßt. Wir zählen Bauernfeld dazu, wir müssen es — und wer wollte dies bestreiten? Unsere Tage haben Bauernfelds bedeutende Stellung zur deutschen Bühne nicht gemacht, um so mehr Pflicht für uns, sie zu erhalten.

Bauernfelds neueste Arbeit betitelt sich „Zu Hause“, Familienszene in einem Akt, und ist eine Art dramatisches Idyll. Wir werden in das Innere einer jener glücklichen

Familien geführt, in der alles, vom Hausvater an bis zum jüngsten Kinde herab und von diesem bis zum unbedeutendsten Diener von jenem zarten Bande umschlungen wird, das man am besten mit dem alles sagenden Worte „zu Hause“ bezeichnen kann. Wie stark dieses Band ist, ersieht man erst, wenn sich eines der Familienglieder davon loszumachen sucht. Dies ist auch das Gefühl des im Besitze seiner Familie so glücklichen Herrn Friedmeier, eines reichen Kaufmannes, der bei seiner Rückkehr von der Londoner Industrieausstellung die unangenehme Entdeckung macht, daß er nicht mehr chez soi oder zu deutsch: „zu Hause“ ist. Seine Tochter soll sich verheiraten, sein Sohn ist Staatsprokurator geworden und geht in die Provinz, ein anderer Sohn will sogar mit einer wissenschaftlichen Expedition nach Afrika und was nicht das Unbedeutendste — auch die Köchin will aus dem Hause Man wird diesen guten Herrn Friedmeier, der so wacker gegen die Metamorphosen seines Hauses protestiert, wahrscheinlich einen „Philister“ nennen, aber der Mann hat recht und behält auch recht. Er bleibt „zu Hause“. Seine Tochter bleibt in der Familie, denn sie heiratet ihren Pflegebruder, der Staatsprokurator geht zwar in die Provinz, hat aber Hoffnung, bald wieder „zurückversetzt“ zu werden, und selbst die Köchin wird ihrem Departement erhalten. Diese glückliche Wandlung der Dinge hat man dem Umstande zuzuschreiben, daß sich das Goethesche „Die Geschwister“ hier in neuer Auflage wiederholt. Der Bruder, der seine Schwester liebt und von ihr wiedergeliebt wird, ist nur ein Adoptivkind des Hauses.

Nicht die Erfindung ist es, welche überhaupt nie die starke Seite Bauernfelds war, die wir an dieser neuesten Arbeit rühmend hervorheben wollen. Wir hätten sogar gegen die Wiederaufnahme eines psychologischen Themas, wie es Goethe in seinen „Geschwistern“ aufstellte, manches Bedenken auszusprechen. Unser Lob gebührt namentlich dem

herzlich warmen Tone, der Innigkeit, von denen die kleine Arbeit durchweht ist, namentlich der Charakteristik der drei Hauptpersonen, die trotz der engen Dimensionen eine treffliche ist. Bauernfeld hat sich diesmal die gewiß nicht leichte Aufgabe gestellt, das Interesse des Stückes auf drei älteren Personen beruhen zu lassen, und sowohl Friedmeier in seiner philisteriösen Familienseligkeit und dessen Frau, als der elegische alte Werther sind Figuren, die in ihrer Weise vollendet sind. Diese drei Charaktere halten und spielen das Stück. Namentlich ist es die Figur der trefflichen Hausmutter, die lebendig aus dem Rahmen des Ganzen hervortritt. Mit psychologischer Feinheit ist das Verhältnis zu dem schwärmerischen alten Jungen Werther gezeichnet und zeugt vom Scharfblicke des Verfassers, der das weibliche Gemüt durchdrungen hat. Es ist einer der feinsten Züge, wenn die gute Frau, nachdem sie die Entdeckung gemacht, daß ihr ehemaliger Kurmacher, jener sentimental zerflossene Werther, der Vater ihres Adoptivkindes ist, in den verschämt zornigen Ruf ausbricht: „Was geht das mich an?“ Nur hätten wir gewünscht, daß die Szene mit dem „Zimmerherrn“ etwas weniger drastisch vom Verfasser wäre bedacht worden. Die wirkliche Komik dieser Szene hätte bedeutend gewonnen, wenn sie dieser — sagen wir es mit einem Worte — unästhetischen Beigabe entkleidet wäre. Bereitet doch ohnehin schon ein anderes Verhältnis, das nebenbei spielt, das von Schwester und Bruder, eine gewisse Peinlichkeit im Gemüte des Zuschauers!

Daß der Dialog dieser neuesten Arbeit Bauernfelds wieder seine alten Vorzüge aufweist, ist eine Tatsache, die wir nicht zu konstatieren brauchen. Der alte Meister auf diesem Felde ist überall sichtlich. Es ist Kraft und Anmut zugleich in diesem Dialog; nirgends mühsame Mache, sondern naturwüchsiger Organismus, Wärme und Färbung. — Der Erfolg des kleinen Stückes war ein höchst freundlicher. „Zu

Hause" dürfte auf den Brettern dieses Theaters eine längere Heimat gefunden haben. Es ist ein Element in diesem Stückchen, das ihm überall Freunde verschaffen muß; so klein der Rahmen und so beschränkt die Dimensionen, es ist doch ein tüchtiges Stück deutschen Familienlebens, das hier in Bauernfeld einen beredten Dolmetsch gefunden hat.

Der Dichter des „Zu Hause" konnte sich sowie das Publikum mit der Darstellung höchst zufriedenstellen. Die drei Träger des Stückes werden kaum ihresgleichen an irgend einer anderen Bühne finden. Lebenswarmer, inniger und liebenswürdiger läßt sich die schöne Rolle der Hausmutter kaum darstellen, als es durch Frau Haitzinger geschah. Hat der Verfasser diese Rolle für diese treffliche Künstlerin geschrieben, oder formte sie Frau Haitzinger nach ihrem Genius um? Ebenso lebenswahr und in den kleinsten Zügen getreu gestaltete Herr Beckmann seinen familienseligen Friedmeier und Herr La Roche den elegischen Werther. Man konnte sich kaum überreden, diese Figuren bewegten sich auf dem Theater, so fertig, so lebendig traten sie dem Zuhörer entgegen. Auch die übrigen Mitwirkenden, darunter Fräulein Neumann, Frau Lieder und die Herren Fichtner und Josef Wagner, wiewohl nur äußerst wenig beschäftigt, griffen tüchtig ein. Zum Schlusse wurde der Dichter gerufen, in dessen Namen Herr Löwe dankte.

Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer.

(Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann.)

Wir gehören nicht zu denjenigen, die mit fromm verzückten Augen ein Hosianna anstimmen, weil endlich die Zeit herangebrochen, die einer Dichtung, wie Immermanns „Trauerspiel in Tirol", den Weg selbst in die gefeiten Räume des Burgtheaters geebnet hat. Lob und Anerkennung allen, die auch in dieser Beziehung sich von den „ererbten" Übel=

ständen und Vorurteilen loszuringen und zu befreien wußten; wir aber erblicken in der Gerechtigkeit, die man endlich nach langem Besinnen einem der edelsten Geister Deutschlands bei uns widerfahren läßt, nur die einfache Wiederherstellung des Rechtsstaates, dessen Fundamente in unserem Vaterlande für alle Zeiten gelegt wurden, und der sich auch auf literarische Dinge erstrecken muß. Denn es muß immer aufs neue gesagt und wiederholt werden, daß gerade auf diesem Gebiete eine Verkümmerung des Rechtes und eine Schrankenlosigkeit der Willkür herrschte, wie vielleicht niemals zuvor, und hoffentlich auch niemals nachher! Man verbot und schwieg Stücke tot, die irgendwelchen nationalen Hintergrund zum Vorwurfe hatten, und während man anderswo, wo auch die Zensurepidemie waltete, gerade solchen Dichtungen nicht aus dem Wege ging, scheute man sie bei uns ärger als Gift und Skorpione. Was ist die Folge dieses sinnlosen Treibens gewesen? Mehr noch als an dem Dichter, dem man sein natürliches Recht auf das Leben in der Gegenwart verkümmert und hintangehalten hat, hat man an uns, den Epigonen, unrecht gehandelt.

Jetzt, wo man unter den so gewaltig veränderten Umständen mit gieriger Hand wieder nach jenen lebendig verschütteten und vermauerten Stücken greift, die unter ganz andern Bedingungen, Stimmungen und Verhältnissen ins Dasein gerufen waren, jetzt kommen sie uns eben, da wir uns an ihnen erfreuen und erheben wollen, wie von dem Strome einer galvanischen Batterie berührt vor. Ein Augenblick Nervenzucken und Aufatmen — dann ist es vorbei! Der Wein ist abgestanden und verduftet. Er mundet unserem Gaumen nicht mehr, der sich mitterweile an anderen Ingredienzien verwöhnt hat. Man hat uns mit einem Worte, namentlich volkstümlichen Stoffen gegenüber, um den frischen und nachwirkenden Enthusiasmus gebracht, und jetzt verhalten wir uns ziemlich kühl und kritisch. So ergeht es uns auch mit Immermanns „Andreas Hofer“.

Das wird und muß freilich anders werden. Aber liegt der pessimistische Gedanke nicht nahe, daß es im lieben Deutschland mit dem Enthusiasmus überhaupt ein gar mißliches Ding ist? Kommen die Dämpfer nicht von oben, so werden sie von unten angesetzt. Der Momente gibt es nur wenige, wo an beide Faktoren der heilige Geist der zündenden gegenseitigen Weihe und Begeisterung getreten war; meistenteils irrten sie weit auseinander! Wir erinnern uns z. B. recht gut der Ausstellungen, die gerade von Stimmführern der liberalen Kritik zur Zeit, als Immermanns „Trauerspiel in Tirol" erschien, gegen diesen, sowie gegen den Stoff, den er gewählt hatte, erhoben wurden. Es fehlte nicht viel, so warf man ihm Fürstendienerei und Servilismus vor, und wäre er nicht der Mann gewesen, als den er sich immer bewährt hat, man hätte sich nicht gescheut, ihm noch ärgere Dinge ins Gesicht zu schleudern. Natürlich! In die Stimmung der damaligen Tonangeber der Kritik paßte es nicht, daß ein Dichter des jungen Deutschlands den Opfertod eines ganzen Volkes für seine dynastische Sympathie sich zum Vorwurfe erkoren hatte; die Gemüter, durch das täppisch-wilde Wüten einer erbarmungslosen Reaktion aufs äußerste verstimmt, waren in eine Art Verwilderung verfallen; man witterte in allen solchen Dingen Verrat, man wollte in der überklugen Sucht, alles fern zu halten, was irgend auf ein inniges Verhältnis zwischen Fürst und Volk hindeutete, lieber auf das beste verzichten, als es so empfangen. Das geschah von unten! Von „oben" ging es nicht besser, ja noch ärger her, arbeitete man ihm doch gerade in die Hände. Ihr wollt von keinem Enthusiasmus für uns etwas wissen? lautete sein zur vollen Herrschaft gelangtes Prinzip, nun gut, wir wollen auch von keinem Enthusiasmus wissen. Er stört uns unliebsam in unserem Schlafe, er verdirbt uns unseren sonst so guten Appetit. Wozu auch Enthusiasmus? Kann ein Staat davon leben? Nein! Kann er uns das tägliche Brot liefern?

Nein. Wir brauchen also keinen Enthusiasmus! Die Staatstheorie des Herrn von Haller und seiner Jünger hatte zu tiefe Wurzel geschlagen. Und so kommt es, daß wir Immermanns Tragödie mit dem herrlichen deutschen Stoffe erst jetzt zu sehen bekommen, nachdem sie von 1826 bis 1863, also volle siebenunddreißig Jahre brach gelegen war, daß wir sie jetzt erst zu sehen bekommen, wo altersschwache Invaliden sich an den Erinnerungen der blutigen Riesenschlacht erheben, die vor fünfzig Jahren auf den Feldern Leipzigs geschlagen ward!

Doch hinweg mit solchen Gedanken; sie stimmen gar zu trübe, denn sie haben das alte „politische" Lied zum Thema, und das ist ein gar „garstig" Lied. Kommen wir, wie es unsere Pflicht ist, auf das Stück selbst zurück, das gestern im Burgtheater seine Wiederauferstehung gefeiert hat.

Es gäbe jedoch nichts Ungerechteres und Unbilligeres und den Schatten des toten Dichters Beleidigenderes, als jetzt noch die kritische Sonde an dieses sein Werk zu legen, nicht, als ob es diese nicht vertrüge, sondern weil es geradezu eine Versündigung an Immermanns Andenken wäre, ihn für das büßen zu lassen, was er unter andern Umständen und Verhältnissen gewiß vorteilhafter für ihn und für seine Dichtung gestaltet hätte. Immermann ist einer unserer edelsten Geister und Charaktere, aber er war ein Poet, dem die edle Gottesgabe der Poesie nicht aus erster Hand zugekommen war. Als er seinen „Andreas Hofer" schrieb, fehlte noch eine ganze Literatur, die sich seitdem an diesen Volkshelden angeknüpft hat. Zudem war für ihn selbst, der später im „Münchhausen" so entzückende Lichtblicke in die geheimnisvollsten Tiefen des Volkslebens tat, diese Zeit noch nicht angebrochen; er lebte in Westfalen, auf „roter Erde," war k. preußischer Landesgerichtsrat, hatte nur flache Ebenen mit rationalistisch kühler Umgebung um und vor sich, und da sollte er die Dichtung der Berge, der himmel-

anstrebenden Gletscher und des Volkes, das den Kampf mit dem größten Kriegsgenie aller Zeiten aufgenommen hatte, aus seinem Gemüte heraus noch einmal dichten. Das gelang ihm nur unvollständig. Wenn eine Dichtung, die das Volk zum Gegenstande hat, und namentlich ein so eigentümliches, originales, wie es die Tiroler damals waren, zünden, packen und begeistern soll, dann muß ihr sozusagen ein gewisses tellurisches Element innewohnen; etwas von dem Erdreich, daraus sie gewachsen ist, muß ihr anhängen, etwas von der kräftigen Luft, aus der sie hervorgegangen, muß sie umfächeln.

Dieses Tellurische — bleiben wir bei diesem Ausdrucke — ist in Immermanns Tragödie nur unvollständig vertreten; bei einem Poeten, wie Immermann war, versteht es sich wohl von selbst, daß von dem allen etwas sich vorfindet, aber dieses etwas genügt nicht. Man wird es sehr bald inne, daß, um diesen Stoff zu bewältigen, eine Beherrschung und Kenntnis des Volksgeistes gehörte, ein so feines Herausfühlen des Unsagbaren, ein so inniges Hineindenken, wie es eben bei dem norddeutschen Poeten nicht vorausgesetzt werden konnte. Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen, und nur Virtuosen der banalsten Gattung haben das Kunststück erfunden, auf zwei Instrumenten zugleich zu spielen. Wer einen westfälischen „Hofschulzen“ geschrieben, kann nicht zugleich die tiefste Wesenheit eines Andreas Hofer sich zu eigen machen. Hier ist ein Dualismus von so gewaltiger Natur, daß ihn selbst das kräftigste Genie nicht zu überbrücken vermag.

Hierin liegt nach unserer bescheidenen Ansicht der eigentliche, ja der Kardinalfehler des Stückes, das sonst so verständig gegliedert und so lebendig aufgebaut ist. Nur zu verständig! Es ist eben mehr gedacht als empfunden, mehr kombiniert als aus der Fülle eines im Volksbewußtsein wurzelnden und instinktmäßig das Rechte treffenden Gemütes hervorgewachsen. Es fehlen jene feine Züge des Tellurischen,

jenes unbewachte Herausdrängen des Volksgeistes, wie es eben nur ein Dichter ersten Ranges in seiner glücklichsten Inspiration gefunden hätte. Hie und da blitzt es auf, aber im großen und ganzen weht keine Tiroler Luft in dieser Dichtung; es fehlt das geheimnisvolle Weben und Walten des volkstümlichen Wesens, das da oben und hart an den ewigen Gletschern sich so wundersam ausgebildet hat. Der Dichter, das muß man ihm zugestehen, hat aus dem Stoffe alles gemacht, was er in seiner ausnahmsweisen Stellung machen konnte, und wenn er nur die zwei Szenen, die eine vor der Schlacht am Isel, wo sich Andreas Hofer tirolische Schnadahüpfeln singen läßt, und die andere, wo er mit Eugen Beauharnais über die Motive seines Widerstandes sich bespricht, geschrieben hätte, so würden sie genügen, um den großen Beruf Immermanns zu konstatieren. Aber wie gesagt, dem Großen und Ganzen wohnt dieser Charakter nicht bei; denn mit wenig Mühe könnte man den ganzen Stoff in eine andere Gewandung und unter einen andern Namen stecken, ihn in eine andere Gegend versetzen, und er würde die nämliche Wirkung üben.

Darum auch ist die Wirkung bei allen Schönheiten, die diese Dichtung hat, bei aller Tüchtigkeit, die sie aufweist, eine nur vorübergehende, nicht anhaltende. Die Wirkung kann keine unmittelbare sein, weil auch die Inspiration des Dichters nicht unmittelbar empfangen hat. Worin das verschuldet ist, haben wir bereits dargelegt.

Es ist ein eigentlich merkwürdiger Umstand, der nur zu sehr für diese Behauptung spricht. Die Gestalt des Hofer selbst, neben der von Speckbacher gehalten, ist schemengleich gezeichnet, während der „Mann von Rinn“ frisch und drall sich neben ihm abhebt; aus Hofer selbst hat der Dichter das eigentliche Nervenleben, wir möchten sagen, die Individualität, weggelassen. Er steht wohl im Vordergrunde der Handlung, aber er bewegt sie nicht, und da ihm eben die indivi=

dualisierenden Züge fehlen, so ermüdet er das Interesse des Zuschauers, und die Tatsache liegt vor, daß die ersten zwei Akte die Teilnahme des Publikums aufs lebhafteste ansprachen, während die drei letzten, mit Ausnahme einiger Szenen, fast wirkungslos verhallten. Und so trefflich gezeichnet einige der Nebenfiguren auch sein mögen, wie z. B. der Vizekönig in seinem liebenswürdigen Naturell, der Marschall Lefebvre usw. — der Hauptfigur mangelt das zündende, mit sich reißende Agens; sie erwärmt nicht, es fehlt ihr die Leidenschaft, mit einem Worte jenes Pathos, das ein wahrhaft genialer Dichter, wie es Immermann nun einmal nicht war, über den tirolischen Volkshelden gebreitet hätte.

Zudem hat die „bessernde" Hand des „bearbeitenden" Rotstiftes Striche in diesem Stücke vorgenommen, die nach unserer Ansicht geradezu dem Lebensnerve desselben nahe gehen. Wenn wir Andreas Hofer, nachdem der Friede bereits abgeschlossen ist, noch immer im Widerstande gegen die Fremdherrschaft fortfahren sehen, so hat das allerdings etwas gewaltig Tragisches an sich; was die Diplomatie in ihrer Feigheit und Mattherzigkeit verdorben, das nimmt der Volksheld wieder auf und will es auf eigene Faust ausfechten. Er wird zugrunde gehen, das läßt sich voraussehen, aber er folgt dem Geheiße des tragischen Dämons, er geht wie der echte Held eines Trauerspiels unter. Was hat nun unser „bearbeitender" Rotstift getan? Er läßt Andreas Hofer mit der Spintisiererei, die einem Theologen Ehre machen würde, das Wort geben, daß er sich nun ruhig verhalten würde, aber hinterdrein es wieder brechen, weil er es geschrieben und von des Kaisers Hand geschrieben haben und lesen muß, daß der Friede wirklich geschlossen und das Land Tirol in drei Fetzen zerrissen sei. Das ist strenge genommen eigentlich borniert und hat auch darum während der Aufführung durchaus nicht zu erwärmen vermocht. Die Szene dagegen, die, wäre sie gegeben worden, geeignet war, ein

höchst intensives und grelles Licht auf Hofers Heldentod zu werfen, die ihn und sein anscheinend sinnloses Tun mit der wahren tragischen Gloriole geschmückt hätte, die Szene zwischen dem Kanzler und dem Legationsrate, die in Wien spielt, diese Szene ist einfach gestrichen worden. In dieser Szene, die wir unsere Leser bitten, in der Originalausgabe von Immermanns dramatischen Schriften nachzulesen, liegt ein Element, das nach unserem Dafürhalten unumgänglich notwendig war hervorgehoben zu werden, sollte uns Hofer anders als ein an einfältigen Motiven zugrunde gehender Held erscheinen. Wir wollen uns deutlicher erklären. Der Kanzler und sein Legationsrat besprechen sich über Tirols Schicksal. Unter anderem heißt es:

Kanzler. Geben wir unser Leben hin, wir wissen, was wir einbüßen, welchen Gehalt, welche Freuden! Der Bauer wirft sein Dasein weg, weil es ein Nichts ist.

Legationsrat. Ihr verachtet das Volk?

Kanzler. Das ist ein neuer Ausdruck, den ich nicht verstehe. Man sprach sonst von Untertanen oder Leuten. Ich drücke keinen, ich will, daß jeder sein Huhn im Topfe habe, und gönne ihnen obendrein ihren Spaß. Alles andere ist vom Übel, ihnen selbst am meisten.

Legationsrat. Wo bleiben wir, wenn uns das Volk läßt?

Kanzler (steht auf). Besser fallen mit den Seinigen, als vom Volke den Arm annehmen.

Der Kanzler gebraucht zwar statt des Wortes Volk einen etwas derberen Ausdruck, aber hier haben wir unseren Rotstift zu Hand genommen. Wir fragen nun, wenn diese Szene fehlt, wenn es nicht klar und deutlich wird, wie man an maßgebender Stelle die aufgeregte Volkskraft beurteilt, wenn es nicht zu dem Zuschauer spricht: Dieser Andreas Hofer mit dem gläubigen Gemüte geht an der Diplomatie zugrunde, wie sie sich gegenüber dem korsischen Usurpator damals ausgebildet hatte — muß uns da nicht der Widerstand

Hofers als das Werk eines Bornierten, sein Untergang als wenig tragisch dünken? Diese Szene muß allen wie immer heißenden Bedenken entgegen gegeben werden; sie enthält die eigentliche Tragik, den Stützbalken des ganzen Stückes. Ohne sie wird dem Interesse, welches wir an Hofer nehmen, die Spitze abgebrochen, und wohin das führt, darüber hat uns der Nichterfolg gerade der drei wichtigsten Akte belehrt.

Und nun zur Darstellung. Sie war, um nicht lange mit unserer Meinung hinter dem Berge zu halten, eine keineswegs in jeder Beziehung zufriedenstellende. Der Träger des Stückes, Andreas Hofer, hat in Herrn Wagner durchaus nicht den rechten Mann gefunden. Niemand ist mehr geneigt, den hervorragenden Eigenschaften dieses fleißigen und tüchtigen Schauspielers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als wir, aber daß er bei dem besten Willen sich meistens selbst kopiert, daß er auch diesmal die Kunst des Individualisierens nicht in Besitz hat, das mag wohl ein Fehler seines Naturells sein, ist aber im Interesse der Kunst eben bedauernswert. Hat schon, wie wir im Verlaufe dieser Besprechung bereits gesagt haben, der Dichter selbst in der Individualisierung des Helden wenig geleistet, so tat der Schauspieler noch weniger. So spricht, so agiert, so geht Andreas Hofer nicht. Der bedächtige, fromme Hofer mit den Allüren und Gesten eines Karl Moor! Der treuherzige Tiroler mit der Leidenschaftlichkeit eines Percy Heißsporn! Wenn irgendwo, so war es hier dem Schauspieler gegeben, die Intentionen des Dichters mit liebevoller Pietät zu korrigieren. Das ist nun aber Herrn Wagners Sache nicht gewesen. Lobenswert allein, aber auch dies nur relativ genommen, war er in der großen Szene mit dem Vizekönig. Hier traf er zuweilen den richtigen und innigen Ton, und diese Szene übte auch ihre volle Wirkung. Nach Herrn Wagner müssen wir Herrn Förster nennen, der den Speckbacher gab. Die Zeichnung war im ganzen eine korrekte; drall und mannhaft, wie der Mann

auch war, aber das alles in zu aufgetragener Weise. Aus Furcht, etwas zu verderben, übersieht Herr Förster, daß seiner Zeichnung etwas Unsagbares abgeht: sie war nicht poetisch. Auch Herr La Roche, der dritte im Bunde der Volkshelden, nahm den Kapuziner Haspinger aus etwas zu weichem Tone. Ein Mann, der eben die Messe liest, und gleich darauf in den dichtesten Kugelregen eilt, muß auch den Soldatenmönch vollständig zur Geltung bringen. Man sah nur den Kapuziner, der Soldat blitzte nur selten auf. Von den Nebenfiguren hatte der treffliche Anschütz den Peter Mayer übernommen, dessen Schilderung des Treffens bei Laditsch er meisterhaft vortrug. Herr Meixner gab den halbverrückten Nepomuk mit etwas vordringlicher Komik, die hier gar nicht am Platze war, Herr Lewinsky den Priester Donai, den Judas Ischariot des Hofer, nicht mit dem rechten Schick. Am allerwenigsten ist dieser Donai ein Schleicher der allbekannten Spezies. Liebenswürdig, fein und wahrhaft nobel gestaltete Herr Fichtner den Vizekönig, und man hat stets seine Freude daran, diesen Mimen vor sich zu sehen. Außerdem war Herr Löwe mit einer Rolle bedacht, deren er sich selbstverständlich sehr gut entledigte. Die Rolle des Obersten La Coste war Herrn Gabillon zugefallen, und man konnte sich damit ganz zufrieden stellen; eben so mit dem Marschall Lefebvre, den Herr Franz gab.

An Frauenrollen ist das Stück arm. Die einzige von einiger Bedeutung ist die der Elsi. Wir haben die erste Auflage von Immermanns „Andreas Hofer“ vor uns, worin dieser Elsi eine nur geringe Beachtung gewidmet ist; wir wissen daher nicht, ob Immermann selbst oder der Bearbeiter es war, der für diese Frauengestalt einen größeren Spielraum geschaffen hat. Wenn sie sich nur nicht so episodisch vom Ganzen abhöbe! Auch von Fräulein Wolter, der Darstellerin der Elsi, gilt, was wir an Herrn Wagner tadeln mußten. Auch sie verstand dieser Gestalt nicht das Leben

einer bestimmten nationalen Individualität einzuhauchen. Was bei ihm Karl Moor, waren bei ihr die Reminiszenzen an andere bereits bekannte Schöpfungen. Ihre Elsi ist eine Heroine im spanischen Stil — aber kein Tiroler Weib!

Das Soldatenliebchen.

(Schauspiel in vier Aufzügen, teilweise nach Lenz' „Die Soldaten“ von Bauernfeld.)

Man soll sich vor den ersten „guten“ Gedanken hüten, sagt ein altes spanisches Sprichwort; denn, setzt es mit bigotter Pfiffigkeit hinzu, sie stammen alle vom „Bösen“. Die Wahrheit dieses Sprichwortes dahingestellt, muß man denn doch gestehen, daß ihm ein Körnchen davon zugrunde liegt, z. B. im vorstehenden Falle. Die alte im Jahre 1776 erschienene „Komödie“ des unglücklichen Reinhold Lenz, nämlich seine „Soldaten“, zu modernisieren, die geniale Partitur dieses in einem andern Jahrhundert und in einer ganz andern Stimmung geschriebenen Stückes nicht untergehen zu lassen, lag für einen so beweglich geistreichen Kopf, wie Bauernfeld, ganz nahe; mit der Jugendlichkeit seiner immer regen Schaffenslust stürzte er auf diesen ersten „guten“ Gedanken, aber als er zur Ausführung kam, zeigte es sich, daß das „Böse“ unsichtbar und unheimlich ihm nachgeschlichen war. Das Verdienst Bauernfelds, eine eigentümliche Produktion aus der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts wieder zu beleben, bleibe unbestritten — aber eben so unbestritten ist die Tatsache, daß dieser Versuch einer totalen Ablehnung von Seite des Publikums begegnete.

Was nämlich das Modernisieren, Bearbeiten, oder wie man es immer nennen will, solch veralteter Stücke betrifft, namentlich wenn sie die Signatur einer gewissen Genialität an sich tragen, so gilt von ihnen, was der Jesuitengeneral

Ricci bei Aufhebung seines Ordens von den Jesuiten sagte: Sint ut sunt, aut non sint! Entweder man lasse solche Stücke in ihrer vermoderten Herrlichkeit in irgend einer Nische der Literaturgeschichte ruhig fortbestehen, und hüte sich den Staub von ihnen abzuwischen, oder man gehe ihnen mit dem Reinigungsbesen entschieden und unbarmherzig zu Leibe. Ein Drittes gibt es nicht. Bauernfeld konnte und durfte nur eines tun. Er mußte sich des allerdings vortrefflichen Kernes, der in der alten Komödie „Die Soldaten“ liegt, bemächtigen; er mußte ihn mit fruchtbarem neuen Erdreich umgeben, daß er darin aufgehen und Wurzel treiben könne. Er hat es nicht getan; er hat Kern und Hülse aus dem alten Stücke mit herübergenommen, vielleicht aus einem Gefühle von Pietät für die Manen des verschollenen Dichters. Warum härtete er sein Herz nicht ab gegen diese Gemütswallungen, warum war er nicht unbarmherzig, nicht mitleidlos genug gegen Lenz, den er bearbeitete, und vor allem gegen sich selbst, der das „Soldatenliebchen“ schrieb?

Um dieses zu beweisen, müßten wir eine vollständige Analyse des veralteten Stückes geben und nicht nur eine Analyse, mit deren Hilfe man die Parallele an die Bauernfeldsche Bearbeitung legen könnte, sondern auch einen biographischen Abriß über den verschollenen Dichter selbst, dessen Arbeit ihrer ganzen Wesenheit nach nicht begriffen werden kann, wenn man sich nicht stets vor Augen hält, daß wir es mit Lenz, dem Jugendfreunde Goethes aus dessen Straßburger Zeit, zu tun haben, mit demselben Lenz, von dem man kurzweg sagen kann: Wenn Goethe eine Sonne war, so war Lenz ein leuchtender Irrstern, aber ein Stern von solchem Glanze und solchen Dimensionen, daß man in neuerer Zeit ernstlich anfängt, auch in ihm eine Sonne zu erblicken. Dieser Versuch würde uns jedoch zu weit über die uns eingeräumten Verhältnisse einer Besprechung führen, und es muß uns daher gestattet sein, nur andeutungsweise zu verfahren.

Lenz, der unglückliche Dichter, ein geborener Livländer, war im Jahre 1750 geboren; schon im Jahre 1792 starb er — in Moskau, verschollen und beinahe vergessen schon bei Lebzeiten, nachdem er zuvor einige Jahre mit umnachteter Seele ein über jede Beschreibung elendes Dasein geführt hatte. Das Glück war nicht an seiner Wiege gestanden, und während der göttergleiche Jüngling aus Frankfurt a. M., den er Freund nennen durfte, immer höher, geklärter und freier aufstieg, immer siegreicher das Gesetz der ewigen Schönheit in sich fand, und Schlacke auf Schlacke von dem früheren wildgenialen Wesen von ihm abfiel — starb und verdarb dieser Lenz, auf dessen Produktionen dieselbe Signatur leuchtet, in einer russischen Stadt, ein Irrsinniger, dessen letzte Tage nichts von der Herrlichkeit ahnen ließen, die einst seine Seele ausgestattet und zu dem Höchsten auf dem Gebiete der Poesie befähigt hatte. Eine seiner letzten Produktionen waren die „Soldaten", eine „Komödie", wie er sie nennt, aber ihrer ganzen Anlage nach eine so entschiedene und erschütternde Tragödie, wie nur je eine geschrieben worden ist.

Die „Soldaten" sind aus dem nämlichen Holze geschnitzt, aus denen der „Götz von Berlichingen" und später die „Räuber" und „Kabale und Liebe" hervorgingen. Man kann dem Stücke alles mögliche vorwerfen: es erregt allerlei moralische und ästhetische Bedenken, es ist aus dem krassesten Realismus herausgearbeitet, es ist ungebärdig, wild und unflätig; aber die Wahrheit, die ihm innewohnt, die knappe Schönheit der Diktion, die Fülle und Meisterhaftigkeit der Gestalten, die Lebendigkeit dessen, was der Dichter beweisen will, wirken am Ende so bestrickend, daß man, jedes peinliche Gefühl in sich unterdrückend, zuletzt sagen muß, man habe es hier mit einer genialen Potenz ersten Ranges zu tun.

Lenz schildert in den „Soldaten" ein Stück Garnisonsleben der damaligen Zeit; es ist ein wüstes, ungeheuerliches Gemälde, ein Trauerspiel, wie es die sogenannte „gute alte"

Zeit vollkommen begriffen haben mag. Ein Galanteriewaren=händler und Bürger, ramens Wesener, hat zwei Töchter, von denen die eine durch ihre Schönheit den Offizieren namentlich in die Augen sticht; sie heißt Marie und ist bereits an einen gewissen Stolzius, einen ehrsamen jungen Kaufmann, eine Art Brackenburg, halb und halb verlobt. Ein junger Baron, namens Desportes, der in Lille in Garnison liegt, verliebt sich in das Mädchen, und seiner Uniform gelingt es, mitten in das Haus des friedlichen Bürgers Unglück und Verderben zu bringen, nachdem die mädchenhafte Blüte Mariens seinen Künsten erlegen ist. Das wird nun mit allen Konsequenzen und Folgerungen so haarsträubend wahr geschildert, das geschieht in solcher Natürlichkeit, ohne daß über die delikatesten Dinge nur jemals selbst ein dünnes Mäntelchen geworfen würde, vor unsern Augen, daß es sich fast unmöglich wieder erzählen läßt. Genug, die Unglückliche erfährt an sich selbst all das Leid, das auch Goethes Gretchen in dem wunderbaren Gebete ausspricht:

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein,

sie flieht, von ihrem Geliebten verlassen, aus dem väterlichen Hause, ist in Gefahr, die Beute eines andern zu werden, will endlich in den Fluten ihr schmachbelastetes Leben ertränken, wird aber von ihrem Vater gerettet und zu neuem Dasein aufgerichtet, während ihr treuloser Geliebter von Stolzius, demselben Stolzius, dem sie den Offizier vorgezogen, vergiftet wird, und dieser sich gleichfalls den Tod gibt.

Das ist der kurze, dürre Inhalt der Lenzschen Komödie, einfach, vielleicht zu einfach für unsere verwöhnten Gaumen. Aber diese Einfachheit ist nur scheinbar; um diesen unbedeutenden Stoff, der aber für die damalige Zeit eine viel höhere Bedeutung hatte, gruppiert sich eine so lebendig fortschreitende Handlung, stehen so viele lebenswahre, mit wahrhaft psycho=

logischem Scharfblick gezeichnete Gestalten; neben den haarsträubendsten Effekten und der nacktesten Roheit des Ausdruckes macht sich wieder eine solche Zartheit des Empfindens geltend, daß man erst am Ende gewahr wird, mit welcher Macht dieser „einfache Stoff“ auf uns gewirkt hat.

Dieses Lenzsche Stück nun hat Bauernfeld zu bearbeiten und für die Bühne wieder zu gewinnen versucht, was ihm aber nicht gelungen ist. Sehen wir einfach die vorzüglichen Veränderungen an, die er getroffen hat, um es unsern modernen Anschauungen mundgerechter zu bereiten. Die ersten zwei Akte hat er in ihrer Anlage fast unverändert gelassen. Die Tochter des Potsdamer Galanteriehändlers wird gleichfalls von einen jungen Offizier, der hier Prittwitz heißt, ins Unglück gebracht, nur mit dem Unterschiede, daß der Schuldige bei Bauernfeld von echter Liebe zu dem Bürgermädchen erfüllt ist, während der Desportes in dem Lenzschen Stücke nach dem Katechismus damaliger Garnisonsphilosophie handelt. Hier fängt die modernisierende Hand des Bearbeiters, leider jedoch total unglücklich, an. Er behält den historischen Boden des alten Stückes bei, läßt eine preußische, statt einer französischen Garnison handeln, in allem übrigen jedoch gebraucht er einen modernen Firnis, der häßlich davon absticht. Die Stärke des Lenzschen Stückes besteht in der rücksichtslosen Lebendigkeit, womit die Typen der damaligen Soldatenwirtschaft gezeichnet werden, und denen auch dieser Desportes angehört. Bauernfeld benützt ein sentimentales Element hiezu. Er beschädigt den armen Lenz an seiner Grundidee und hat doch nicht den Mut, all das, was mit dieser Idee zusammenhängt, aus seiner Bearbeitung fortzulassen. Den eigentlichen Kernpunkt des Stückes, nämlich den, daß Marie ihrer Liebe zu dem jungen Offizier ihr alles geopfert hatte, behält er bei; wenn es nun aber darauf ankommt, auf den tragischen Konsequenzen weiter fort zu bauen, wie es Lenz getan, da schrak Bauernfeld zurück. Die Folge davon tritt bald zum

Vorschein, in den nächsten zwei Akten macht sich ein Schwanken und Schaukeln in der Handlung und den Charakteren geltend, das geradezu ein gefährliches Lächeln auf die Lippen der Zuschauer drängte. Wozu all der Jammer, wozu jene Schlußszene des zweiten Aktes, wenn es sich dann um gar nichts anderes handeln soll, als um die Frage, ob das preußische allgemeine Landrecht die Ehe zwischen einer Bürgerlichen und einem Adeligen gestattet? Sint ut sunt! Entweder mußte Bauernfeld den Fußtapfen des Dichters weiter folgen und nur korrigierend zu Werke gehen, oder — die Sache überhaupt lassen. Die Tochter des Galanteriehändlers aber als verunglücktes „Soldatenliebchen“ beizubehalten und dabei allen Jammer auf etwas Konventionelles hinauszuspielen, diese unentschiedene Halbheit hat die Fäden des Netzes gesponnen, in denen das Stück zugrunde gegangen ist, ohne daß man den Tod desselben lebhaft bedauerte.

Noch ein anderer Übelstand machte sich in der Art und Weise geltend, wie Bauernfeld das alte Stück zu verbessern glaubte. Er hat eine Menge von Figuren aus der Lenzischen „Komödie“ genommen, die dort, allerdings jede für sich, ihren bestimmten Platz ausfüllt. Bei Bauernfeld laufen sie kunterbunt durcheinander, und sind teils verschwommen, teils unnötig. Welch eine lebenswahre, innige Gestalt ist dieser Stolzius in den „Soldaten“ mit seiner leidenden und doch so vulkanischen Liebe zu Marie, und welch eine armselige Figur, zu traurig, um komisch zu wirken, und zu komisch, um traurig zu sein, spielt er im „Soldatenliebchen!“ Eine Gestalt, wie der halbverrückte Leutnant Pirzel, hat in einem Stücke, welches eben eine Garnisonswirtschaft schilderte, eine eigentümlich poetische Stelle, denn diese Gestalt war sicherlich nach dem Leben porträtiert — in der Bauernfeldschen Bearbeitung huscht sie schemenhaft an uns vorüber und hat beinahe keinen Sinn. Es fiele nicht schwer, derartige Pendants noch zu Dutzenden anzuführen, die alle zugunsten des Dichters

Lenz sprechen und entschieden ungünstig für den Bearbeiter Bauernfeld lauten.

Unsere Aufgabe war es nur, auf das Hauptgebrechen hinzudeuten, an dem das „Soldatenliebchen" krankt. Dennoch glauben wir es dem Rufe und der Bedeutung Bauernfelds als dramatischer Dichter schuldig zu sein, wenn wir schließlich die Behauptung aussprechen, daß auch in einer besseren Bearbeitung die „Soldaten" kein günstigeres Schicksal vor den Augen eines modernen Publikums finden würden. Das Mißgeschick Bauernfelds besteht in einem leicht verzeihlichen Irrtume; er täuschte sich über die Lebensfähigkeit des Stückes. Lenz' „Soldaten" wollen nur noch gelesen, aber nicht aufgeführt sein; trotz der ihm innewohnenden Genialität ist es in seinem Zuschnitte veraltet; es ist zu wahr, zu realistisch, zu unmittelbar aus der Stimmung und den Verhältnissen eines andern Jahrhunderts gerissen, als daß es noch nach den vielerlei Phasen, die unsere Bühne durchgemacht, anders als verwunderlich auf uns wirken könnte. Das hat Bauernfeld nicht berechnet, und wenn er es berechnet, gerade mit seinen Zutaten die Sache beeinträchtigt, der sein Talent dienen wollte.

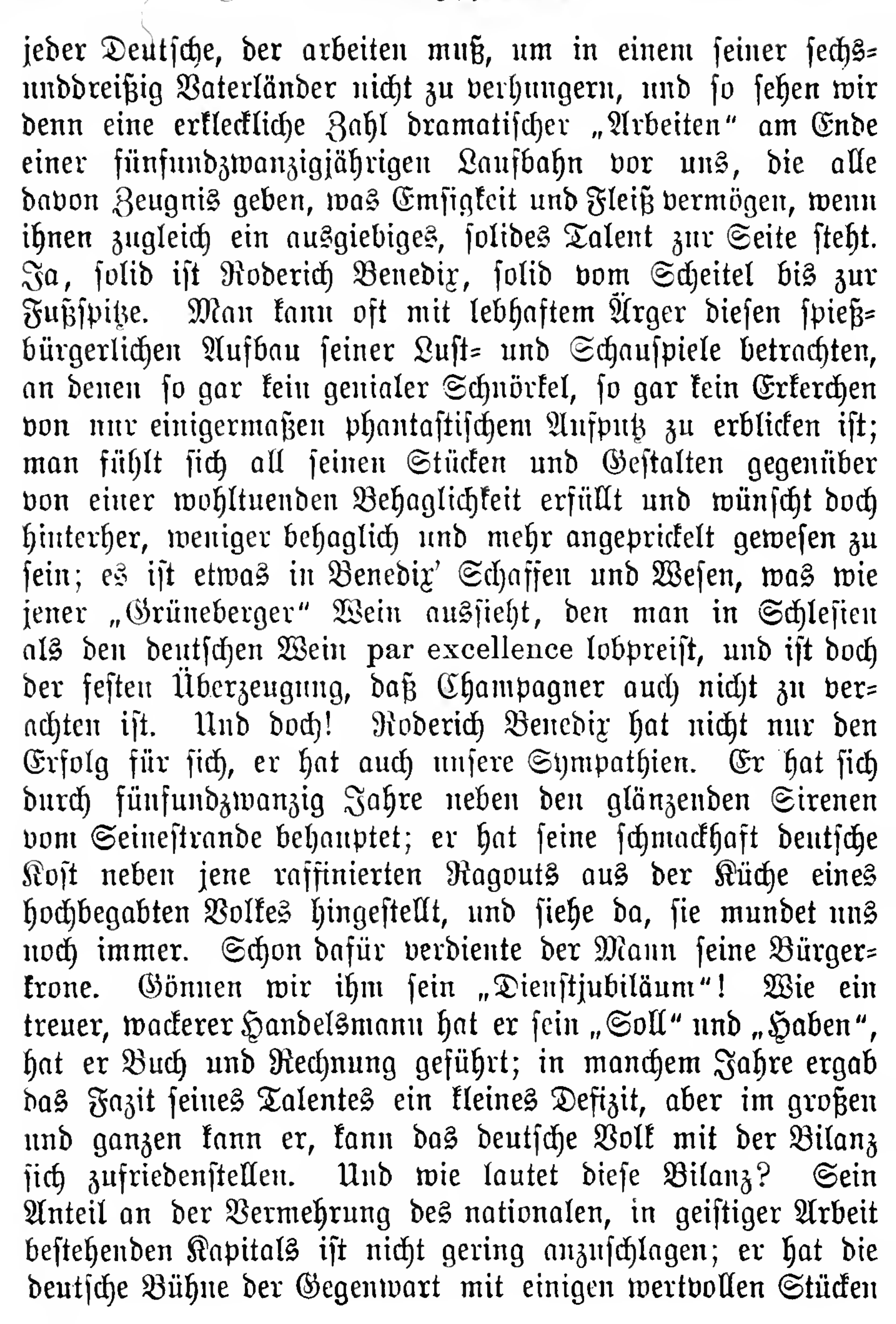
Es erübrigt nur noch von der Darstellung zu sprechen; sie war im großen und ganzen eine gute und doch, dem Charakter des Stückes gemäß, eine wir möchten sagen, unentschiedene. Jeder auf seinem Platze und in seiner Rolle gab sich alle Mühe, dieselbe zur vollen Geltung zu bringen, und doch gelang dies nur teilweise. Fräulein Wolter hat unserer Ansicht nach sich ihrer schwierigen Aufgabe zwar mit großem Aufwande ihres künstlerischen Vermögens und dennoch nicht zu unserer Befriedigung entledigt. Ihre Marie ist ein Amalgam von Luise Miller und Anna Liese; sie soll beide vermitteln, beide zur Anschauung bringen, und so kam es, daß sie den vermittelnden Ton nicht immer glücklich traf. In einzelnen Szenen voll wahrhaft wohltuender Innigkeit, ließ sie wieder in andern entschieden kalt. Ihre Leistung ist

fragmentarisch. Die glücklichste Figur des Ganzen zeichnete Herr La Roche in seinem Potsdamer Galanteriehändler, der zugleich ein so schwacher Vater ist. Frisch und resolut spielte Fräulein Grafenberg die praktische Charlotte. Schade, daß Herr Lewinsky die Rolle des ohnehin verzeichneten Stolzius noch um ein Erkleckliches niederer stellte, als es die Intention des Dichters sein mag. Für den Leutnant Pirzel bringt Herr Meixner wohl das komische Element von Haus aus mit, trotzdem bedarf gerade diese episodische Figur etwas mehr tiefsinnigen Ernst, als ihn der besagte Künstler besitzt. Herr Sonnenthal schien sich in der Rolle des Prittwitz nicht ganz heimisch zu fühlen. Die übrigen Rollen waren ganz zweck- und fachgemäß besetzt, wir erwähnen die Herren Förster (Oberst Königsmark), Baumeister (Patow), und die Damen Hebbel (Witwe Stolzius) und Haitzinger.

Roderich Benedix.

(„Die Pflegetöchter" Lustspiel in drei Akten, und „Die Dienstboten", Genrebild in einem Aufzuge.)

Roderich Benedix, dessen fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als dramatischer Dichter die vorzüglicheren Bühnen am gestrigen Tage begingen — am 18. Januar 1839 ging sein „Bemoostes Haupt", jenes in dem Sturme des achtundvierziger Jahres vielfach genannte Stück, zum ersten Male über die Bretter —, ist so recht der Dichter der deutschen Bourgeoisie. Selbst hervorgegangen aus bescheidener, bürgerlicher Sphäre, aus jenen Kreisen, in denen gottlob! noch heutzutage Arbeit und Sparsamkeit, Haushalten und Genügsamkeit als bindende Lebensprinzipien gelten, hat er das ihm von Haus aus angeborene Talent auch in echt bürgerlicher Weise gehandhabt und verwertet. Er ist derb, kräftig und nahrhaft, wie westfälischer Pumpernickel; er hat Schwielen an der Hand, wie



jeder Deutsche, der arbeiten muß, um in einem seiner sechsunddreißig Vaterländer nicht zu verhungern, und so sehen wir denn eine erkleckliche Zahl dramatischer „Arbeiten“ am Ende einer fünfundzwanzigjährigen Laufbahn vor uns, die alle davon Zeugnis geben, was Emsigkeit und Fleiß vermögen, wenn ihnen zugleich ein ausgiebiges, solides Talent zur Seite steht. Ja, solid ist Roderich Benedix, solid vom Scheitel bis zur Fußspitze. Man kann oft mit lebhaftem Ärger diesen spießbürgerlichen Aufbau seiner Lust- und Schauspiele betrachten, an denen so gar kein genialer Schnörkel, so gar kein Erkerchen von nur einigermaßen phantastischem Aufputz zu erblicken ist; man fühlt sich all seinen Stücken und Gestalten gegenüber von einer wohltuenden Behaglichkeit erfüllt und wünscht doch hinterher, weniger behaglich und mehr angeprickelt gewesen zu sein; es ist etwas in Benedix' Schaffen und Wesen, was wie jener „Grüneberger“ Wein aussieht, den man in Schlesien als den deutschen Wein par excellence lobpreist, und ist doch der festen Überzeugung, daß Champagner auch nicht zu verachten ist. Und doch! Roderich Benedix hat nicht nur den Erfolg für sich, er hat auch unsere Sympathien. Er hat sich durch fünfundzwanzig Jahre neben den glänzenden Sirenen vom Seinestrande behauptet; er hat seine schmackhaft deutsche Kost neben jene raffinierten Ragouts aus der Küche eines hochbegabten Volkes hingestellt, und siehe da, sie mundet uns noch immer. Schon dafür verdiente der Mann seine Bürgerkrone. Gönnen wir ihm sein „Dienstjubiläum“! Wie ein treuer, wackerer Handelsmann hat er sein „Soll“ und „Haben“, hat er Buch und Rechnung geführt; in manchem Jahre ergab das Fazit seines Talentes ein kleines Defizit, aber im großen und ganzen kann er, kann das deutsche Volk mit der Bilanz sich zufriedenstellen. Und wie lautet diese Bilanz? Sein Anteil an der Vermehrung des nationalen, in geistiger Arbeit bestehenden Kapitals ist nicht gering anzuschlagen; er hat die deutsche Bühne der Gegenwart mit einigen wertvollen Stücken

bereichert, die vielleicht auch die nächste Zukunft noch für sich haben dürften.

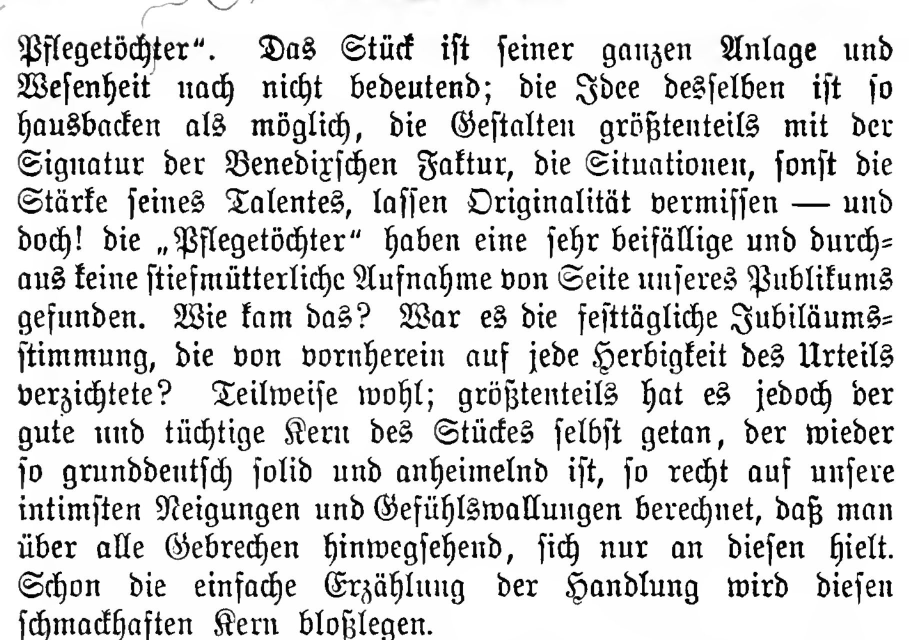
Ja, Roderich Benedix ist so recht der Dichter der deutschen Bourgeoisie! Und weil diese die bestimmende, tonangebende Potenz im lieben Vaterlande ist, und weil sie es herausfühlt, daß Benedix mit ungeheuchelter Anhänglichkeit in ihrer Mitte steht, aus der er seine liebsten Gestalten und Situationen nimmt, weil dieser ehrsame Stand sieht, wie getreu ihn sein Sohn kopiert, wie er ihm seine Sentimentalität und Moral und Genügsamkeit abgesehen, die schon Goethe so vortrefflich charakterisiert hat, wenn er in einem Gedichte sagt:

> Wie ist der Gedanke labend:
> Solch ein Edler ist uns nah!
> Immer sagt man: Gestern abend
> War doch Vetter Michel da —

und weil es immer gut ist, wenn ein Mann seine Aufgabe schlicht und recht, ohne Hinter- und Nebengedanken erfüllt, darum ist auch Benedix unser Mann, die wir unser Abonnement im Parterre bezahlen können oder die steilen Höhen der Galerien besetzt halten. Was liegt uns daran, wenn die „teppichunterbreiteten“ Existenzen der Logen über diese unsere Schwäche die Nasen rümpfen? Laßt sie es tun! Das ändert an der Sachlage gar nichts.

Die erste deutsche Bühne, das Burgtheater, feierte das Jubiläum unseres Autors, dessen Stücke keinen unwesentlichen Raum in ihrem Repertoire einnehmen, mit zwei Novitäten, wovon übrigens die eine, „Die Dienstboten“ nur für dieses Theater neu war, da dieses artige Genrebild, welches eigentlich nur die eine Hälfte des aus zwei einaktigen Stücken bestehenden, aber unter sich zusammenhängenden Lustspieles: „Oben und unten“ bildet, schon längst über die deutschen Bühnen gegangen und auch durch die Aufführung auf einem Wiener Vorstadttheater bekannt geworden ist.

Sprechen wir zuerst von dem dreiaktigen Lustspiele „Die



Pflegetöchter“. Das Stück ist seiner ganzen Anlage und Wesenheit nach nicht bedeutend; die Idee desselben ist so hausbacken als möglich, die Gestalten größtenteils mit der Signatur der Benedixschen Faktur, die Situationen, sonst die Stärke seines Talentes, lassen Originalität vermissen — und doch! die „Pflegetöchter“ haben eine sehr beifällige und durchaus keine stiefmütterliche Aufnahme von Seite unseres Publikums gefunden. Wie kam das? War es die festtägliche Jubiläumsstimmung, die von vornherein auf jede Herbigkeit des Urteils verzichtete? Teilweise wohl; größtenteils hat es jedoch der gute und tüchtige Kern des Stückes selbst getan, der wieder so grunddeutsch solid und anheimelnd ist, so recht auf unsere intimsten Neigungen und Gefühlswallungen berechnet, daß man über alle Gebrechen hinwegsehend, sich nur an diesen hielt. Schon die einfache Erzählung der Handlung wird diesen schmackhaften Kern bloßlegen.

Ein junges Mädchen fleht mitten in der Nacht, alleinstehend in der dunklen Gasse, die Vorübergehenden an, ihr ein Obdach zu gewähren, da sie, verlassen von aller Welt und auch sonstiger Mittel beraubt, nicht weiß, wo aus noch ein. Die meisten gehen teilnahmslos oder mit zweideutigem Lächeln an ihr vorüber. Endlich erbarmt sich ihrer ein armer Sprachlehrer, Müller mit Namen, der sich von ihrem Anblicke und ihrem Wesen wunderbar getroffen fühlt; er bringt sie in seine dürftige Stube, sie erzählt ihm ihre Schicksale, er ihr die seinigen, und nun wissen wir sogleich, daß wir hier Vater und Tochter vor uns haben, die im dritten Akte die Erkennungsszene feiern werden. Das ist die Außenseite des süßen Kernes; denn dieses Erkennen von Vater und Tochter ist es, was unsere deutsche Gemütsseligkeit aufs tiefste ergreift. Wir freuen uns kindisch darauf und übersehen, daß dazwischen ganze Berge von Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten liegen, die alle hinweggeräumt und geebnet werden wollen. Was aber ebnete und glättete nicht deutsche Sentimentalität

hinweg, wenn sie eine „Rührung“ vor sich sieht. Ja, diese Rührung wird nicht ausbleiben; in weiter Ferne sieht man nicht nur Vater und Tochter sich erkennen, es harrt unser noch eine zweite und dritte Freude. Denn es wird einem sogleich klar, daß die reiche Frau Schulze, bei der der Sprachlehrer seine neue Pflegetochter als Gesellschafterin unterbringt, eigentlich seine eigene Gattin ist, der er vor zwanzig Jahren nach Amerika durchgegangen war, und mithin zugleich die leibhaftige Mutter des jungen Mädchens vor uns steht, dessen Schicksale uns so lebhafte Teilnahme einflößen. Also Erkennen auf Erkennen, Rührung auf Rührung! Da vermöge einer zu widerstehen und sein kritisches Bewußtsein beizubehalten!

Das ist nicht neu und originell, sagt ihr; aber es ist rührend und wohltuend, sagt das Publikum; und zudem hat der Dichter es verstanden, in dem alten, warmfühlenden Knaben Müller eine dem Schauspieler auf den Leib geschriebene Figur zu schaffen; auch die Frau Schulze, die noch in ihren vorgerückten Jahren vom Eifersuchtsteufel geplagt ist, dieser schüchterne Rat Weidner und die andere Pflegetochter, die ein so energisches Köpfchen auf hat, tragen so glückliche Züge der Realität an sich, dann wieder sind einige Szenen, wie unter anderen die etwas heiklige, wo Mann und Frau sich wieder erkennen, mit nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit gemacht, und alles fügt sich am Ende so glücklich und befriedigend, daß man wirklich ein gefühlloser „Wühler“ sein müßte, wollte man sich dem allen nicht gefangen geben und gestehen: man habe sich ganz prächtig amüsiert.

Dazu eine Darstellung, die wirklich vom Anfang bis zum Ende das Gepräge der lautersten und — eigennützigsten Freude an dem Gelingen an sich trug; eigennützig schon darum, weil die Schauspieler zeigen wollten, daß ihnen der Ehrentag eines Dichters, der so väterlich besorgt gute Rollen ihnen geschrieben, ihnen in der Tat am Herzen lag. Das ist ihnen



denn auch trefflich gelungen, in erster Reihe Herr Meixner, der in der Figur des Sprachlehrers sich selbst eine der dankbarsten Rollen seines Repertoires geschaffen haben wird. Die ganze Gestalt lebte und atmete und war bis in die kleinsten Züge voll treffender Details und anmutender Treue. Fichtner konstatierte in dem schüchternen Rat Weidner wieder sein köstliches Naturell, das, so oft man ihn sieht, wie ein Trunk hellgoldenen Rheinweines mundet. Frl. Bognar spielte mit Innigkeit und Zartheit und jener Delikatesse, die selbst in den heikelsten Szenen jede Mißdeutung fernhält, während Frl. Baudius, deren Talent überhaupt, wie es allen Anschein hat, einer neuen, vielversprechenden Kräftigung entgegengeht, in dem verzogenen Geschöpfe, welches sie darzustellen hat, eine höchst ansprechende Zeichnung gab. Frau Hebbel schließlich in ihrer Rolle als resolute Frau Schulze bewährte neuerdings, wie trefflich sie sich in derartige Figuren zu schicken weiß.

Weniger lebhaft war die Aufnahme, die das zweite Stückchen: „Die Dienstboten“ fand, und doch hätte es eine solche, was den dramatischen Wert betrifft, ebenso, wenn nicht mehr verdient, als sein unmittelbarer Vorgänger. In diesem kleinen Genrebild dienstbotlichen Daseins, wie es sich „unten“ in einer herrschaftlichen Küche mit all seiner Klatschsucht und Scheelsüchtigkeit, Lotterieträumen und Liebesintrigen abspielt, weht eine gesunde, köstliche Lebensluft. Man weiß, daß es so zugeht und nimmt daher den liebenswürdigen Scherz mit guter Miene hin. Nur hätten unsere Schauspieler sich gegen diesen dramatischen Spaß etwas weniger reserviert, wir möchten fast sagen, geziert verhalten sollen. Sie spielten das Stückchen in Glacéhandschuhen, während es geradezu die Hemdärmel verträgt. Das Stückchen hält ein derberes Anfassen schon aus. Selbst Beckmann, der in dem Kutscher Buschmann ganz „herrschaftlich“ aussah, befleißigte sich einer Mäßigung, die ihm diesmal nicht besonders hoch angerechnet werden darf.

Das Forsthaus.

(Schauspiel in drei Akten von Hieronymus Lorm.)

Es liegt ein eigentümliches Geheimnis um das Schreiben sogenannter „guter" Theaterstücke gebreitet. Derbe, schwielige Hände, die den Blütenstaub der Poesie so wenig vertragen können wie Bauern feine Glacéhandschuhe, finden meistens den rechten Griff und Schick und erarbeiten sich im buchstäblichen Sinne des Wortes den klingenden Erfolg des Tages, während das feine, sinnige und wählerische Talent, das sich zaghaft erst fragt, ob es mit seinem Gewissen vereinbar sei, irgend einem, selbst dem unschuldigsten Effekt eine psychologische Wahrheit zu opfern, unsicher wandelt, strauchelt und endlich auch zu Boden fällt. Es ist dies der Fall mit der jüngsten dramatischen Arbeit Lorms, eines Schriftstellers, der in mehr als einer Novelle Tiefsinn und Grazie, liebevolles Erfassen der Menschennatur neben feingearteter Gestaltungskunst bewiesen hat, und nun, da er mit einem größeren Anlaufe den heißen Brettern des Theaters sich naht, die Erfahrung machen muß, daß der seiner Geschicklichkeit bewußte Handwerker sicherer auf seinen breitspurigen Stiefeln einherschreitet, als er, der kritisch geschulte und mit zartem Tastvermögen ausgestattete Künstler. Nicht als ob wir hiermit Herrn Lorm jedes dramatische Talent absprächen. Es kommen in seinem Schauspiele „Das Forsthaus" Szenen vor, die jene Handwerker nie und nimmer zu produzieren imstande sein werden; eine Fülle von feinen Seelenzügen, dazu ein Dialog, der überall den wahrhaften Schriftsteller verrät, ist durch das Stück ausgestreut — und doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß all dies das Stück vor Mißgeschick nicht bewahrte, dem es auch seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht entrinnen konnte.

Lorm baute sein „Forsthaus" auf dem Grunde einer



Novelle auf, die von ihm selbst herrührt, und schon das war nicht gut. Will man schon dramatisch bearbeiten, so greife man keck und frisch in das erste beste Eigentum, wie es die große Kaufmannsfrau an der Spree so vortrefflich versteht, über sein eigenes muß man die Worte schreiben, die im Jahre der Wiener Revolution über so manchem Laden und Hause zu lesen waren: Heilig ist das Eigentum. Es bleibt nicht ungestraft, wenn man sich an sich selbst vergreift; der Gewinn, den man in die eine Tasche steckt, fällt aus der anderen heraus. Die Novelle Lorms ist durchweg episch gegliedert; Figuren und Zustände entwickeln sich episch, alles ist darauf angelegt, um erzählt zu werden. Das würde nun freilich nicht den Ausschlag geben. Aber dann mußte der Dichter mitleids- und erbarmungslos mit seinem eigenen Werke verfahren; er mußte den epischen Grundton überwältigen und mit starker Hand alles wegschneiden, was einem dramatischen Gewebe im Wege stand; er mußte sein eigenes Kind verleugnen. Der feine Künstler, und wir sehen einen solchen in Hieronymus Lorm, kann und darf dieses selbstmörderische Attentat nicht so leicht ausführen; er wird auf halbem Wege an sich irre. Was er aus der Tiefe seiner schöpferischen Phantasie episch gestaltet, das läßt sich nicht im Handumdrehen dramatisch umbilden. Kann ein Dichter, wird er nicht schon aus väterlicher Vorliebe manches beibehalten und wertschätzen, was mit unbedingter Notwendigkeit entfernt und weggeschnitten werden mußte? . . . Und das läßt sich leider Schritt für Schritt an dem Lormschen Schauspiel „Das Forsthaus“ beobachten. Wir wollen als Beleg dessen Inhalt skizzieren.

Es ist die Zeit des westfälischen Königreiches und der Phrase jenes königlichen Bonvivant von Napoleons Gnaden, dessen „lustik, lustik“ in den damaligen Jammer der tiefsten Erniedrigung Deutschlands so schauerlich klingt. Der Dichter führt uns in ein einsames Forsthaus. Valerian Bienrode,

königlicher Forstmeister, gehört jenem unsichtbar wirkenden Bunde an, der in Schills Erhebung, in dem tollkühnen Zuge des Herzogs von Braunschweig mit seiner schwarzen Legion und später in Lützows verwegener Jagd einen so mächtig nachhallenden Protest gegen Napoleons Vergewaltigung aussprach. Valerian ist mit einem adeligen Fräulein halb und halb verlobt; die Augen wohldienerischer Spionage, die damals in Deutschland und besonders in dem neugebackenen Königreiche Westfalen sich den fremden Eroberern zur Verfügung stellte, ruhen auf ihm. Von Stunde zu Stunde kann er gewärtig sein, daß ihn der Herzog von Braunschweig zu sich ruft; er darf aber auch erwarten, daß die Angeberei ihn vor den Richter ruft, und dann ist sein Schicksal besiegelt. In diesem Augenblicke trifft Christine, seine Geliebte, auf dem Forsthause ein. In der Verkleidung einer Bäuerin ist sie ihrer hochadeligen, an Jeromes Hofe hochbeliebten Familie entflohen, um den Mann ihrer Wahl aufzusuchen. Von Gefahren bedrängt, des nächsten Augenblickes nicht sicher, schlägt ihr Valerian vor, sein Weib zu werden, und sei es nur durch die im Königreiche Westfalen gültige Zivilehe. Sie willigt ein. In demselben Momente kommt an Valerian die drängende Mahnung, zum Herzog von Braunschweig zu eilen, der mit seinen Scharen unweit Halberstadt bereit steht. Er muß dem Rufe folgen, und er muß sich von der Geliebten, die noch nicht sein Weib geworden ist, mit blutendem Herzen losreißen. So weit der erste Akt.

Schon hier spielt das novellistische Element eine gar zu hervorragende Rolle. Was sich lebendig vor unseren Augen abspielen und entwickeln soll, wird in langatmigen, sich stets wiederholenden Dispositionen — erzählt, und eine gewisse Monotonie will den Zuschauer trotz der bewegten Handlung nicht verlassen.

Valerian hat das Forsthaus verlassen; indessen hat ihn sein Geschick ereilt. Die Spione haben ihn ausfindig ge-

macht; er ist gefangen genommen worden und sieht nun einem unabwendbaren Geschicke entgegen. Und nicht Fremde werden zu Gericht über ihn sitzen, Deutsche selbst sind es, die sein Blut verlangen. Ottomar Freiherr v. Drehwitz-Glühstern, einer von König Jeromes Satelliten, eben derselbe, aus dessen Familie die Verlobte des Forstmeisters, Christine, stammt, der dieses Mädchen selbst liebt, hat sich dazu hergegeben, der Henker seines Landsmannes, weil Nebenbuhlers, zu werden. In Begleitung von Gendarmen und Soldaten kommt er auf dem einsamen Forsthause an, wo die beiden Frauen, die Mutter Valerians und dessen Geliebte, in Angst und Zagen der nächsten Zukunft entgegenbangen. In einer sehr lebendig und energisch gehaltenen Szene fordert er Christinen als sein Eigentum zurück; als sie sich aber in strenger Zurückweisung seines Antrages weigert, ihm zu folgen, legt er in schamloser Rücksichtslosigkeit seine eigentlichen Absichten, die dahingehen, seinen Nebenbuhler ganz unschädlich zu machen, bloß. Er läßt Hausdurchsuchung anordnen; selbstverständlich findet er alles, was er sucht. Die Papiere Valerians sind hochverräterischer Natur, das unbedeutendste davon ist danach, seinen Kopf dem Henkerbeile verfallen zu machen. Nur ein Mittel gibt es, Valerian zu retten. Christine muß sich für ihn opfern, indem sie dem Baron Glühstern ihre Hand reicht. Nur unter dieser Bedingung will er die hochverräterischen Papiere vernichten. Christine schwankt, aber schon das Schwanken ist halber Entschluß. Valerian wird gerettet werden.

Hier liegt unseres Erachtens der Kardinalfehler des Stückes, und ihn hat zumeist die Novelle verschuldet. Allem Anscheine nach hat der Dichter in seiner Erzählung den Konflikt in der Seele Christinens zwischen ihrer Liebe und ihrer Ehre schärfer zugespitzt. Wenn Christinen, sagt sich der Zuschauer, nichts weiter bevorsteht, als daß sie den Baron heiratet, so ist das allerdings recht traurig, aber es

ist nicht tragisch. Ihre weibliche Ehre ist dabei nicht kompromittiert, und doch scheint alles darauf hinzudeuten, daß es sich gerade um diese handelt, daß Christine bereit sein will, diese zu opfern, wenn nur Valerian gerettet wird. Statt dessen steht ihr nur die Ehe, allerdings mit dem verhaßten Baron, und dazu wieder, in zweiter Auflage, eine Zivilehe bevor. Indem sich der Dichter, aus leicht begreiflichen Gründen, konventionellen Motiven unterordnete, lähmte er selbst den Gang und die Bewegung seines Stückes. Die Tragik bleibt auf halbem Wege stehen, und all die Jammerszenen, die wir zu hören bekommen, haben für uns einen bittersauern Beigeschmack, der nicht Trauerspiel und nicht Schauspiel ist.

Was nun kommt, ist uns in seiner Motivierung höchst unklar und verworren vorgekommen. Wir sind im dritten Akte. Valerian ist als Forstmeister wieder in das Forsthaus zurückgekehrt: er ist „unbeanständet" entlassen worden. Mittlerweile hat der Herzog von Braunschweig den westfälischen Truppen des Königs Jerome in einem kühnen Handstreiche empfindlichen Nachteil zugefügt, natürlich, ohne daß Deutschland befreit worden wäre. Valerian findet das Haus wie ausgestorben. Da tritt ihm Christine entgegen, scheu, kalt und fremd. Er merkt die Wandlung, die mit der Geliebten vorgegangen; er dringt in sie, ihm zu sagen, was sie ihm entfremdet. Sie aber wird um so kälter, je leidenschaftlicher seine Sprache wird; sie besteht darauf, daß er fliehe. Da hält er nicht länger an sich, und spricht das Wort: Verrat an ihrer Liebe! aus. Aber die eigene Mutter Valerians nimmt sie in Schutz; in einer sehr schönen, dem dramatischen Talente Lorms zur Ehre gereichenden Szene tritt sie nach altdeutscher Sitte als Eideshelferin für Christine auf. Christine aber erklärt sich jetzt zum Entsetzen aller für schuldig. Um Valerian zu retten, hat sie sich in vergangener Nacht durch die Zivilehe mit dem Baron Glüh-

stern verbunden; sie ist nur gekommen, um Valerian die hochverräterischen Papiere, den Preis ihres Opfers, zurückzuerstatten. (Warum das geschehen muß, begreifen wir nicht; warum hat sie sie nicht sogleich verbrannt?) Hier mußte das Stück naturgemäß seinen Abschluß finden, die tragischen Hebel vermögen nicht weiter zu wirken, und wieder hat der Dichter aus konventionellen Gründen zu einer Auskunft seine Zuflucht genommen, die geradezu verderblich wirken mußte.

In jenem ergreifenden Momente, der die zwei Seelen für immer auseinanderreißen mußte, tritt als rettender deus ex machina ein Lustspielmotiv auf. Es ergibt sich, daß Christine allerdings durch die Zivilehe dem Baron Glühstern angetraut wurde, daß aber diese Ehe aus einem reinen — Formfehler ungültig ist. Nicht der Bürgermeister, als nach dem Code Napoleon zu dieser Funktion berechtigter Maire, hat sie getraut, sondern ein gemeiner Schurke, Bertram, der seine Tat selbst eingesteht. Das weitere Ergebnis ist nun leicht abzusehen. Christine wird jetzt aufs neue mit Valerian vermählt werden, und als sein Weib wird sie sich dem Heerzuge des Herzogs von Braunschweig anschließen, um dann nach einigen Jahren, nachdem König Jeromes Karnevalherrschaft vorüber, in das befreite Vaterland zurückzukehren.

Wir schließen, indem wir an unsere zu Anfang dieser Besprechung gemachte Bemerkung wieder anknüpfen. Es gibt viel, viel unbedeutendere, ja schlechter gemachte Stücke, als dieses „Forsthaus“ es ist; manchen unter ihnen würden einige Szenen aus diesem Schauspiele zur wahren Zierde gereichen, und schon von der Diktion dieses Stückes könnten die ihren eine sehr schöne Existenz führen. Warum gedeihen sie? Warum liegt auf ihnen der Segen einer vollen Kasse? Warum ziehen sie? Das sind Fragen, auf die uns das feine, graziöse Talent Lorms, unbeirrt und uneingeschüchtert

durch den erlebten Mißerfolg, in einer jener liebenswürdigen Novellen antworten möge, in deren Gebiete er so heimisch ist, und so duftende Blüten gefunden hat.

Wir konstatieren zuletzt, daß die Darstellung alles tat, um ihrerseits den Erfolg des Abends zu sichern. Wir nennen in erster Linie Frau Rettich als Mutter Bienrode, eine Gestalt voll rührender und ergreifender Gewalt; nur schade, daß die Rolle nicht um einige Töne bürgerlich herabgestimmt wurde, was übrigens in dieser Rolle selbst liegt. Fräulein Wolter (Christine) spielte namentlich den dritten Akt sehr schön. Markig ausgestattet war die Figur des Baron Glühstern durch Herrn Gabillon, der auch in seiner äußeren Repräsentation sich sehr vorteilhaft bewies. Herr Sonnenthal (Valerian) nahm sich seiner Partie mit der ihm eigentümlichen, hier und da etwas übertriebenen Gefühlswärme an, Herr Lewinsky gestaltete aus seinem Bertram ein realistisch wirksames Gebilde. Noch wollen wir der naturfrischen Leistung des Herrn Baumeister (Hauptmann Tenneberg) und des Fräulein Wetzel gedenken, die die Rolle der Gertrude recht verständig gab.

Edda.

(Drama in 4 Aufzügen von Josef Weilen.)

Mit einem aus dem Dämmerzwielicht der Romantik entnommenen Stoffe, dem „Tristan", betrat Josef Weilen vor einigen Jahren die heißen Bretter des Theaters. Trotz des unleugbaren Talentes, welches in diesem Stücke waltet und sich namentlich in der poetisch durchglühten Diktion geltend macht, konnte diese dramatische Dichtung nirgends rechten Fuß fassen. Man hatte einen Epigonen der Romantiker vor sich, der mitten in der realistischen Gaslichtatmosphäre der Gegenwart mit seinem mittelalterlich verschleierten Öl-

lämpchen verwunderlich genug sich ausnahm. Noch höher stieg die Bedenklichkeit einer wohlmeinenden Kritik, als kurz darauf wieder ein geistesverwandter Nachfolger jenes Stoffes, nämlich „Heinrich von der Aue“ erschien, ein Stück, das nicht einmal, was den inneren Fortschritt betrifft, mit dem „Tristan“ sich messen konnte. War Josef Weilen also in der Tat ein Romantiker geworden? Nun, der Dichter der „Edda“ gibt in dieser seiner neuesten Arbeit die beste Antwort. In diesem Stücke, in der Wahl des Stoffes, in den Gestalten, in der Sprache ist ein so merkwürdiger Fortschritt, ein so entschiedenes Verlassen der früher betretenen Pfade, ein so ersichtliches Symptom wiedergekehrter Gesundheit erkennbar, daß sich schon hieraus das wirkliche Talent und die bedeutende Begabung des Dichters manifestiert; denn nur das gesunde Talent hat Entwicklungsstadien und jene Momente der Selbsterkenntnis und Umkehr, ohne die kein Schaffen möglich ist.

Schon der Stoff der „Edda“ illustriert auf das günstigste die innere Wandlung, die indessen mit dem Poeten vorgegangen. Das ist nicht mehr romantisches, aus mattgeschliffener Ampel kommendes Dämmerlicht, das ist die wilde Beleuchtung des Dreißigjährigen Krieges, jenes furchtbaren Schlachtenepos, auf welches ein mehr als hundertjähriges nationales Elend in seiner nacktesten Prosa gefolgt ist. Diese Umkehr ist schon jedenfalls ein bedeutender Fortschritt, der noch dadurch gesteigert wird, wenn man sieht, mit welcher Energie der Dichter das Kolorit und die Figuren dieser Zeit behandelt, die doch so himmelweit von jener entfernt liegt, in der sich sein Talent so heimisch gefühlt hatte.

Wir sind im ersten Drittel jener grauenhaften Tage; die Kriegsfurie rast durch Deutschland; nur ein stiller abgelegener Fleck Landes ist bisher noch verschont geblieben. Das ist Ostfriesland, jenes Stück deutschen Bodens, wo Land und Meer ineinanderfließen und der beständige Kampf mit

dem tückischen Elemente ein Geschlecht erzeugt hat, dem der Besitz der mühsam errungenen Scholle über alles geht, Menschen voll trotzigen Freiheitssinnes und ungebändigter Selbständigkeit.

Im Hause des Ratsherrn Marten Kielholt soll eben Hochzeit gefeiert werden, die Gäste stehen bereit, der Zug will sich in die Kirche bewegen. Da kommt die ungeheuerliche Nachricht vom Einbruche eines feindlichen Kriegshaufens in das friedliche Dorf. Kaum findet der Bote Glauben, so folgt ihm die Bestätigung der Nachricht auf dem Fuße. Schon ist das Dorf umringt, schon wird gesengt und geplündert. Der Hochzeitszug stäubt auseinander; der furchtbare Karpezan, Oberst und Kommandant von Freischaren, selbst ist gekommen. Der wilde Kondottiere hat große Dinge vor; es ist die Zeit, wo „Kronen durch die Welt fliegen“, und auch er will eine erringen; das herrenlose Ostfriesland soll seine Kriegsbeute werden. Wozu das Schwert nicht ausreicht, das soll das Lächeln seines schönen Weibes, das er aus weiter Ferne zu sich beschied, bewerkstelligen. So endet der erste Akt, eine Exposition, die in ihrer wuchtigen Gedrungenheit, in der Schilderung der hereinbrechenden Soldateska und in dem düstern Kolorite nach unserer Ansicht die beste Partie des ganzen Schauspiels bildet.

Im Hause Marten Kielholts, des Ratsherrn, lebt dessen Schwester Ersabé still und verachtet, denn sie hat in ihrer Jugend Schande auf ihr Haus gehäuft, indem sie ihre Mädchenehre verlor. Sie glaubt in der Frau des Obersten Karpezan — ihr eigenes Kind zu entdecken, das ihr vor Jahren geraubt worden war; das Kind hieß Edda. Die Oberstin selbst fühlt sich, seitdem sie auf friesischem Boden steht, wundersam bewegt; sie steht unter dem tellurischen Einflusse ihrer Heimat. Sie klagt, daß sie nie eine gehabt, daß ihr Gatte sie nie geliebt, daß er sie nur als Aufputz seines Ehrgeizes betrachte. Innere Stimmen schreien ihr zu, sich nicht zum Werkzeuge

der Unterdrückung dieser Friesen gebrauchen zu lassen. Da kommt Ersabé und verrät ihr das Geheimnis ihrer Geburt. Sie glaubt nicht daran; sie stößt es mit Verachtung zurück. Aber die Stimme der Natur tönt immer mächtiger; ein einfaches Friesenlied, das hinter der Szene ertönt, reißt urplötzlich alle Schleier von ihrer Erinnerung; das Lied hat sie einmal gehört, sie weiß nicht wo, aber das fühlt sie, sie ist eine Friesin und muß zu ihrem Volke halten. Und weil Karpezan die Friesen für feige hält, so will sie ihm beweisen, daß dem nicht so ist; sie wird ihn zwingen, ihr Volk zu achten.

In diesem Akte, so wirkungsvolle Schönheiten er immer bietet, liegen knapp neben den Vorzügen auch die Schwächen, meistens psychologischer Art, gelagert. Hier hat die alte Romantik, oder ich weiß sonst nicht was, Herrn Weilen einen argen Streich gespielt. Zuerst das befremdende, durch nichts motivierte mysteriöse Ahnen, von dem sich Edda überwältigt fühlt, dann das etwas mühsam herausspintisierte Pathos, daß sie die neuerwachte Liebe zu ihrem Volke höher stellt, als die zu ihrem Gatten. Das ist wenig psychologisch, und selbst wenn man dies nicht zugibt, wenig ethnographisch richtig. Der deutsche Volkscharakter hat nicht die Elemente in sich, um Jeanne d'Arc oder Mädchen von Saragossa zu erzeugen; das ist, wie gesagt, etwas mühsam erdacht. Edda will ihrem Manne beweisen, daß ihr Volk nicht feige ist, daß es sich wehren wird. Ist das im Grunde nicht kindisch? Sie, die die Leiden ihres Volkes bemitleidet, weiß sie denn, daß es den Kampf mit den wilden Horden bestehen wird? Und wenn es unterliegt? Dann war sie ja, gleichsam einer Wette zulieb, grausamer und schuldiger als ihr Mann!

Wir bitten dem Hervorheben dieser Schwäche keine kleinliche Marotte unterlegen zu wollen; ist sie es doch, die auch in den nächstfolgenden Akten bedeutende Konsequenzen

nach sich zieht. Im dritten Akte, unstreitig dem effektvollsten, finden sich die Friesen in heimlicher Nacht zur Verschwörung ein; sie wollen sich von ihren Bedrückern befreien. Edda belauscht das nächtliche Werk; sie ist mit ihrer Mutter, die sie endlich erkannt hat. Aber nun hat die Mutter nur Worte der Anklage gegen das wiedergefundene Kind; kann Edda, die Gattin des Wüterichs, ihr Kind sein? Da hebt die Beratung an, es wird blutiger Kampf mit den Drängern beschlossen. Da kommt die Nachricht: sie sind überfallen, die Soldaten Karpezans sind in der Nähe! In diesem Momente fliegt Edda herbei. In geflügelten Worten mahnt sie die Männer zur Ausdauer; ihr sollen sie folgen; sie will sie zum Kampfe führen — gegen ihren eigenen Gatten, an dem sie zur Verräterin geworden ist!

Was wir hier erzählt haben, ist mit großer Lebendigkeit in Szene gesetzt; der Zuschauer fühlt sich von der Schlag auf Schlag niederfallenden Wucht des Spieles fortgezogen, und es ist ein neuer Beweis für die bedeutende Begabung des Dichters, daß ihm dieses gelingt, während uns die etwas fremdartig angelegte Motivierung fortwährend in den Ohren summt.

Mit diesem Akte hat überhaupt das Stück seinen Höhepunkt erreicht; was darauf folgt, fällt merklich gegen das frühere ab.

Der vierte Aufzug zeigt das ganze Land im vollen Aufruhr. Noch hält sich Karpezan mit seinen Regimentern; er fürchtet nichts von den Rebellen. Da bringt ihm sein Quartiermeister Jan (eine der prächtigsten Figuren des Stückes) die Nachricht, daß Edda, des Obersten Gattin, selbst an der Spitze der Aufständischen stehe. Er und die Soldaten fordern Kriegsgericht über die Schuldige. Natürlich will Karpezan das Ungeheuere nicht glauben. Da kommt Edda selbst. „Spricht dieser Mann wahr?“ fragt er sie. „Er spricht wahr!“ antwortet sie mit fester Stimme. Da bricht

der Zorn des wilden Quartiermeisters und der Soldaten flammend aus; sie wollen zur Stelle an der Verräterin ein Exempel statuieren. Nur mit Mühe hält sie Karpezan zurück. Nun folgt eine Szene, die nach der Intention des Dichters wohl die bedeutendste des Stückes hätte sein sollen, es aber nicht geworden ist. Der Grund ist einfach der, daß sich das sonderbare Motiv, warum Edda zur Verräterin an ihrem eigenen Gatten geworden, erst jetzt in seiner ganzen Schwäche zeigt. Karpezan fragt sie: „Warum hast du mich verraten?“ Und sie antwortet darauf: „Weil du meine Friesen, mein Volk feige genannt hast.“ „Bist du eine Friesin?“ fragt er sie erstaunt. „Ich bin ein Kind dieses Volkes,“ sagt sie. Und mit Recht entgegnet er ihr: „Gibt dir dies das Recht, mich zu verraten? Die Gattin ihren Mann?“ „Ja, den Mann,“ sagt sie wahrhaft sophistisch, „der mich nicht liebt!“ Wo bleibt denn das ethische Moment in der Handlungsweise der Edda? War also ihre Tat, daß sie mit den Rebellen gemeinsame Sache machte, nur par depit geschehen, weil sie sich von ihrem Manne nicht geliebt glaubt? Umsonst suchen wir hier nach einer logischen, oder richtiger psychologischen Begründung, und der Poet selbst sah wahrscheinlich erst zu spät ein, daß ihn die Absonderlichkeit seines Motivs von der Heerstraße abgebracht hat.

Auf die Rede Eddas entgegnet Karpezan im Gefühle seiner Liebe: „Ziehe hin in Frieden zu deinem Volke, unsere Wege sind von nun an geschieden.“ Da dämmert es in Edda wie Gewißheit auf, daß dieser harte Mann sie dennoch liebt; nun will sie ihn nicht verlassen und hat ihm doch den Aufruhr auf den Hals gehetzt. Aber es ist zu spät. Die Soldaten, den wilden Jan an der Spitze, stürzen herein; sie begehren Kriegsgericht; die entfesselte Wut läßt sich nicht mehr zurückdämmen. Diese Szene ist mit eine der bestgearbeiteten des Stückes. Karpezan kann die Wütenden nicht mehr zurückhalten; er will sein Weib mit seinem Leibe schützen.

Währenddem wälzt sich der siegreiche Aufruhr dem Hause näher und näher. Jetzt erst erkennt Edda die tiefe Liebe ihres Gatten. Indem er sie gegen den andringenden Jan schützen will, wird er von diesem meuchlings erstochen. Edda stürzt an seiner Leiche zusammen, aber ihr Volk hat gesiegt, ihr Vaterland ist gerettet!

Wir konnten nur in flüchtigen Zügen dieses Grundgebrechen im Baue des Hauptcharakters andeuten. Etwas mehr Einfachheit und Innerlichkeit, etwas weniger Dialektik im Pathos desselben, und aus der Edda hätte sich eine Gestaltung bilden lassen, die auch die Katastrophe des Stückes besser überdauert hätte. Resümieren wir jetzt, wie sich uns schließlich das Schauspiel Josef Weilens mit all seinen Vorzügen und Fehlern gibt, so müssen wir sagen, daß es das Werk eines ernst strebenden und starken Talentes ist, dessen weiterer Entwicklung jetzt, wo ihm auf der ersten deutschen Bühne ein so ungewöhnlicher Erfolg zuteil ward, mit Interesse entgegengesehen werden kann. Der alte Romantiker in ihm ist überwunden, die „Edda“ ist der entschiedene Bruch mit der Vergangenheit. Denn wer mit so scharfem Blicke Figuren, wie den Quartiermeister Jan, und die Volksszenen des ersten Aktes formen konnte, der hat ein Auge für das Konkrete und ist nicht mehr in Gefahr, zu den blutlosen Schemen der Romantik zurückzukehren.

Wir haben bereits berichtet, mit welcher Lust, Liebe und Herzlichkeit sämtliche darstellende Kräfte des Burgtheaters für die treffliche Darstellung der „Edda“ eintraten. Jeder von den Mitwirkenden schien von der Absicht beseelt, das Werk des heimischen Dichters, das eine so interessante Vorgeschichte hat, aufs beste zu illustrieren. Nennen wir vor allem die beiden Frauen des Stückes, so muß man sagen, daß der Dichter für die Edda und für die Ersabé kaum irgendwo bedeutendere Darstellerinnen finden dürfte, als ihm das Glück in Fräulein Wolter und Frau Rettich zugeführt hat. Die Szenen

zwischen den beiden Frauen im zweiten und dritten Akte bilden die Glanzpunkte der ganzen Darstellung. Der Karpezan des Herrn Josef Wagner war voll Leben und Bewegung. Eine Gestalt wie ein Holzschnitt aus dem Bilderbuche des Dreißigjährigen Krieges, markig, wahr und bis ins kleinste Detail anmutend war der Quartiermeister Jan des Herrn Gabillon; der intelligente Künstler bewies sich aufs neue in dieser Figur. Eben so tüchtig wurden der Marten Kielholt von Herrn Förster, der Soldat Simplicius von Herrn Meixner und der Dünenwächter Hennig Wulf von Herrn Lewinsky dargestellt. Der Erfolg des Abends war ein ungewöhnlicher; es läßt sich erwarten, daß seine Rückwirkung in den Wiederholungen des Stückes sich glänzend bewähren wird.

Mlle. Rachel.

I. Adrienne Lecouvreur.

Daß der Mensch sich doch gegen nichts so undankbar erweist als gegen sich selbst, als gegen seine eigenen Gefühle, seinen eigenen Enthusiasmus! Weil jene geniale Schauspielerin des Théâtre français im verflossenen Jahre mit Sturmesgewalt über alle unsere Sinne gekommen war, weil sie, die fremdartige, anfangs ganz unbegriffene Erscheinung uns eine Begeisterung abgerungen hatte, wie wir sie selbst heimischen Größen zu zollen nicht gewöhnt sind, waren wir mißtrauisch gegen uns selbst geworden, und viele hatten sich für den Fall, daß die große Darstellerin weiblicher Leidenschaft noch einmal ihren Durchzug halten sollte, mit der Resignation kühlen Bedenkens, mit den Lorgnons minutiöser Kritik gewaffnet!

Sie ist wieder gekommen, schneller als man erwartet hatte. Und die gestern Adrienne Lecouvreur wieder lieben, leiden und sterben sahen, hat der alte Zauber überkommen,

und wer irgendwie sich bedrückt fühlte von dem Vorurteil, in seinem vorjährigen Beifall zu weit gegangen zu sein, fühlte sich bald davon befreit und gab sich dem neuen, wunderbaren Eindruck wieder unmittelbar hin.

Offen gestanden, wenn wir nicht glaubten, Mlle. Rachel habe sich von der Energie des Eindrucks, den ihr vorjähriges Spiel auf deutsche Zuschauer hervorgebracht, dadurch überzeugen wollen, daß sie uns einer zweiten Probe unterwarf, wir hätten gegen dieses atemlos hastige Kommen und Gehen, gegen dieses blitzschnelle Auftreten und Verschwinden auf den Berliner, Dresdener, Prager und hiesigen Bühnen, zu dem Fulton und Watt eigens das Prinzip des Dampfes ersonnen zu haben scheinen, gar vieles einzuwenden. Es tut uns in innerster Seele leid, wenn wir ein so kostbares Talent seine physischen Kräfte verschwenden sehen, abgesehen davon, daß manche berechnende Seele im lieben Vaterlande auf den Gedanken kommt, die Reisezüge der großen Künstlerin hätten es mit Interessen zu tun, die von der Kunst bedeutend abwegs liegen.

Bleiben wir aber bei der Kunst!

Die „Adrienne Lecouvreur“ hat bei ihrem vorjährigen Erscheinen eine so nachhaltige Wirkung hinterlassen, daß wir es füglich verantworten können, nicht noch einmal in kritisches Detail über diese Leistung einzugehen.

Wenn irgend jemand sich von Bedenken gegen französische „Unwahrheit“, die ein Deutscher immer nur relativ meinen sollte, befangen fühlt, sie fallen gerade vor dieser Rolle wie leichter Nebel zu Boden. Was ist hier unnatürlich, was ist hier unwahr?

Unmöglich lassen sich tiefere, innigere Herzenslaute denken, als die aus ihrer Brust hervorkommen, wenn sie den Geliebten ihrer Seele, Grafen Moriz von Sachsen, nach mehrmonatlicher Trennung wieder bei sich eintreten sieht. Mit welch rührender Naivität legt sie ihm die schmeichelnde Hand

auf die Schulter, mit welcher Offenheit sieht ihm ihr vertrauendes Auge in das seine. „Sie kann nicht rühren, sie kann nur erschüttern“, haben sentimentale Seelen sich und uns einreden wollen. Aber der eine Moment, wenn sie dem Geliebten auf dessen Frage, ob sie ihm auf seine Ehre glaube, daß er sie liebe, mit dem überwältigend ruhigen „Oui“ antwortet, zeigt zur Genüge, was die Rachel unter „natürlicher Einfachheit“ versteht.

Unmöglich läßt sich eine ruhig ernstere Grazie denken, als mit der die Rachel, im Bewußtsein ihrer Kunstberechtigung, in den Salon der Herzogin von Bouillon tritt, und der Schrei einer sich betrogen glaubenden Seele, die Eifersucht eines Gemütes, das all sein Hoffen und Glauben auf den Geliebten gesetzt und nun plötzlich den lauernden Augen einer Nebenbuhlerin sich gegenübersieht, kann schwerlich so schneidend, so ironisch, so wahr aus einer Menschenbrust hervordringen.

Selbst der grauenhafte Vergiftungstod geht über die Grenzen des der Kunst Erlaubten nicht hinaus. Wir können mit der frivolen Intention des französischen Dichters rechten, uns einen ganzen Akt hindurch pathologische Studien machen zu lassen: der Rachel als Darstellerin kann kein Vorwurf gemacht werden.

Was aber ist in diesem Sterben, fragen wir noch einmal, unwahr und unnatürlich? Ist es dieses Flimmern und Irregehen der Augen, über die sich die Nebel des Todes bereits zu legen beginnen, ist es dieser furchtbare Aufschrei ihres am Marke getroffenen Lebens? Was ist das auch für ein Anklammern und Anschmiegen an den Geliebten, als könnte ihr sein leisester Atem ein Atom Lebens wieder geben! Wie rührend ist die von Todesschauern durchzitterte Gestalt, selbst in dem für unschön gehaltenen Winden und Krümmen.

Was ist hier unwahr, unnatürlich, gemacht? fragen wir noch einmal.

Wir denken auch nicht daran, auf den alten Streit zwischen deutscher und französischer „Naturwahrheit", zwischen unseren und den überrheinischen Ansichten über die Grenzen des Darstellbaren wieder zurückzukommen. Es ist mehr als Ahnung, es ist unsere Überzeugung, daß, was das wandelbare Pariser Volk so lange schon an den Triumphwagen der großen Künstlerin gefesselt hält, eben jene Naturwahrheit, jenes einfache Verständnis des ganzen Nationalcharakters ist, das auf die Länge, wenn es nicht wirklich auf Wahrheit beruhte, gar bald in seiner schillernden Falschheit erkannt würde. So abgewendet ist keine Nation und zu keiner Zeit dem Gesunden, Einfachen und Natürlichen, daß sie länger vor einem Götzenbilde kniete, als gerade eine periodische Mode oder Geschmacksverkehrtheit die Köpfe befangen hält. Wo aber eine Flamme sich als so intensiv erweist, da will es uns doch bedünken, daß es der Rachel gelungen, aus dem tiefsten Herzen ihrer Nation herauszusprechen, daß sie den Ton gefunden haben muß, der in jeder französischen Seele seinen Nachhall findet, daß sie endlich eine Schauspielerin ihrer Nation ist. Aber mögen Sitten, Gebräuche und Ansichten unter den Nationen noch so verschieden sein, so sehr liegen sie nicht auseinander, daß sie nicht in irgend einem rein menschlichen Punkte zusammentreffen. Der Grundton, der das Spiel der Rachel durchklingt, ist, das wagen wir zu behaupten, Naturwahrheit; sie ist es, die in den fremden Lauten so mächtig auch zu deutschen Herzen spricht. Sie mag in einzelnen Zügen dem schauspielerischen Elemente in sich Konzessionen machen, dieses auf momentane Wirkung angelegte Gebärdenspiel, diese Übergänge der Tonarten mögen „gemacht" sein — wer die Rachel in ihrem ganzen Wesen auf sich wirken läßt und sich dann gewissenhaft Rechnung ablegt: was hat dich gerührt, was bewältigt, was hat in so wunderbarer Weise dich ergriffen? muß als letztes Motiv eben: die Wahrheit, die Einfachheit, sich beantworten.

Spott und Hohn sind allezeit bereit, einer begeisterten Sprache die blasse Farbe ihrer Skepsis anzukränkeln. Wenn aber irgend einer Erscheinung die Kritik weder durch Lob noch durch Tadel die Wege bahnen oder verengen kann, so ist es die Rachel! Jeder bildet sich über sie sein eigenes Urteil und läßt darauf keinen Einfluß ausüben. Der Kritiker selbst kann über sich nicht hinaus und steht unter dem zu unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten, als daß er dem Publikum gerecht werden könnte. Wir stehen unter einem solchen Eindrucke.

Die Aufnahme der genialen Künstlerin bewies, daß man sie bei uns versteht. Darum keine arithmetischen Details über Auszeichnung und Beifall.

II. Phèdre. — Thisbe.

Welch eine Natur in dieser merkwürdigen Frau! Vorgestern als Phèdre antik im Sinne Racines, gestern romantisch nach der Ansicht Victor Hugos. Vorgestern den steifen Alexandriner des siebenzehnten Jahrhunderts meisternd, daß er wie ein schnaubender Pegasus erschien, der mit ausgespannten Fittichen begeistert und begeisternd dahin flog, gestern wieder jagend auf dem wilden Rosse der fiebernd heißen Prosa Victor Hugos! Und in beiden Rollen gleich bedeutend, gleich groß. Man hat es ein Selbstverkennen der Rachel genannt, ein sich Untreuwerden, daß sie die durch ihr großes Talent wieder gebahnten Wege des „Antiken“ verließ, um sich dem „Modernen“, auf momentane Gefühlsreizung Berechneten der Herren Dumas und Scribe, ja selbst Victor Hugo in die Arme zu werfen, aber wie mich dünkt mit Unrecht. Das eben ist das eigentlich bezwingende Element in der Rachel, daß sie Leben hinträgt, wo keines ist, oder daß sie es wenigstens ergänzt, wo es teils von dem Moderstaub des fran-

zösischen Perückenstiles oder der Übertreibung einer der Blasiertheit zu Gefallen nach jeder Unnatur, nach jeder Unwahrheit gierig greifenden Dramatik erdrückt wird. Die starren Augen der Rokokkostatuen empfangen durch sie den Glanz menschlichen Daseins, aber auch die Herren Dumas, Scribe und Hugo müssen es ihrem Geschicke danken, daß eine so gewaltige Kraft an ihre Effekte, an das Krankenlager ihrer erhitzten Gehirne tritt. Macht die Rachel aus Racine und Corneille etwas, was wir hinter ihnen nicht gesucht, beweist sie erst, daß, was wahrhaft Dichterisches unter den Allongeperücken das siebenzehnten Jahrhunderts gearbeitet, noch jetzt in seiner Schönheitsberechtigung wirken müsse, so reduziert sie auch die „Romantiker" der Neuzeit auf ihren eigentlichen Gehalt. Sieht man ihre Adrienne, ihre Thisbe, so begreift man erst, daß ihr ausführendes Talent weit über dem schaffenden dieser „Romantiker" steht. Monströse Schöpfungen, wie dieser „Angelo", im Grunde poetisch unbedeutende, wie diese „Adrienne Lecouvreur" erhalten ihre Ergänzung, ihre eigentliche Bedeutsamkeit erst durch sie. Die Adrienne und Thisbe der Rachel, und die Herren Scribe und Hugo als die Dichter dieser Rollen sind mehr als Gedanke und Tat; sie sind beides zugleich; die Rachel denkt und tut für die Herren Scribe und Hugo, sie verbessert sie.

Über die Phèdre, die wir Sonnabend sahen, wollen wir uns und den Lesern jedes Referat ersparen. Die Blätter haben schon im verflossenen Jahre die staunenswerte Leistung besprochen. Ohnehin ist das jetzige Repertoire der Künstlerin ein vorzugsweise modernes, und es muß uns vielmehr daran gelegen sein, den „romantischen" Geist, wie die Franzosen ihn verstehen, in ihr zu beobachten; denn eben über das „Antike" wie sie es auffaßt und wiedergibt, variiert die Ansicht zu sehr, als daß man mehr als sein individuelles Urteil geltend machen könnte. Die Herren Scribe, Dumas und Hugo stehen uns näher; durch unsere Repertoirs an sie gewöhnt, sind sie uns

13*

heimisch geworden, und die Leistungen der Rachel gestatten ein mehr einheitliches Urteil.

Unseren Lesern wird der „Angelo, Tyrann von Padua" ein bekanntes, vor Jahren auch auf deutschen Bühnen gesehenes Drama sein. Es ist das Werk eines merkwürdigen Dualismus: die Unnatur und der Ungeschmack haben daran ebensogut ihren Teil, als der wahrhafte Genius eines Dichters. Neben Ungeheuerlichem in der Diktion, Situation und Charakterzeichnung oft überwältigende Schönheiten, neben grauenhafter Fackelbeleuchtung die sanft heraufdämmernde Morgenröte, neben Mißgriffen große Ansätze einer genialen Kraft, neben dem schmutzigen, von falschen Effekten aufgerührten Strome oft hellrieselnde Bergquellen.

Das aber ist Herr Victor Hugo! Erst Racine und Corneille auf Tod und Leben zu befehden, mit derselben Energie aber gleich zu Shakespeare hinzueilen — und ihn zu verkennen, das macht sein Wesen aus. Aber dennoch ein Dichter!

La Thisbe ist Schauspielerin und zugleich die Geliebte des Podestá von Padua. Ihre Schönheit hat sie aus dem Volke hinaufgehoben, aber selbst an dem blutüberströmten Busen des mächtigen Gebieters ist ihre Liebe demjenigen treu geblieben, den sie, als sie noch dem Volke gehörte, zu ihrer Lebenssonne sich ausersehen hatte. Man muß die Rachel die Schicksale dieser Schauspielerin erzählen hören, wenn sie an die Worte kommt: „Non, on ne sait pas encore, que c'est une femme! un ange, qui est là, qui vous apprend à parler, qui vous apprend à rire, qui vous apprend à aimer!" um zu erfahren, welches Nervenleben, welche Erfahrung, welche Innigkeit diese Worte durchzittert. Im ersten Akte ist sie auch ganz Liebe, und das heiter-leichtfertige Element in der Thisbe ist vorherrschend. Noch glaubt sie sich von Rudolfo geliebt, noch bangt sie für sein Leben, das er, ein Flüchtling, unbekannt, unter den blutigen Fingern

des Podestá hinfürchtet. Erst der schreckliche Homodei, ein Spion des furchtbaren Rates der Zehn in Venedig, wirft den Funken der Eifersucht in ihr Gemüt, aber die Lohe bricht alsogleich hellflammend über ihrem Haupt zusammen. Homodei will ihr den Beweis geben, daß der, den sie liebt, in nächtlicher Zusammenkunft mit einer andern Frau sie selbst vergessen habe. Sie geht scheinbar gleichgültig auf diese Entdeckung ein, sie möchte jenem Manne verbergen, was sie in die namenloseste Lage gestürzt. Aber welch ein Bild in diesem geheuchelten Gleichmut, welch unheimliches Leben auf diesen lügenden Lippen, in diesen krampfhaft zitternden Händen!

Der zweite Akt bietet eine Reihe von Szenen, die das Gefühl in einer Weise foltern, wie sich fast kein Ausdruck dafür finden läßt. Katharina, die Gemahlin des Podestá, ist es, die Rudolfo liebt, und derselbe Homodei, der Thisbes Eifersucht zu erregen und zu befriedigen wußte, hat auch Rudolfo versprochen, ihm eine Zusammenkunft mit der Angebeteten zu verschaffen. Der Schreckliche hält Wort. Ohne daß Katharina darum weiß, steht plötzlich Rudolfo vor ihr. Es ist Nacht und die Liebenden verleben in wenigen Momenten ganze Jahre. Aber der Sinnenrausch währt nur kurz. Thisbe kommt. Rudolfo flüchtet in ein Nebenzimmer. Wie ein Rachegeist, in nächtiger Schönheit, tritt sie in das Gemach. Ihr erster Blick überzeugt sie sogleich, daß er hier war, daß er hier noch sein muß. Die schlafende Katharina täuscht sie nicht; sie weiß, dieser Schlummer ist erheuchelt. „Was ist das?“ fragt diese endlich, Erstaunen heuchelnd über den unheimlich nächtlichen Besuch. „Was es ist?“ antwortet die Schreckliche mit der Ironie der Wut, wie sie nicht grauenhafter gedacht werden kann, „C'est une comedienne, une fille du théâtre, une baladine, comme vous nous appelez, qui tient dans ses mains, je viens vous le dire une grande dame, une femme mariée, une femme respectée, une vertu!“ Und nun bricht das Seelengewitter der Eifersüchtigen aus;

sie überhäuft die unglückliche Nebenbuhlerin mit Scheltworten, mit Wut, mit der grausamsten Ironie; was die Sprache an Schneide erfunden hat, das schleudert sie ihr ins Angesicht, und was das Wort nicht sagt, das ergänzt die Rachel durch Stimme und Gebärde, daß der von Entsetzen ergriffene Geist nicht zur Besinnung kommt. Katharina leugnet, daß Rudolfo sich bei ihr befindet. Thisbe aber findet seinen Mantel. „Das ist also nicht sein Mantel?“ ruft sie und mit fast tierischer Gemeinheit hält sie das Kleidungsstück ihr vor die Augen. Schrecklicher Anblick! Nun, als Katharina noch immer leugnet, steigert sich die Wut Thisbes zum höchsten Punkt. Sie herrscht der Unglücklichen zu, sie möge das Gemach öffnen. „Ich habe den Schlüssel verloren“, ruft Katharina mit Beben. „Ouvrez donc!“ schreit Thisbe, und als Katharina noch immer zögert, ruft sie in dreimaligem Intervalle nach Angelo. Aber welche Menschenlaute schreien aus diesem dreimaligen „Angelo!“

In diesem Momente, den man fast nicht gesehen zu haben wünscht, breitet der bessere Genius über Thisbe seine Fittiche aus. Es ist das Kreuz, das sie rettet. An einem Kreuze, das auf dem Tische liegt, erkennt sie, daß es Katharina ist, durch die einst ihre Mutter von schimpflichem Tode gerettet wurde. „Ciel! O ma mère!“ ruft sie erschüttert aus, und von diesem Augenblicke an ist Katharina nicht mehr in Gefahr.

In der geschilderten Szene ist es zugleich die jüngere Schwester der Rachel, Mlle Rebecca, die unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nimmt. Ein echter Genius tritt uns in dieser jungen Schauspielerin entgegen, und wiewohl unverkennbar der Spielweise ihrer großen Schwester folgend, sieht man sogleich, daß das Erfassen der Rolle, die Wahrheit des Ausdruckes nicht eingelernt ist, daß das begabte Mädchen selbständig gestaltet. Ihre Zerknirschung vor Thisbe, ihr Bangen vor der Schrecklichen, sind von einer Wahrheit und Gewalt, wie sie nur ein echtes Talent zu finden weiß.

Wir müssen uns darauf beschränken, die Szenen der nächstfolgenden zwei Akte nur zu skizzieren. Dem Dichter genügte es nicht, in den vorangegangenen Szenen unsere Gefühle der schrecklichsten Folter unterworfen zu haben; seine Phantasie ersinnt neue Martern, fast grausamere als die früheren. Der finstere Angelo hat die Schuld seiner Gemahlin dennoch entdeckt; sie muß sterben. Thisbe hat den großen Plan gefaßt, ihre Nebenbuhlerin zu retten. Nichts Folternderes, nichts Grauenhafteres, als die Szene zwischen Angelo, Thisbe und Katharina! Der letzteren wird das Todesurteil angekündigt. Sie bittet um Gnade, um Aufschub; sie findet kein Erbarmen. In dieser Szene ist das Spiel Thisbes von unübertrefflicher Gewalt. Sie muß ihre Gefühle vor dem blutigen Angelo verbergen, und kann sich auch Katharinen nicht entdecken, daß sie sie retten will. Man muß dieses stumme Mienenspiel gesehen haben, um sich alles zu denken. Katharina wird von ihr, nachdem Angelo sich entfernt, überredet, einen Trank zu nehmen, der sie scheinbar vom Leben trennt. Katharina ist gerettet.

Im vierten Akte ist Thisbe nur das Weib, das nach allem, was sie getan und erlebt, nur noch zu sterben hat. Sie ist im innersten Lebensmarke verwundet; sie hat die Geliebte Rudolfos erhalten, wie will sie selbst noch ferner leben? Wie ein Trost erscheint es ihr, daß ihr noch gegönnt sein kann, von Rudolfos Hand zu sterben. Auch diese Szene gehört zu dem Ungeheuerlichsten, was je geschrieben wurde. Thisbe stachelt die Wut ihres Geliebten bis zur Raserei auf; sie entfernt jede Spur, daß sie es gewesen, die Katharina gerettet, sie steigert den Verdacht Rudolfos, daß sie es war, die Katharinen ans Schlachtmesser geliefert. Rudolfo ersticht sie. In diesem Momente erscheint die totgeglaubte Katharina. Ein Todeslächeln auf den Lippen, und Verklärung auf dem Antlitz spricht nun Thisbe: „Je vais mourir, moi. Tu penseras à moi quelquefois, n'est-ce pas? et tu diras: Eh

bien, après tout, c'était une bonne fille, cette pauvre Thisbe. Oh! cela me fera tressaillir dans mon tombeau! Adieu!“ Welch eine rührende Ruhe liegt dann über dieser zu Tode getroffenen Gestalt!

Wir wollen nichts weiter hinzufügen. Diejenigen, die der Darstellung des „Angelo“ beigewohnt, werden uns beistimmen, daß dieser Abend ein unvergeßlicher war.

An den beiden Abenden trat Fräulein Rachel noch in den beiden anmutigen Stückchen „Le Moineau de Lesbie“ und in „Horace et Lydie“ von Ponsard auf. Sie ist in beiden von einem Liebreiz, der gegenüber den tragischen Gebilden Racines und Victor Hugos um so unwiderstehlicher wirkt. Das Haus war an beiden Abenden nur mäßig besucht; es gehört nicht zur Tendenz dieses Aufsatzes, die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen.

III. Gabrielle de Bellisle.

Die Rolle, in der wir gestern die große Künstlerin sahen, ist für sie eine Art Ruhepunkt; die Flamme der Leidenschaft, die in Phèdre und Thisbe so unheimlich alle Tiefen ihres Wesens beleuchtet, brennt in Gabrielle mild und freundlich, und nur in einigen Szenen wird man daran gemahnt, daß aus dieser im leichtesten Konversationstone dahinrollenden Sprache Gewitter tönen können, die das Gemüt in Angst und Schrecken versetzen.

Die Leser kennen diese „Mlle. de Bellisle“ aus der deutschen Übersetzung; die Titelrolle war auch für unsere Schauspielerinnen lange Zeit eine dankbare, und wir erinnern uns noch lebhaft des Eindruckes, den Mad. Peche vom Burgtheater durch ihr sinniges, feines Spiel vor Jahren auf uns machte. Das Stück selbst ist eine der besten Arbeiten des nach Memoirenschablonen so leicht fabrizierenden

Dumas; durch und durch von französischer Frivolität moussierend, ist es geschickt und spannend angelegt, ja einige Szenen darin erheben sich zu einer dramatischen Abrundung, wie sie selbst der sonst in Knalleffekten so glückliche Dumas nicht immer zu finden weiß.

Der erste Akt dieses Konversationsstückes bietet der Rachel wenig mehr, als Gelegenheit, sich durch eine wahre „Noblesse" ihres Wesens bemerkbar zu machen. Aber sie macht sich doch bemerkbar. Neben dieser frivolen Marquise, diesem liebenswürdig sein sollenden Duc de Richelieu glänzt die edle Gestalt, das feine Antlitz, die geschmackvoll-einfache Toilette der Rachel um so heller. Gabrielle ist da nur das schüchterne Mädchen aus der Bretagne, das gekommen ist, die mächtige Fürsprache der Herren vom Hofe für die Befreiung ihres Vaters und ihrer Brüder aus der Bastille in Anspruch zu nehmen. Das eigentliche Wesen in Gabrielle, der Aufschrei gekränkter Jungfräulichkeit tritt erst in der Szene mit ihrem Bräutigam ins hellste Licht. Es ist das nicht mehr das flehende, milde Mädchen aus der Provinz, dem jeder Begegnende, der ein freundliches Wort an sie richtet, als ein Engel in der Not erscheint; die Gefahren einer von schändlichen Intrigen umsponnenen Seele geben ihr wieder Menschenlaute, wie sie nur sie zu finden weiß; im Gefühle ihrer Unschuld weist sie den Verdacht ihres Bräutigams mit der edelsten Entrüstung von sich, und sprächen alle Beweise gegen sie, dem Ausdrucke *dieser* Miene, der Ergriffenheit *dieses* Wesens müßte man Glauben schenken. Die darauf folgende Szene mit dem Herzog, aus dessen Munde sie die Verleugnung des gegen sie gerichteten Bubenstückes erfahren will, gehörte zu den wirksamsten. Mit fliegenden Worten, mit der Ungeduld einer nach Aufklärung ringenden Seele, dabei voll edler Scham, der Tat, deren sie ihr Bräutigam beschuldigte, einen Namen zu geben, dringt sie in den Roué und will ihn zum Geständnisse bringen,

und als sie ihm, der zu frivolen Wortspielen seine Zuflucht nimmt, mit den Worten entgegentritt: „Vous mentez, Mr. le duc!“ da ist es wieder die Rachel, die ganze Rachel, die in angeborener Hoheit, in der ganzen Fülle ihres großen Talentes, mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit uns überkommt. Wie rührend schön erscheint sie nun in der darauf folgenden Szene. Ihr Bräutigam will trotz des eben gehörten Gespräches mit dem Herzoge an ihre Unschuld nicht glauben; sein Argwohn ist im Gegenteil noch gesteigert worden. Eine entsetzliche Angst malt sich in ihren aufgeregten Zügen; sie kann nicht überzeugen, sie kann nur flehen. Raoul reißt sich von ihr los, sie aber unter der Wucht des schrecklichen Verdachtes, der nun ganz vor ihr ausgesprochen ward, verwehrt ihm den Ausgang. „Vous ne sortirez pas d'ici!“ ruft sie mit erschütternder Stimme. Es war das ein schöner Moment!

Es erscheint untunlich, wenn man von der Wirkung einzelner Ausrufe, von den Lichtblitzen mancher geistreichen Wendungen und Auffassungen, wie sie der Rachel so geläufig sind, in der Erinnerung sich Rechenschaft ablegen soll. Das Bild läßt sich nicht festhalten, und man läßt mutlos die Feder sinken. Auch der fünfte Akt, der die Unschuld Gabriellens glänzend rechtfertigt, bietet ihr Stoff zur vollsten Darstellungskraft. Die Szene, als ihr Raoul gesteht, er müsse sich infolge der mit dem Herzog eingegangenen Spielpartie erschießen, ergriff durch die Wahrheit ihres Spiels, durch die ängstliche Erregtheit ihres Wesens. Welch eine neue, fast ungekannte Art des Fragens, wenn sie aus dem Munde ihres Bräutigams ein- und zweimal hören will, daß die Ministerkrisis am Hofe vorgegangen, und wenn sie endlich, nachdem sie sich überzeugt, daß die Gefahr von ihrem Haupte abgewendet, in ein fast ängstliches Entzücken ausbricht!

Wir haben bisher von den übrigen Darstellern nur wenig gesprochen. Wo aber nichts ist (Fräulein Rebecca

Felix und in einigen Stücken auch ihren Bruder Raphael nehmen wir aus) — da hat auch die Kritik ihr Recht verloren. Man spricht uns immer so viel davon, französische Schauspieler seien auf dem Boden des Salons so heimisch, als wären sie dort geboren. Das haben wir nun eben nicht gesehen. Dieser Herzog von Richelieu und diese Marquise! — das Faubourg St. Germain war wahrlich nicht ihre Wiege.

Fanny Janauschek.

Wenn wir nicht irren, so sind es ungefähr zehn Jahre, daß die Künstlerin, deren Name an der Spitze dieses Artikels steht, die „heißen" Bretter des Burgtheaters zuerst betrat. Wir sagen mit Bedacht: „heiße Bretter", denn damals bewiesen sie sich für die Debütantin sowohl als für die Direktion selbst nicht einladend genug, um der ersteren eine bleibende Wohnstätte für die Entwickelung ihres Talentes anzubieten. Fanny Janauschek hatte sich damals noch nicht selbst gefunden; aus den Räumen des Burgtheaters nahm sie nichts mit sich, als die Erinnerung, der ersten deutschen Bühne für einige Abende angehört zu haben. Sie nahm den Wanderstab zur Hand, vielleicht mit dem halb unbewußten Entschlusse in der Seele, einmal ganz anders wiederzukehren. Und Fanny Janauschek hat sich Wort gehalten.

Eine bedeutende, ja in gewissem Sinne große Schauspielerin steht vor uns, und aus der unentschiedenen „Liebhaberin", die wir vor zehn Jahren vor unseren Augen hatten, hat sich ein mächtiges Talent für die Tragödie herausgebildet, dem zur dauernden Unterlage vielleicht nur eines fehlt: die Genialität.

Aber Genialität läßt sich nicht erobern und nicht geben,

die ist ein Strahl providentieller Offenbarung, die in einen Spalt des menschlichen Gehirnes fährt und daselbst jene wunderbare Welt von Gestaltungen beleuchtet, vor deren unbegriffenem Walten wir staunend dastehen. Der Stempel dieser Genialität ist allerdings nicht auf Fanny Janauscheks Stirne gedrückt worden — dafür hat Fanny Janauschek etwas anderes erhalten: die überlegene Verstandesschärfe, die unbeirrt und ungestört von, fast möchten wir sagen, elementaren Eingebungen, an die Gestalten, die sie schaffen soll, herantritt, die mit Bewußtsein und im Besitze einer mächtigen Willenskraft das Ganze bewältigt, die der beabsichtigten Wirkung so überaus gewiß ist wie ein geübter Pistolenschütz, der den Punkt in der Scheibe genau angibt, den er treffen will. Mit dieser stets sicher gehenden Verstandesschärfe wußte sie zugleich jene Hindernisse zu besiegen, die ihr die Natur selbst in den Weg gestellt hat; sie muß mit demosthenischer Beharrlichkeit daran gearbeitet haben, um ihrem etwas spröden Organe jenes tragische Timbre zu verleihen, welches sich in ihrem Rollenfach so überaus effektvoll bewährt. Wenn man dem Aufleuchten des genialen Blitzes mit angehaltenem Atem folgt — so hat dagegen das Anschauen der ruhig aufsteigenden Flamme etwas Beschwichtigendes und Befriedigendes. Wenn man Fanny Janauschek mehrmals gesehen hat, so sagt man sich freilich: Die Gestalten, die sie mir vorgeführt hat, sind von des Gedankens Blässe angekränkelt, sie haben auf mich nicht mit der vollen Wucht der Unmittelbarkeit gewirkt, der Verstand hat dabei mehr als die elementare Kraft, die Überlegtheit mehr als der volle Strom der Empfindung seinen Anteil! Dennoch fühlt man sich genötigt, sogleich hinzuzusetzen: Und trotz dem allen ist ihr Spiel von einer Kraft, die die höchste Achtung einflößt, und man kann ihre Schöpfungen sobald nicht vergessen.

Es ist nach dem Gesagten leicht erklärbar, warum das

Talent der Künstlerin in seiner Weiterbildung sich dem sogenannten Realismus zugewandt hat. Man hat ihr namentlich in der „Medea“ die Vorbilder neufranzösischer Schauspielkunst nachgewiesen, die allerdings, was das Photographieren der nackten Wirklichkeit betrifft, das Größte leisten. Dieser Vorwurf ist auch nicht ganz unbegründet, aber er trifft nur teilweise zu. Die Logik, nach welcher Fanny Janauschek zu Werke geht, läßt sie zwar hier und da die Rachel und Ristori nicht vergessen, aber ihre Selbständigkeit gibt sie trotzdem nicht gefangen. Es ist eine deutsche Tragödin, die vor uns steht, der wir einen der vorzüglichsten Plätze in jenem illustren Cercle anweisen möchten, in welchem Julie Rettich als die erste ihres Faches glänzt.

Wir haben Fanny Janauschek bisher in drei Rollen gesehen; in allen dreien trat die oben bezeichnete Individualität der Künstlerin sicher und vollendet aus dem Rahmen heraus. Als Medea wie als Iphigenia und Gräfin Orsina, immer war es ein bedeutendes Bild von großen Dimensionen, vortrefflich in der Zeichnung, wenn auch von einer gewissen Monotonie in der Farbe. Es unterliegt keinem Zweifel, welcher dieser Schöpfungen unser Publikum seine lautesten Sympathien entgegentrug. Es war die Medea. Man kann dieses Gebilde skythischer Weiblichkeit nicht gewaltiger gezeichnet denken, wie es hier geschieht. Da ist keine weichliche Vermittlung, keine Transaktion mit der Sentimentalität, — der volle Gehalt einer wilden und grandiosen Persönlichkeit tritt uns entgegen, die vom ersten bis zum letzten Momente aus dem Ganzen heraus geschaffen und nicht musivisch, sondern wie aus einem Blocke gearbeitet und angelegt ist. Das ist der Hauptvorzug dieser Gestalt, und er geht eben aus jener Verstandeskraft der Künstlerin hervor, die wir als das charakteristische Merkmal ihres großen Talentes bezeichnet haben. Selbst in den Momenten höchster Leidenschaft läßt sie das Gesetz nicht vermissen, dem sie als

bindender Richtschnur folgt: es ist das Gesetz der Selbstbeherrschung und des Maßes.

Zu dieser Rolle bringt die Künstlerin eine Individualität mit, wie sie der Dichter nicht geeigneter sich wünschen konnte. Das tiefliegende, dunkle Auge, der sonore Alt, der in seiner Mittellage etwas gebrochen tönt, die mittelgroße Gestalt, das Geheimnis des Hohns und der Ironie — all das vereinigt sich, um ihr in dieser Schöpfung hilfreich zur Seite zu stehen.

Es ließe sich psychologisch nachweisen, daß, wie die Natur keinen Sprung macht, auch die ausgesprochene Individualität einer Schauspielerin, wie Fanny Janauschek ist, sich nicht proteusartig offenbaren kann, und so kam es, daß in den Adern ihrer Iphigenia jene Blutkügelchen rollten, die in Medeas Wesen einen so furchtbaren Brand entzündet hatten. Eine derartige Gestaltung ist offenbar gegen den Goetheschen Genius. Andererseits mußte man sich aber gestehen, daß diese holdeste Schöpfung dadurch eine Eigentümlichkeit in hervorstechender Natur erhielt, daß sie dadurch von allen bisher gesehenen Iphigenien unterschieden wird. Ihr ist die Iphigenia eine strenge, herbe, keusche Jungfrau, der mitten in ihrer skythischen Umgebung, unter fremden Leuten, ein Teil der zärtlichen Weichheit verloren gegangen ist. Sie ist aus Tantalus' Geschlecht, das gewohnt ist, mit den Göttern zu grollen und die Faust gegen die Bewohner des Olymps zu ballen. Die Tochter einer solchen Dynastie — so ist wahrscheinlich die Auffassung der Janauschek — ist nicht aus weichlichem Tone; und demgemäß nimmt sie auch ihre Iphigenia strenger und herber, als es die gewöhnliche Auffassung gerne zugibt. Eine Meisterin in der Deklamation Goethescher Verse, wußte sie jene Stellen, in denen der goldene Strom dieser wunderbaren Dichtung am breitesten einherwogt, bewunderungswürdig zu sprechen und zu spielen. So die große Erzählung vom Unglück der Tan-

taliden, so namentlich das Parzenlied, das sie mit einer Vortrefflichkeit wiedergab, die nahezu den höchsten Maßstab der Beurteilung herausfordert. Sie spricht die erhabene Ode, eines der schönsten Stücke Goethescher Dichtung, mit fast visionärem Ausdrucke; die ersten Strophen fallen ihr, wie eine Erinnerung an das von der Amme Gehörte, ins Gedächtnis; erst in den letzten erhebt sie sich zum vollen Bewußtsein und die Worte:

> Denn die Unsterblichen
> Lieben der Menschen
> Weitverbreitete, gute Geschlechter usw.

klangen so voll und siegesbewußt, als sollten sie geradezu an die ehernen Tore des olympischen Götterpalastes antönen.

Es stand zu erwarten, daß das so sicher angelegte Talent der Künstlerin in der Rolle der Gräfin Orsina Weg und Steg finden würde, um diesem mit Lessingscher Originalität ausgestalteten Charakter volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Und wieder war es die aus dem Ganzen geschaffene Gestalt, diese Signatur selbständiger Individualität, die uns mit hoher Achtung vor dem Talente des Fräuleins erfüllte. Dennoch möchten wir nicht behaupten, daß diese Rolle zu ihren Glanzpartien gehört. Stark und bewältigend in der Szene mit Marinelli, wo sie sich wieder als Meisterin der Ironie bewähren konnte, ließ sie jene funkelnden Lichter vermissen, jene geistreichen Pointen der Dialektik, wie sie der Lessingsche Genius so reichlich über diese Gestalt ausgegossen hat. Man kam zuweilen über den Eindruck des Studierten nicht hinaus, und in der Unterredung mit Odoardo Galotti fehlten für uns der unmittelbar aus einem zerrissenen Gemüte kommende Ton und die leidvolle Innigkeit.

Fassen wir schließlich das Endurteil über die bühnische Erscheinung dieser Künstlerin in wenigen Worten zusammen, so muß es unbedingt dahin lauten, daß Fanny Janauschek zu den bedeutendsten Tragödinnen der Gegenwart gehört.

Ob sie aber wohl daran tut, jenes Virtuosenleben zu kultivieren, das sie im Laufe eines Jahres von einem Ende Deutschlands zum andern führt. Das ist ein Punkt, den wir, offen gestanden, beklagen und im Interesse ihrer hohen Begabung gerne geändert wünschten.

Literatur und Leben.

Schnock.

(Ein niederländisches Gemälde von Friedrich Hebbel.)

Schnock! Welch ein sonderbarer, bedeutsamer Name das ist! Schon der Name ist ein ganzes Buch wert, und wir möchten beinahe behaupten, er hat auch das Buch gemacht. Schnock! Wenn unter dem Aushängeschild dieses Titels nicht etwas verborgen liegt, was unwiderstehlich auf die Lachmuskeln wirkt, so hat die deutsche Sprache kein Wort, das komischer, drastischer und barocker klänge, als eben dieses für französische und welsche Zungen fast unaussprechbare „Schnock“.

Wollt ihr wissen, wer oder was Schnock ist? Der Dichter selbst erzählt von ihm, Schnock sei seines Gewerbes ein Schreinermeister in einem deutschen Städtchen, ein Mann, breitschulterig, von gewaltigem Körperbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Rutenstreiche versteinert zu sein schien, ein Bär mit einer Kaninchenmiene. So wird Meister Schnock vom Dichter charakterisiert, und wir haben nur hinzuzusetzen, daß nach der darauffolgenden Selbstbiographie Schnocks die Charakteristik gar nicht besser hätte gezeichnet werden können. Schnock ist

einer von jenen Menschen, denen die Natur den Leib allopathisch, die Seele dagegen homöopathisch zugemessen hat. Er hat einen Körper, der um eines Kopfes Höhe über alle hervorragt, zwei Schultern, die einen Erdball auf sich laden, und zwei Hände, die ihn wieder von sich schleudern können, aber der Mut, der in diesem Leibe wohnt, ist so klein, daß er vor einer Maus erschrickt, die quer über den Weg läuft, daß ihn eine ungeladene Pistole in Todesangst versetzt, der sich darüber kränkt, daß er nicht seiner Jugendneigung gefolgt und — Schneider geworden ist; und er wollte ein Schneider werden, weil es sprichwörtlich ist, daß Schneider keine Courage haben. Schnock ist ein Antipode Falstaffs; dieser bläht seine Tapferkeit, die er nicht besitzt, als Pfauenrad auf, Schnock schämt sich ihrer, er ist unglücklich, wenn er Courage zeigen muß. Er heiratet aus Mutlosigkeit, bekommt ein böses Weib aus Mutlosigkeit, bestiehlt sich selbst, prügelt sich selbst, leidet Hunger und Durst — alles aus Mutlosigkeit. Schnock ist die Inkarnation der bewußten Furcht und er ist nicht furchtsam aus Instinkt, aus überwältigenden Motiven; er trägt das Bewußtsein in sich, daß er zur Furcht berechtigt sei; er hat sich eine Philosophie der Furcht aufgestellt, ein ganzes System, trotz Hegel und Schelling, und beinahe müssen wir gestehen, der gute Schnock hat recht, daß er keine Courage haben will.

Ist Schnock ein Individuum? Ist er eine ganze Gattung? Oder ist er noch etwas anderes? Versteckt sich hinter diesem abenteuerlich klingenden Worte ein Gedanke, der sich nicht recht an das Tageslicht hervorwagen will?

Wie, wenn dieser Schnock, dieser „breitschultrige, mit gewaltigem Knochenbau“ begabte Deutsche, wenn dieses über empfangene Rutenstreiche versteinerte Kindergreinen auf dem mächtigen Gesicht eigentlich das Land selber bedeutet, das einen Schnock hervorgebracht hat? Ein phantasiereicher Leser, der bloß eine Nuß zu finden hat, um zu wissen, daß in der Schale ein gar köstlicher Kern steckt, wird nicht anstehen, uns

augenblicklich recht zu geben. Er wird, Blatt für Blatt, aus der tragikomischen Geschichte des armen Schnock die Geschichte eines großen Landes sich zusammenstellen und wird Ähnlichkeiten und Parallelen finden, wo der Dichter eher an alles andere, als an Tendenz gedacht haben mochte. Wenn Schnock mit tugendsamer Schüchternheit sich von seiner Obrigkeit loben läßt, daß er einen Verbrecher aufgespürt und zu Gericht gebracht hat, und hintendrein ganz sentimental besorgt ist, ob er nicht eine zu große Heldentat ausgeführt, so wird dieser phantasiereiche Leser gewiß von dem Glauben nicht ablassen, hier sei ein Volk damit gemeint, das die schönsten und heldenmütigsten Taten verrichtete, um in tiefer Zerknirschung dann das Lob seiner Obrigkeiten hinzunehmen. Wenn dieser Schnock mit seinen vierschrötigen Schultern, die eine Welt tragen könnten, es bedauert, daß er nicht Schneider geworden ist, wird der bezeichnete Leser nicht geradezu an die Passionen einer gewissen Partei denken, die lieber ein zusammengeengtes, verkümmertes und zersplittertes, als ein einiges und in seiner Einheit gewaltiges Volk haben möchte? Ja, diesen Leser werden die Rosse seiner Phantasie so weit fortschleppen, daß er in dem bösen Weibe des armen Schnock, der liebenswürdigen Frau Magdalena Kotzschneutzl, eine Verkörperung jenes Prinzips erblicken wird, dem das Vaterland der Denker und Träumer seit Jahrzehnten und schon zu den Zeiten des berüchtigten Rheinbundes verfallen scheint. Und wenn Schnock, da ihn sein Ehegespons so gar knapp hält, sich am Ende selbst bestiehlt — liegt da nicht der ärgerliche Vergleich auf der flachen Hand?

Doch — überlassen wir lieber den verehrlichen Leser seiner Phantasie; ja, wir können nicht umhin, dieser den guten Rat zu erteilen, sich ja nicht in gewagten Sprüngen zu gefallen, denn der arglose Dichter ist imstande, ihr einen ästhetischen Preßprozeß anzuhängen, bei dem sie gewiß den kürzeren ziehen möchte.

„Wer Raffael und Michel Angelo nicht so lange vergessen kann, als er vor Teniers und Dou steht, der schleudere dieses Büchlein augenblicklich an die Wand, denn es will nur ergötzen, weiter nichts.“ Der Dichter sagt dies in der Vorrede selbst. Dieser genügsamen Selbstkritik des Verfassers setzen wir aber hinzu, daß das Büchlein in seiner wundernetten Ausstattung sich als Neujahrsgeschenk vortrefflich ausnehmen muß.

Die Vagabunden.

(Roman in 4 Bänden von Holtei.)

Kaum sollte man es glauben, und doch verhält es sich wirklich so: der vielgewanderte und -gewandte, der vielerfahrene und -herumgeworfene Holtei hat noch keinen Roman geschrieben, und es ist die erste größere Arbeit in diesem Genre, die uns in seinen „Vagabunden“ entgegentritt. Als er vor einiger Zeit die Odyssee seines Lebens in den „Vierzig Jahren“ erzählte, da mochte es manchen aufmerksamen Leser mit freudiger Gewißheit überkommen, in diesem Talente, das mit solcher Unmittelbarkeit und Frische, mit solcher Keckheit, mußte man sagen, die Eindrücke seines Lebens niederschrieb, stecke ein tüchtiger Kern zum Romandichter, und zwar zum Dichter jener in Deutschland vernachlässigten Gattung des Romans, nämlich des biographischen. Holtei hat früher Wort gehalten, als wir annehmen konnten; er hat die „Vagabunden“ geschrieben.

Vagabunden! Mancher Leser, der sich noch des Vergnügens erinnert, mit dem ihn die merkwürdige Unbefangenheit in den „Vierzig Jahren“, die fast rücksichtslose Vertraulichkeit erfüllten, die dieses Buch zu einem einzig dastehenden in der Literatur machen, wird gewiß beim Anhören dieses Titels ausrufen: Einen solchen Roman kann nur Holtei geschrieben haben. Er muß den Blick, das Auge und die Hand besitzen, welche zur Bewältigung dieses Stoffes gehören, Holtei vor

allem muß wissen, welche poetische Berechtigung in jenem Ungebundensein liegt, das auf leichten Socken die weite Welt durchzieht — und unser trefflicher Holtei zürne zu dieser Bemerkung des Lesers nicht. Warum hat er seine „Vierzig Jahre“ geschrieben? Warum hat er mit so liebenswürdiger Naivität die Vivisektion seiner Seele vor aller Welt vorgenommen? Es ist also seine eigene Schuld!

Wir sprachen von der poetischen Berechtigung des „Vagabundentums“; sehen wir, wie sich Holtei diesen Begriff zurechtgelegt hat.

Das ist nicht jenes paßlose, ohne Erwerbsteuerbogen im Lande herumstreichende Völkchen, das in der Instruktion des Gendarmen hart neben Zigeunern und anderem Bettelvolk steht, das keine anderen Transportmittel für seine Weltfahrten hat als seine eigenen Füße und, wenn es schlimm geht, den „Schub“. Holteis Vagabunden sind etwas ganz anderes. Diese Vagabunden wandern gleichfalls durch die ganze Welt, aber wo sie auftreten und sich sehen lassen, da geschieht es mit „hoher obrigkeitlicher Bewilligung“; diese Vagabunden zahlen ihre Erwerbsteuer an den Staat und besteuern dafür die ganze Welt, welche Augen hat zum Sehen und Ohren zum Hören; sie sind die Freunde der großen und kleinen Kinder in Dorf und Stadt; sie bilden den romantischen Relief, den poetischen Duft in unseren Jugendträumen, sie sind die leiblichen Gnomen unserer Kindheit. Und diese Vagabunden, wer sind sie? Erinnere dich, freundlicher Leser, nur auf einen Augenblick an die zahllosen Legionen jener phantastisch gekleideten Leute, die mit der Balancierstange in der Hand vor deinen erschreckten Augen den schmalen Weg eines Seiles zu der Turmspitze hinauf wandelten; erinnere dich an die feueressenden Männer, an die dunkelbraunen Führer von Kamelen, worauf spitzbübische Äffchen saßen; an die Wachsfigurenkabinette, an die „Kakerlake“ oder Albinos, an die Ciceroni von sechsfüßigen Kälbern, an die schrecklichen Riesen und die niedlichen

Zwerge, an die „Buschmänner“ und „Buschweiber“ und zum äußersten Notfall auch an die „englischen Reiter“ — und du erhältst dann einen kleinen Begriff von jener eigentümlich konstruierten Welt, die Holtei zu deiner Lust und Vergnüglichkeit in den „Vagabunden“ aufgebaut; leibhaftig steht dann jenes leichtfüßige, überall bekannte, die ganze Erde auf und nieder wandelnde Völkchen von sich so nennenden „Künstlern“ vor dir, denen Holtei ein so himmelschreiendes Unrecht antut, wenn er sie in den Kollektivtopf der „Vagabunden“ so pêle-mêle wirft. Und du wirst nun auch leicht begreifen, daß wir es in Holteis Roman mit einer Art „Mystères des Vagabonds“ zu tun haben, und darin irrst du dich nicht.

Wie sehr täuschten wir uns, wenn wir glaubten, weil wir diesen Vagabunden auf jedem Tritt und Schritt begegnen, auch die eigentümliche Welt ihrer Anschauungen, ihre Kulissengeheimnisse, ihr intimstes Wesen zu kennen! Holtei zeigt uns, daß wir die nüchternsten Philister gegenüber diesen Leutchen sind, daß diese Vagabundenwelt ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Organisation hat, die nichts mit der gewöhnlicher Menschenkinder gemein hat. Er zeigt uns, daß es in dieser Welt „Gliederungen“ nach traditionellen und historischen Standpunkten gibt, daß der „englische Reiter“ z. B. auch ohne Pferd höher steht als der bloße Menageriebesitzer, dieser wieder höher als der feueressende Mann usw. Kurz, Holtei hat ganz wohl getan, alle die bunten Elemente, aus denen dieses Vagabundentum zusammengesetzt ist, in einen Rahmen zu fassen, und sein Roman hat schon von dieser Seite den Vorzug eines treuen, ethnographischen Bildes.

Doch — wir vergessen, auf den besonderen Charakter des Holteischen Buches näher einzugehen, wir meinen den eigentlichen biographischen Roman. Zu diesem Behufe müssen wir die Bekanntschaft mit dem Helden des Buches machen. Der freundliche Leser weiß uns hoffentlich Dank dafür, denn er macht durch uns die Bekanntschaft einer sehr interessanten

Persönlichkeit. Wir wollen nur so viel verraten, als gerade hinreicht, der Neugier einen kräftigen Impuls zu geben.

Der Held des vierbändigen Romans ist ein junger. Er heißt Anton Hahn, nach dem Geschlechtsnamen seiner Mutter, denn den hochgräflichen Namen seines Vaters darf er nicht tragen. Er ist im Hause seiner alten Großmutter aufgewachsen, unbewußt mit seinem Lose, das, wenn es ihm günstig wollte, ein Schloß und keine Hütte ihm zur Geburtsstätte bestimmt hatte. Anton ist ein Korbmacher, nichts mehr und nichts weniger; aber die Anlagen seines Kopfes reichen weit über die dürftige Beschäftigung hinaus. Ihm ist von der Natur vor allem eine Anlage zuteil geworden, als Surrogat gleichsam für die verlorenen Güter seines namenlosen Vaters, die, bei aller Welt sich beliebt zu machen. Und so trifft es sich, daß schon auf dem siebenzehnjährigen Knaben die Augen von zwei Mädchen ruhen, wovon das eine Tieletunke, die Tochter des Gutsbesitzers, das andere Bärbel, ein wildes Zigeunermädchen, ist. Um diesen Zeitpunkt entdeckt ihm die Großmutter das Geheimnis seiner Geburt; diese Episode gehört zu den bestgeschriebenen und in ihrer Einfachheit tieferschütternden Partien des Buches. Ein neues, ungekanntes Leben ergreift nach dieser Entdeckung den jungen Korbmacher; wenn die Großmutter ihn nicht zurückhielte, er wollte augenblicks auf und davon, seinen Vater, seine Mutter aufzusuchen. Zum ersten Male steht er jenem Dämon entgegen, der ihn später durch die Welt treiben wird, dem Dämon des „Vagabundentums“. Nun stirbt die alte, treue Großmutter, und der „Vagabund“ ist frei. Er entweicht heimlich aus dem Dorfe, und von jetzt an beginnen seine Wander- und Lehrjahre. Sein Schicksal führt ihn in eine der ersten größeren Städte, die er betritt, an einer Menagerie vorüber. Ein kleiner Umstand ist es, der in diesem Augenblicke seinem Leben eine entschiedene Wendung gibt. Er will in die Menagerie eintreten und findet, daß er sein Reisegeld, sein ganzes Vermögen verloren habe.

Doch für den jungen Vagabunden ist bereits gesorgt. Die schöne Tochter der Menageriebesitzerin, eine Französin, hat ihr Auge auf ihn geworfen, sie bewegt ihn, in die Dienste ihrer Mutter zu treten, und so sehen wir den jungen Korbmacher als Menageriediener. Mit der Liebe zu Tieletunke, der Gespielin seiner Kindheit, im Herzen, weiß er jedoch auch die immer heftiger anwachsende Leidenschaft für die Reize der Französin zu verbinden.

Bei einem nächtlichen Rendezvous widerfährt den Liebenden das Unglück, daß durch ihre Schuld die Menagerie in Flammen aufgeht. Anton steht nun ohne Beschäftigung da, aber das Vagabundentum hat bereits sein Netz um ihn geworfen. Auf Anraten seiner Geliebten, die mit ihm in die weite Welt zieht, wird er „englischer Reiter". Auf dieser neuen Laufbahn gewinnt er eine neue Liebe. Adele Jartour, eine Kunstreiterin, ist gerade das Gegenteil jener Geliebten, in deren Banden er schmachtet. Eine milde Samaritanerin, pflegt sie seiner kranken Seele und seines kranken Leibes. Ein Unfall, der ihn auf der Reitbahn trifft, nötigt ihn aufs neue, eine andere Lebensbeschäftigung zu suchen. Er wird Diener in einem Wachsfigurenkabinett. Eine neue Liebe dämmert heran. Die Frau des Wachsfigurenbesitzers, Käthchen, fühlt sich zu dem schönen Jüngling in tiefster Hinneigung entbrannt, aber in Anton erwacht das bessere Selbst; er flieht die schöne Versuchung und stürzt aufs neue in das stets offene Netz des Vagabundentums. Immer mehr und mehr drängt sich ihm das Bewußtsein auf, daß er in der Wahl seines Berufes fehlgegriffen. Er möchte nun Schauspieler werden. Ein guter Genius führt ihn mit dem großen Ludwig Devrient zusammen, der ihm in einer meisterhaft geschriebenen Unterredung vom Ergreifen des Schauspielerstandes abrät. Diese Szene in ihrer erlebten Wahrheit ist eine Zierde des Buches. Er folgt dem Rate des großen Meisters. Seine Sehnsucht zieht ihn nun nach Paris, dort soll er über die Schicksale

seiner Mutter Aufschluß erhalten. Aber in der großen Weltstadt verläßt ihn vollends sein guter Genius. Wir sehen unsern Helden in den Sumpf sittlicher Verworfenheit versinken. In der Gestalt Bärbels, jenes wilden Zigeunermädchens, tritt ihm der Kakodämon seines Lebens entgegen. Bärbel ist eine große Dame geworden; sie ist die Freundin eines reichen Wüstlings. Sie hat ihn kaum gesehen, so flammt die alte Glut für den Jugendgespielen in ihr auf. Um ihn in ihre verbrecherische Nähe zu fesseln, muß Anton selbst Verbrecher werden. Er wird Spieler, legt sich einen falschen Baronstitel bei und beträgt sich als ausgelernter Roué. Der schreckliche Tod Bärbels rettet den edleren Teil seiner Seele. Unter schweren Kämpfen und Entbehrungen beginnt er seine moralische Wiedergeburt. Arm und verlassen schlägt er sich bis nach Italien durch, wo er endlich seine Mutter wieder zu finden hofft. Er findet sie auch, aber es kommt zu keiner Erkennungsszene. Wohl aber erhält er ihr Testament und Aufschlüsse, wer sein Vater gewesen. Noch aber ist der Kreis seines Vagabundentums nicht geschlossen. Er greift, um sein Leben zu fristen, wieder zur Violine, auf der er es ziemlich weit gebracht, aber Paganini, den er zu hören bekommt, wirkt wie einst Ludwig Devrient so entschieden auf ihn, daß er dem Instrumente Lebewohl sagt. Er wird nun der musikalische Begleiter eines italienischen Kameltreibers, mit dem er den Weg nach Deutschland einschlägt, hierauf der Diener eines Puppentheaterbesitzers, Tanzmeister sogar, und in dieser seiner letzten Stellung lernt er zum ersten Male die wahre, echte Liebe kennen. Seine Schülerin Hedwig überstrahlt durch Schönheit und Unschuld alle ihre Vorgängerinnen. Aber auch aus diesem Himmel wird er gerissen, sein Vagabundentum hat die Katastrophe noch nicht gefunden. Immer näher geht es der Heimat zu. Er lernt seinen Vater, den Grafen, kennen, der ihn mit Liebe aufnimmt, aber auch einen verbrecherischen Bruder, der sogar seinem Leben nachstellt. Hart

am Ziele seiner Wanderung muß er zum Bewußtsein gelangen, daß all die Erfahrungen, die er auf seiner Lebensfahrt gesammelt, zu nichts dienen, als, um ihn seine Lage in ihrer ganzen Schrecklichkeit doppelt empfinden zu lassen. Aber für den günstigen Ausgang seiner Odyssee hat bereits die Vorsehung gesorgt — wir verraten jedoch diesen Schluß nicht, weil wir dem Leser des interessanten Buches nicht gern die Freude verderben möchten, sich selbst zu überraschen.

Es ist natürlich, daß aus dieser flüchtigen Inhaltsskizze für den Leser nur ein schwacher Begriff von der Fülle der Gestaltungen entstehen kann, die er nur durch die Lektüre des Buches selbst gewinnen wird. Abgesehen von dem Interesse, das wir an Anton, als des ersten „Vagabunden“ Lebensschicksalen nehmen, fesselt namentlich die Zeichnung der Frauengestalten, an denen das Buch überhaupt einen großen Reichtum entfaltet. Sie sind voll Lebenswahrheit und Kraft in der Ausführung. Tieletunke, Bärbel, Laura Amelot, Adele Jartour, Käthchen, Hedwig, die Gräfin Jutta sind mit jener psychologischen Nuancierung gezeichnet, wie sie nur ein tüchtiger Umblick im Leben und Erfahrung in die Feder legen. Eine humoristische Figur voll drastischer Wirkung, wie es scheint ein Porträt mit treffender Ähnlichkeit ist der Riese „Schkramprl“, der neben der Derbheit seines ungeschlachten Auftretens und der Fülle seines Humors noch den Reiz einer wahrhaft originellen Gestalt hat.

Überhaupt gehören die Partien, die in dem niederen Vagabundentum spielen, zu den besten des Buches. Sie eröffnen oft wahrhaft überraschende Perspektiven in diese eigentümliche Welt Wir lernen es begreifen, worin der geheimnisvolle Duft dieses Vagierens durch die Welt besteht, und wie er selbst durch Widerwärtigkeit und Drangsal sich nicht verflüchtigt. Wir lernen dieses Vagabundentum als eine Lebenspotenz in der zivilisierten Gesellschaft kennen, die, wie wir bereits zu Anfang dieses Aufsatzes gesagt, ihre Gesetze,

ihre Organisation, ihre Gliederungen hat. Diese Welt im kleinen, die aus der Schaulust der Menschen ihre Nahrung zieht, in ihren verschiedenen Gestaltungen in ein Bild zusammenzufassen, ist das Hauptverdienst Holteis. Seine „Vagabunden“ sind eine Spezialität, und das Buch wird dadurch ein wirklich bedeutsames.

Wir sollen auch tadeln; wir sollen sagen, daß die ersten zwei Bände, was Frische und Sorgfalt der Ausführung betrifft, entschieden die zwei letzten Bände verdunkeln, daß es hie und da Steppen gibt, auf denen etwas mehr Gras wachsen sollte usw., aber wir wollen mit unserem Tadel zurückhalten, schon aus Dankbarkeit gegen den Verfasser, der uns mit seinem Buche so vergnügte Stunden bereitet.

An den Leser dieser über Gebühr lang gewordenen Besprechung schließlich den freundschaftlichen Rat, sich selbst zu überzeugen, ob wir zu weit gegangen, ihm eine anregende, interessante Lektüre empfohlen zu haben.

Tragische Könige.

(Epische Gesänge von L. A. Frankl.)

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, eines Beweises übrigens, der von den Literaturen aller Völker vollinhaltlich bestätigt wird: daß nämlich der Grundton eines Talentes schon in den ersten Anfängen bestimmt hervortritt, oder vielmehr, daß der Faden, den ein solches Talent, namentlich das poetische, zuerst spinnt, den Einschlag für das Gewebe eines ganzen Lebens bildet, so wäre es Ludwig August Frankl, unser deutsch-österreichischer Poet, der diesen Beweis an sich selbst am besten illustriert. Vom „Habsburglied“ an, welches im Jahre 1832 erschien, bis zu seinem neuesten Buche „Tragische Könige“ ist er mit allen seinen Vorzügen und auch Fehlern einer und derselbe geblieben; während dieses langen Zeitraumes hat sich allerdings manche Seite seines

Talentes erweitert und vertieft, aber der Grundton, den er in den ersten Balladen seines ersten Buches angeschlagen, klingt auch aus den „Tragischen Königen“ heraus, der Einschlag ist derselbe geblieben.

Was sich nämlich sogleich in den Habsburgliedern, diesem mit großem Unrechte etwas in den Hintergrund geschobenen ersten Buche Frankls, als eine unbestreitbare Tatsache herausstellte, das war die starke epische Ader, das war der epische Blutstrom, der ihn als einen rühmlich nachstrebenden Epigonen Uhlands und Gustav Schwabs dokumentierte. Dieses erste Buch ist allerdings seitdem in der Erinnerung der schnelllebigen Mitwelt verblaßt; trotzdem hat es die Feuerprobe des Echten wacker bestanden. Viele Stücke daraus sind in Anthologien und Literaturgeschichten übergegangen und werden das Prädikat, daß wir in Frankl einen der besten Epiker des deutsch-österreichischen Parnasses besitzen, einer späteren Zeit übertragen. Frankls Begabung für die Ballade wie überhaupt für die epische Behandlung seines Stoffes zeigt sich bereits in diesen Anfängen wie prädestiniert; er bringt für diese Dichtungsform ein Naturell mit, das man als eine unumgänglich notwendige Prämisse bezeichnen muß. Das ist seine Vorliebe für und sein Ausfindigmachen der epischen Anekdote. In dieser Beziehung ist er einer der glücklichsten Poeten. Sein Auge hat einen merkwürdigen Falkenblick für die Anekdote, und mühelos findet er, worüber der Fuß anderer achtlos schritt, ohne den Schatz zu gewahren. Hat er sie einmal, dann ist das Gedicht auch fertig, und meistens ist die poetische Behandlung in Form und Durchführung auch treffend. Aber wie an jeder Tugend zugleich die Kehrseite eines Fehlers haftet, so hat diese Eingenommenheit für die bloße Anekdote dem bedeutenden Talente Frankls auch manchen Nachteil gebracht. So interessant und geistvoll er sie zu behandeln weiß, am Ende wird die Richtung, die sich immer nach der Pointe drängt, etwas monoton; sie wird äußerlich,

läßt keinen tiefern geistigen Inhalt zu und nimmt zuletzt etwas Festgefrornes an. Oder vielmehr, sie hat ihn teilweise der Manier überliefert, die durchaus nicht mit Individualität zu verwechseln ist.

Ich kann diesen Umstand oder vielmehr dieses Gebrechen schon darum nicht verschweigen, weil es mir Gelegenheit gibt, auszusprechen, daß mir Ludwig August Frankl in seinem neuesten, aber auch reifsten Buche, welches ich unbedingt den besten seiner bisherigen Produktionen anreihen möchte, von dieser Eigentümlichkeit seines poetischen Tuns oder, um es drastischer auszudrücken, von diesem Handwerkszeuge seiner Epik befreit erscheint. In diesem Buche steht der Dichter, der seit mehr als vierzig Jahren dem Dienste der holden Muse lebt, auf der Höhe seiner Begabung, und in mehr als einer Beziehung kann man diese Poesien „Jubiläumsdichtungen" nennen, denen man seinen besten und aufrichtigsten Glückwunsch nicht versagen kann.

Zwar hat Frankl auch in den „Tragischen Königen" dem Zuge seines Naturells nicht zu widerstehen vermocht, und der bekannte und ihm liebgewordene Fanfarenton hat auch diesmal seine alte Macht auf ihn ausgeübt. Denn streng genommen, sind auch die „Tragischen Könige" nichts anderes, als eine Schnur aneinandergereihter Anekdoten, alle mit der Pointe ausgerüstet, daß von Sesostris angefangen bis herab zu Carlo Alberto oder Maximilian von Mexiko, also auf den Höhen des Menschendaseins, die eiskalte „tragische Luft des Unglückes" walte. Darin ist Frankl der Alte geblieben und der Einschlag seines Talentes ist wieder zum Vorschein gekommen. Und doch ist der Mann, nachdem er lange geschwiegen, ein ganz anderer geworden; man wird dies sogleich gewahr, nachdem man die ersten drei Blattseiten vom „König Salomo" gelesen hat. An dem Manne ist eine Wandlung im besten Sinne des Wortes vorgegangen, und zwar auf der ihm ureigenen Domäne, der Anekdote. Sie ist nicht mehr

um der Pointe willen da; sie ist selbst Inhalt, nur der Ausdruck eines tiefen Gedankenlebens; sie sagt etwas und läßt das Gesagte nicht sogleich aus dem Gemüte verschwinden. Wer den Zyklus vom „König Salomo“ geschrieben und die darauffolgenden „Makamen“, die besten vielleicht, seit Friedrich Rückert sein Auge geschlossen hat, wer den „Alexanderzug“, trotzdem er den Stoff hierzu und die Anekdote dem altersgrauen Talmud entnommen hat, oder den „Heimgang Carlo Albertos“, des geschlagenen Savoyardenkönigs, der ist ein echter Dichter oder ist es vielmehr, wie dies jedem wahren Talente zukommt, wieder geworden.

In diesen Gedichten hat der Poet wieder seine Jugend erlangt. Alles, was sonst zu seinen Vorzügen gehörte, tritt hier in erneuerter Frische und Lebendigkeit uns entgegen. Da ist vor allem das prächtige Kolorit seiner breit dahinflutenden Verse, da ist wieder der satte Farbenton sinnlicher Bilder, mit denen er sonst so wenig haushälterisch umging, daß ihm der Vorwurf wurde, er baue sein Haus, will sagen sein Gedicht, nur darum, um sie mit diesen nicht immer geschmackvollen Raritäten auszuschmücken. Diesmal sind sie wirklicher, nicht erborgter Hausrat; sie gehören in die Stimmung des Ganzen, und es ruht ein feiner Duft vornehmen Gedankenreichtums darauf, über den er nicht immer verfügt hat.

Die „Tragischen Könige“ Frankls werden die ihnen gebührende Stellung in der deutschen Literatur behaupten; sie sind ein grünendes Reis an seinem bereits dem Winter sich zuneigenden Lebensbaum. Ich verweile nicht bei den einzelnen Abschnitten seines Buches, weil ich wünsche, der Leser möge sich selbst mit dem ganzen und vollen Inhalte bekannt machen. Poesien, welche diesen Namen auch verdienen, lassen sich nicht nach den Vorschriften der analytischen Chemie in Bestandteile auflösen. Die „Tragischen Könige“ Frankls müssen wie ein Trunk guten Weines genossen werden. Und der Wein ist gut!

Die Berliner Hekatomben.

An den Ufern der schwarzflutenden Spree bereiten sich gar grausige Dinge vor! Altäre werden dort aufgerichtet, zwar nicht aus unbehauenen Steinen, sondern aus Druckmakulatur, und von Altar zu Altar schreitet der literarische Hohepriester des Nationalvereins, die Augen blutrünstig gerötet, das funkelnde Schlachtmesser in der hochaufgehobenen Hand, und heischt Opfer auf Opfer, Hekatomben auf Hekatomben. Und es trifft sich gut, daß gerade in diesen Tagen die internationale landwirtschaftliche Ausstellung in Hamburg stattfindet. Wo nähme sonst Herr Julian Schmidt die Ochsen her, die er den Göttern opfern will, wenn sie ihm die Gnade erweisen wollen, ihn von den österreichischen Dramatikern, von den Grillparzer, Laube, Halm usw. zu befreien? Ochsen her! fette, dickleibige Rinder! Bekränzt ihre Hörner mit Goldschaum und Blumen, schmücket sie zum Opferdienst! Herr Julian Schmidt will bis an die Knöchel im Blute waten, wenn er nur die österreichischen Poeten aus seinem Handbuch der deutschen Literaturgeschichte streichen kann. Die unnützesten Wesen auf dieser Erde sind diese Wiener Dramatiker, was sie tun, ist, kurz ausgedrückt, österreichisch, was sie schreiben ist keine Manifestation des deutschen Genius, was sie denken, ist mit schwarzgelber Farbe überstrichen, kurz, wie sie sich immer gebärden, sie sind Herrn Julian Schmidt ein Greuel in den Augen. Hinweg mit ihnen! Und Hekatomben her, damit der Gott des Nationalvereins, wenn das Blut von hundert und aberhundert Ochsen angenehm seine Nase kitzelt, gnädig herabschaue auf die Günstlinge des Herrn Julian Schmidt, deren unscheinbarstes Gefunkel noch Gold ist gegen die schwersten Barren unserer heimischen Poeten, eben — weil sie Manifestationen des deutschen Geistes sind!

Es wird jahraus jahrein viel Unsinn auf der Erde ge-

schrieben, getan und gesprochen, und es muß wohl so sein. Wo wäre denn sonst die Folie für das wirklich Bedeutende und Große? Demnach gibt es einen landläufigen Unsinn, den man sich gefallen lassen kann, den man als pikante Würze verträgt. Wenn er aber im Gewande großtuender Arroganz, wenn er mit der Miene des Hierophanten auftritt, der den Mund vollnimmt, um Ungeheuerliches zu verkünden, dann wird der Unsinn eine souveräne Macht, die man abschütteln muß, nicht weil sie unbequem ist, sondern weil sie die Wahrheit entstellt, verdreht und verfälscht.

Eine derartige Manifestation literaturgeschichtlichen Unsinns ist der Ausspruch und der fromme Wunsch des Herrn Julian Schmidt!

Also auch auf dem unschuldigen Gebiete der Literatur, an dessen Ufer die Wogen politischer Verbissenheit nicht branden sollten, herrscht die berühmt gewordene Phrase vom „Blut und Eisen“. Politisch ein Gegner des Herrn v. Bismarck, ist dieser Herr Julian Schmidt ein literarischer Partisan des preußischen Ministerpräsidenten. Was hat die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt? Wie kommt es, daß in einem sonst nicht unglücklich organisierten Kopfe, wie der Julian Schmidts, solche geradezu aberwitzige Blasen aufsteigen? Wie ist es zu erklären, daß ein sonst hellblickendes Auge den Sonnenpfad der Wahrheit übersieht, und wo grüne Wiese sich ausbreitet, nichts als Sümpfe erblickt, die es mit Geburten einer überreizten Hyperkritik bevölkert? Alles einem unmöglichen — politischen Programme zuliebe! Blut und Eisen, Hekatomben auf Hekatomben, gescheittuende Albernheit und alberne Weisheitsblähung, bloß um den Beweis zu liefern, daß an Österreich kein Tropfen guten Blutes ist, und daß alles, was in diesem Land entsteht, in Staat und Literatur, in Kunst und Wissenschaft, nur darum, weil es keine Manifestation deutschen Geistes ist, auch wert ist, daß es zugrunde geht!

Wie wir Österreicher dumm, blind, verträumt und abergläubisch waren! In den Zeiten des finstersten Absolutismus, als hart an den gelbschwarzen Schranken das „Draußen" des deutschen „Auslandes" begann, da wiegten wir uns in dem angenehmen Traume, wir besäßen trotz Zensur und Zensurukase gewisse Repräsentanten dessen bei uns, was Herr Julian Schmidt als Kundgebungen sogenannten deutschen Geistes manifestiert. Wir waren stolz auf unsern Grillparzer, dessen schwerklingender Name schon eben so teutonisch klingt, wie der des Herrn Julian Schmidt, wir verehrten unsern feinen Salonlustspieldichter Bauernfeld, dessen Name gleichfalls so klingt, als hätten seine Ahnen vor der Teutoburger Schlacht mit Hermann dem Cherusker über die ordre de bataille sich beraten, und als endlich Friedrich Halm, gleichfalls ein deutsch klingender Name, mit seiner „Griseldis" den stolzen Flug durch die deutsche Bühnenwelt begann, da waren wir ernsthaft der Meinung, alle diese Poeten seien in maiorem Germaniae gloriam eigens von der Vorsehung geschaffen worden, um den Brüdern da „draußen" zu zeigen, daß auch unter uns einige erkleckliche Manifestationen für die Tatsache stattgefunden hätten — daß Österreich zur deutschen Familie gehöre.

Armseliger Wahn! Julian Schmidt, der nationalvereinliche Operateur, sticht uns den Star; in wenigen inhaltsschweren Worten erklärt er unsere österreichischen Poeten kurzweg als Österreicher! Grillparzer heißt nur zufällig so und könnte auch Grillparzowitsch heißen, Bauernfeld hat es nur seinem Aufenthalte in Wien zu verdanken, daß man ihn nicht in Attila und Sporen als Bauernfeldy ur betitelt, und was den Dichter der „Griseldis" und des „Fechters von Ravenna" betrifft, so dankt er es nur einem eigenen Glücksstern, daß seine Stücke nicht das Repertoire jener ehrenwerten Nationalität bilden, die ihre Repräsentanten haufenweise als Drahtbinder in die Welt schickt!

Ernst gesprochen! Hat sich Herr Julian Schmidt auch klar gemacht, welchen — Unsinn er niederschrieb, als er den verehrten Altmeister deutscher Poesie, als er unsern Grillparzer „keine Manifestation des deutschen Genius“ zu nennen sich erkühnte? Hat er überlegt, daß er damit nicht nur eine Unwahrheit, daß er, was zuweilen noch ärger ist, einen tatsächlichen Nonsens von sich gab? Was heißen denn Manifestationen des deutschen Geistes? Marken sie sich nach der geographischen Grenze ab? Sind Grillparzer, Halm, Bauernfeld, Anastasius Grün, Lenau usw. darum undeutsch, weil sie nicht jenseits des schwarzgelben Schlagbaumes das Licht der Welt erblickten? Nun, dann muß die französische Nationalliteratur den gloriosen Namen J. J. Rousseau aus ihren Blättern streichen, denn der Autor des „contrat social“ war in Genf geboren; Walter Scott, Lord Byron, Thomas Moore müssen mit Stumpf und Stiel aus der englischen Literaturgeschichte verschwinden, denn ihre Geburtsländer Schottland und Irland waren einmal politisch nicht mit England vereinigt; Kant, der Stolz und die Krone der deutschen Philosophie, dieser echtesten Manifestation germanischen Geistes, kam nie über das Weichbild Königsbergs hinaus, welches in einer Provinz liegt, die einmal sarmatischem Szepter gehorchte; Lessing, der in Kamenz in der sächsischen Lausitz, einem noch jetzt von slawischen Adern durchzogenen Ländchen, geboren war, Herder, der zu Mohrungen in Ostpreußen das Licht der Welt erblickte usw., sie alle müssen mit Spott und Schande aus dem Heiligtum der deutschen Literaturgeschichte gejagt werden, wenn Herrn Julian Schmidts Ausspruch, daß wir Österreicher keine Deutschen sind, wahr ist. Wenn Mecklenburg-Strelitz das Glück gehabt hätte, einen Goethe aus sich zu gebären, er wäre nach der Phrase des Hohenpriesters der Berliner Kritik kein Deutscher, denn Mecklenburg-Strelitz war einmal wendisches Land; ja, wenn Schlesien nicht durch Waffenglück an Preußen gefallen, wenn es bei Österreich geblieben

wäre, so wärest du, liebenswürdigster aller deutschen „Vagabunden,“ Karl v. Holtei, und du, zu früh verstorbener Max Waldau, und du, energischer Laube — ihr alle wäret „keine Manifestationen des deutschen Geistes“, und selbst Herr Hofrat Gustav Freytag, der doch gleichfalls mit Recht auf seine literarischen Taten stolz tun kann, müßte auf die Ehre verzichten, der Gesellschafter des „deutschesten“ unter den deutschen Fürsten zu sein!

Hat Herr Julian Schmidt das alles überlegt? Wir fürchten, wir fürchten, es ist ihm mit diesem Ausspruche ebenso ergangen, wie mit einem ähnlichen über den „Schwabenspiegel“, den Herr Julian Schmidt, Verfasser einer berühmten Literaturgeschichte, für ein mittelalterliches — Gedicht hält!

Es ist traurig, daß politische Programmverbissenheit selbst gute Köpfe dahin bringt, etwas zu unternehmen, worüber Franzose und Engländer nur mit mitleidiger Verachtung die Achseln zucken müssen. Mitten in Deutschland auszusprechen, daß literarische Potenzen abzuschneiden und aus dem Bewußtsein des Volkes auszurotten seien, nur, weil sie nicht zum Programm der Kleindeutschen hinneigen — erklärt das einmal einem Franzosen, und er wird, wenn er mit Mühe in dem Labyrinthe unserer Zänkereien sich zurecht gefunden haben sollte, höchstens den Kopf schütteln und sagen: Das kann nur eine „tête allemande“ aushecken.

Schließlich ein Wort an die Berliner Kritiker, denen die neueste dramatische Dichtung Halms, „Begum Somru“, den Anlaß, wir wollen nicht sagen, den willkommenen Anlaß geboten hatte, in einer Sprache und mit einem Anstande das Grabgeläute anzustimmen, die geradezu unerhört genannt werden müssen. Die Dichtung Halms mag im großen und ganzen ihre Fehler haben — wir kennen sie nicht — aber würde sie hundertmal verfehlter sein, als sie vielleicht sein mag, und wir haben in dieser Hinsicht einige Bedenken — der Poet Halm, der Dichter des „Fechters von Ravenna“,

hat jedenfalls das Recht, zu verlangen, daß man über ihn nicht in einer Sprache aburteile, wie sie etwa bei einer verunglückten Posse der Berliner Herren Possenschreiber Emil Pohl, Jacobsohn und Salingré am Platze wäre. Wahrlich, die Berliner Kritik hat mit diesem Vorgange „keine Manifestation des deutschen Geist“ gemacht.

Ein väterlicher Brief.

(Vortrag gehalten im Schillerverein „Die Glocke“ am 10. November 1879.)

Mit Friedrich Schiller, unserem Friedrich Schiller — man kann dies an seinem einhundertzwanzigsten Geburtstage sagen, ohne der chauvinistischen Übertreibung geziehen zu werden — geht es uns schon jetzt wie mit dem Dichter Virgilius im Mittelalter. Es bestand nämlich damals eine Art Kultus, den man mit diesem Dichter trieb, ein Kultus, der für die Menschen dieser entlegenen Zeiten und Anschauungen eine eigentümliche Bedeutung hatte. Man betrachtete den lateinischen Poeten, der uns die „Aeneide“ hinterlassen hat, wie eine Art Zauber- und Traumbuch, aus dem man sich Rat und Belehrung holte, wenn man, sei es über die nächste Gegenwart, sei es über die ferne Zukunft etwas Näheres wissen wollte. Das geschah nach den Berichten, die auf uns gekommen sind — einsame Mönche in ihren einsamen Zellen waren darin namentlich Meister — in folgender Weise: Man schlug auf ungefähr die Blätter des Folianten auf. Der erste Vers, der in die Augen fiel, war der entscheidende, enthielt gleichsam den Orakelspruch. Danach wurde man bestimmt, danach richtete sich die Deutung desjenigen, was man wissen, wovon man den Schleier gelüftet haben wollte. Und wir haben Grund anzunehmen, daß man

in jenen Zeiten phantastischen Gedankenlebens sich in seinem Tun und Lassen auch wirklich bestimmen, sich wirklich von dem Dichter der „Aeneide" etwas „vororakeln" ließ. Wem schwebt da nicht das wunderbar schöne Kapitel eines der schönsten deutschen Bücher vor, der „Ekkehard" von Viktor Scheffel, wenn die Herzogin und ihr Kammerzöfchen Praxedis Lektionen aus der „Aeneide" nehmen bei dem blonden Mönche aus Sankt Gallen?

Allerdings hat die moderne philologische Kritik den Beweis erbracht, daß dieser sonderbare Kultus aus einer Verquickung zweier Persönlichkeiten entstanden sei, die nie und nimmer in irgend einer Verwandtschaft zueinander gestanden, die räumlich und zeitlich voneinander getrennt gewesen und außer ihrem Namen nichts Gemeinschaftliches gehabt hätten. Man kannte nämlich den Dichter Virgilius, man kannte aber auch im Mittelalter einen Zauberer Virgilius; aber wenig wählerisch und philologisch, wie man eben damals war, besann man sich nicht lange und machte aus Dichter und Zauberer — ein Orakel! Ist das nicht schön, rührend, ergreifend? Liegt in dieser Verquickung von Dichter und Zauberer, von Poesie und Wahrsagekunst nicht ein hoher Sinn, wie man ihn diesen einfachen Mönchen in ihren weltabgelegenen Zellen kaum zutrauen sollte? Dichter und Zauberer! Ist das nicht die lebendigste Ahnung der tiefen Wahrheit, daß jeder echte und große Dichter mit den Zaubertönen des Unbegreiflichen zu uns spricht, daß wir in seinen Aussprüchen, ja in seiner ganzen Wesenheit etwas hören und gewahren, was nicht von dieser realen Welt, was auf ein Bekanntsein mit anderen, unseren blöden Augen unzugänglichen Welten hindeutet?

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf! bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot.

Was sind unsere geflügelten Worte, die wir fast von den ersten Tagen unserer Kindheit bis spät in unser graues Haar aus Schiller und unseren sonstigen Geistesheroen im Munde führen, im Scherz sowohl wie im Ernst, in heiteren Lebenslagen wie in schweren Heimsuchungen — was sind sie anders als Zauber- und Orakelsprüche eines Dichters, dem wir eine über das durchschnittliche Menschenmaß hinausreichende Kenntnis der Seele, fast eine Divinationsgabe zutrauen? Geflügelte Worte — nur einige genügend bekannte Erzstücke aus dem reichen Bergwerke deutscher Dichterkraft, aus dem eigentlichen Nibelungenschatze, den uns Schiller hinterlassen hat, wie etwa: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen!" „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst", „Ich habe keinen zweiten zu versenden", „Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer" usw., vor allem aber die durch alle Zeiten funkelnden Juwelen der „Glocke" und der „Xenien", wer wollte, wer könnte sie vergessen? Das erwachsende Mädchen und der aufstrebende Knabe freut sich an ihnen; sie richten den ernsten Mann auf und werfen auf das weiße Haar des Greises einen milden, versöhnenden Schimmer.

Und nun zu unserem Friedrich, zu Friedrich Schiller! Ich habe im Laufe dieser Woche, ich möchte sagen, dieser heiligen Festwoche, die der Geburt des großen Schwaben vorangeht, es ebenso machen wollen, wie sie es mit ihrem Virgil im Mittelalter gemacht haben. Ich wollte Schiller auch einmal „auf Ungefähr" lesen. Ob ich dabei an einen Orakelspruch dachte? Ob ich mich ebenfalls in irgend einem Vorsatze, von irgend einer Absicht bestimmen lassen wollte? Diese Frage zu beantworten, erlassen Sie mir wohl. Zu Schiller aber gehört nicht nur das, was von ihm selber unmittelbar ausgegangen ist, zu ihm gehört alles, was mittelbar zu ihm in irgend einem Rapport steht. Also vor allem, was auf seine Biographie Bezug hat, insbesondere sein großer Briefwechsel. Denn alles ist geweiht, alles ist gleichsam

gefeit, was mit, aus und von diesem Geiste ausgeht, alles trägt seine Signatur, und wie von einer Zentralsonne wird alles, was im Kreise ihrer Anziehungskraft liegt, von ihm, dem Gewaltigen, beleuchtet. Und auf welche Stelle, meinen Sie, fiel mein erster Blick? Auf einen Brief aus dem Jahre 1783, da Friedrich Schiller kaum 24 Jahre zählte! Er ist nicht von ihm, er ist von seinem Vater, dem ehrenwerten württembergischen Hauptmanne, der da zu Ludwigsburg in Garnison liegt, und lautet folgendermaßen:

„Sehr ungerne gehe ich an die Beantwortung Seines letzten Schreibens vom 21. November vorigen Jahres, das ich lieber niemals gelesen zu haben wünschte, als daß ich die darin enthaltenen Bitterkeiten nochmalen kosten soll. Nicht genug, daß Er im Anfange dieses gedachten Schreibens mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn hätte 300 fl. aufbringen können und sollen, fährt Er hernach fort, mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine sehr empfindliche Weise zu tadeln.

Lieber Sohn! Das Verhältnis zwischen einem guten Vater, und dessen, obgleich mit vielen Verstandeskräften begabten, doch aber dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit führt und erforderlich wäre, immer noch sehr irre gehenden Sohne, kann den letzteren niemals berechtigen, das, was der erstere aus Liebe, aus Überlegung und aus selbstgemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 fl. anbetrifft, so weiß es leider jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 fl., geschweige denn so viel im Vorrate zu haben, und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachteile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem so vielen, was er versprochen, noch das wenigste halten können: da wäre ich wohl ein ungerechter Vater.“

Ich sehe ihn noch vor mir, den strengen württembergischen Hauptmann und späteren Gartendirektor Johann Friedrich Kaspar Schiller, wie er, nachdem er diesen Brief, fast hätte ich gesagt, diesen Kompagniebefehl niedergeschrieben, seinen Gänsekiel ausspritzt und mit einer Miene, die zu sagen scheint: „Jetzt habe ich die Weltordnung wieder stabilieret", sich von seinem Sitze erhebt. Ich gestehe aber meinerseits, so oft mir dieser Brief des Alten unter die Augen tritt, erfüllt er mich mit einer Art heiligen Schauers. Wie? frage ich mich, „man" hat einen Sohn, der bereits ein dramatisches Dreigespann sein Eigen nennt, die „Räuber", den „Fiesco", „Kabale und Liebe", der schon daran denkt, dieses Dreigespann zu einer Quadriga zu ergänzen (denn Marquis Posa mit seinem „Don Carlos" dämmern bereits in großen Umrissen vor seiner nimmermüden Gestaltungskraft), man hat einen Sohn, mit dem ein Mann wie Dalberg und andere vornehme Leute nicht nur verkehren, sondern der auch von jeder, selbst der kleinsten „Schmiere" im heiligen römischen Reiche deutscher Nation mit Ehrfurcht und Begeisterung genannt wird — was vielleicht ebenso hoch anzuschlagen ist. Man hat endlich einen Sohn, auf dessen vierundzwanzigjährigem Haupte bereits jener Schimmer liegt, der sich später zum goldenen Kranze der Unsterblichkeit ausweiten wird. Und nun lese man diesen väterlichen Brief. Auf dieses „Er", dieses kurz angebundene Kommandowort, das so klingt, als wollte es sagen: Erst komme ich, der Vater, in meiner unnahbaren, Gehorsam und nichts als Gehorsam heischenden Omnipotenz, dann aber erst, wie durch weite, weite Straßen und Gassen getrennt, der Sohn, mit dem man spricht, als wäre er gar nicht da — auf dieses „Er" legen wir, wie gesagt, kein allzu großes Gewicht. Das ist so der Kurialstil der damaligen deutschen Familie, das ist die Sprache des preußischen Soldatenkönigs, der in der Koliner Schlacht mitten im Lärme der todbringenden Geschosse einem zum abermaligen Sturme auf die Schanzen der Österreicher befohlenen Generale das bekannte Wort zu-

gerufen haben mochte: Will Er denn ewig leben? Beiläufig bemerkt: dieses „Er“ steht nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, wie ein starrer Pfahl, wie ein hochaufgerichteter Wegweiser in der deutschen Literaturgeschichte da, mit der weithin leserlichen Aufschrift: Hier beginnt der Weg zur Sturm- und Drangperiode Goethes und Schillers. Aber schon dieses: „Ich wünschte, Seinen Brief (es handelt sich, wie bereits erwähnt, um das Darlehen eines Geldbetrages, dessen der Sohn bei der damaligen Honorarmisere dringend bedurfte) nicht gelesen zu haben, weil ich die darin enthaltene Bitterkeit nicht noch einmal durchkosten möchte;“ dieser „Er“ ist zwar ein mit vielen Verstandeskräften begabter Sohn (der Dichter der „Räuber“ und des „Fiesco“ und des noch ungebornen „Don Carlos“), aber von dem, „was zu seiner wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich ist“, hat „Er“ keinen Begriff. Das sage ich, sein Vater, Hauptmann im herzoglich württembergischen Regimente so und so viel, das sagt Johann Friedrich Kaspar Schiller! Und was das verlangte Darlehen anbelangt, das den Sohn in seinen uns nur zu wohlbekannten Nöten aufrichten soll — denn er hat Schulden, aus leiblicher Entbehrung und Drangsal hervorgegangene Schulden, die er abtragen muß und möchte — davon kann gar keine Rede sein, 1. weil die erbetene Summe viel zu groß und nicht aufzubringen ist; 2. weil ich ein „ungerechter Vater“ wäre, der zum immer größeren Nachteile seiner übrigen Kinder sich nichts ausborgen darf. Das ließe sich allerdings noch hören; der Mann hat bereits erwachsene Töchter, und „Schwager“ Reinhardt bedarf doch mindestens einer Ausstattung für seine Frau. Aber endlich 3. weil ich für einen Sohn nichts borgen kann, „der mir von so vielem, was er versprochen, noch das wenigste hat halten können.“

Das Herz im Leibe bleibt einem stehen, wenn man diese Zeilen liest, wie ich, wie so viele andere sie einst gelesen haben, unbedacht, einer momentanen Stimmung überlassen.

Ist das die Sprache, die man mit dem vierundzwanzigjährigen Titanen führt? Grauer Mann in deiner herzoglich württembergischen Hauptmannsuniform, hast du das Recht, der du die Ehre hast, dich seinen Vater nennen zu dürfen, hast du das Recht, ihn wie einen säumigen Schuldner zu behandeln, der seinen eigenen Wechsel nicht respektiert? Und da wir schon vom Rechte sprechen, hast du vergessen, daß der Sohn, dem du das allerdings kaum aufzubringende, dabei aber im Grunde doch armselige Darlehen zu verweigern den Mut hast, bereits angefangen hat, seine Schuld an das deutsche Vaterland, wie es jeder verpflichtet ist, dem Gott ein reiches Pfund von „Verstandeskräften", wie du ja selbst anerkennest, mit ins Leben gegeben hat, abzutragen, indem er ihm seine gewaltigen drei Erstlinge schenkte?

Aber nur gemach! Nur ruhig Blut! rufen wir uns selbst zu, wenn die erste Zornesaufwallung vorüber und wir wieder imstande sind, Ursache und Wirkung, Stoß und Gegenstoß in ihrer logischen Gliederung klar zu überlegen. Und da kommen wir, wenigstens ich, wenn es mir gestattet ist, meine schwache Vermutung im Plural auszudrücken, zu einer merkwürdigen Folgerung. Der alte Johann Friedrich Kaspar Schiller, mit seiner Haudegenmanier, mit seinen erzspießbürgerlich trockenen, in Gamaschen und Zopfbeutel einherwandelnden Anschauungen, den wir gerne abkanzeln möchten, als wäre er selbst noch ein Rekrut, den man auf schlecht geputzten Knöpfen ertappt, er ist im ganzen doch ein Mann. Er imponiert uns! Er flößt uns Ehrfurcht oder, was man so im achtzehnten Jahrhunderte nannte, er flößt uns „Respekt" ein! Fast möchte ich von ihm mit einer kühnen Verkehrung des bekannten Sprichwortes sagen: Der Stamm fällt bei ihm nicht aus der Art. Denn mich dünkt, so wie wir den Alten sehen, hören und begreifen, ist er der echte Vater seines Sohnes, ist er der Vater Friedrich Schillers. Denn vielleicht gerade das, was uns im ersten Augenblicke die Zornesader

schwellen machte, ist es, was uns hinterher zur Einkehr in uns, fast zu einer demütigen Abbitte dem Alten gegenüber zwingt. Sehen wir ab von diesem friederizianischen Garnisons-„Er“ wie überhaupt von dem Tone, der dieses Schriftstück durchzieht, so muß doch vor allem konstatiert werden, hebt sich das eine hoch hervor, wie wirkliches Gold: Auch der alte Johann Friedrich Kaspar hat Respekt vor seinem Sohne, dem ehemaligen Feldscher der hohen Karlsschule. Man lese nur diesen Brief mit den Augen des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar des letzten Viertels dieses Jahrhunderts, und die Sache gewinnt sogleich eine andere Bedeutung. Man substituiere z. B. statt des kühlen, so überaus frostigen „mit vielen Verstandeskräften begabten“ den Ausdruck „Genialität“, so haben wir, wie ich glaube, das Rechte getroffen. Daß dem so ist, beweist der Umstand, daß Vater Schiller gleich darauf von der wahren Größe seines Sohnes unumwunden spricht; wenn er auch den „noch immer irre gehenden Sohn“ wie ein kaltes Sturzbad darauf folgen läßt. Also, der Alte weiß, was er an dem Sohne hat. Fahren wir nur fort.

Ist es nun ein zu gewagter Kommentar, eine jener „Rettungen“, an denen die moderne Geschichte so reich ist, wenn ich mir den väterlichen Brief ins Deutsch des neunzehnten Jahrhunderts übertrage? Nach dieser Übertragung, allerdings nicht wort-, sondern nur sinngetreu, würde dieser Brief etwa folgendermaßen lauten:

„Lieber Sohn! (Diese Apostrophe behalten wir bei, weil sie etwas Anheimelndes für uns hat und uns den Beweis gibt, daß man zu allen Zeiten nur: Lieber Sohn! gesagt hat. Lieber Sohn also) Du bist zwar eine geniale Menschennatur, wie sie nicht zum zweiten Male so reich und vollsaftig vorkommt und hast auch bereits hinlängliche Proben der staunenden Welt vorgelegt. Du hast die „Räuber“ geschrieben, welche die bisherige sittliche Weltordnung geradezu auf den Kopf stellen, Du hast einen

„Fiesco“ gedichtet, den Du selbst ein „republikanisches Trauerspiel“ zu nennen beliebst, und hast endlich in Deiner „Kabale und Liebe“ den Kampf um die Rechte des Herzens gegen verrottete Konvenienz aufgenommen, und schon weiß ich vom Hörensagen, daß Du neuerdings an einer neuen Dichtung Dich versuchst, die alle übrigen in den Hintergrund stellen soll. Darin soll eine Szene vorkommen, in welcher ein simpler spanischer Edelmann vor seinem mächtigen Könige und Herrn in die Worte ausbricht: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“ . . .

Aber, mein lieber Sohn! Ich bin auch so ein Stück „sittlicher Weltordnung“, denn ich bin Dein Vater! Und als Dein Vater sage ich Dir: Keine Genialität und streifte sie mit ihrem Fittiche an die Göttlichkeit, darf sich über den Vater erheben, darf vergessen, daß die Familie der unverrückbare Felsen alles menschlichen Bestandes ist. Im Namen dieser Familie ermahne und warne ich Dich: bringe Ordnung in Deinen bürgerlichen Haushalt; denn ohne dies ringst Du Dich nicht zur nötigen Klarheit auf, Du bleibst ein irrlichtelierendes Genie, niemandem zu Nutzen, vielen vielleicht zum Schaden! Du gehst irre, weil Du das nicht anerkennen willst, was Du vielleicht später mit aller Kraft Deines Geistes und Deiner Sprache wirst anerkennen müssen! Du mußt! Hausordnung ist nur ein Abbild der Weltordnung. Und darum, kraft meiner Eigenschaft als Vater, versage ich Dir dieses armselige Darlehen von 300 fl., weil ich aus „Überlegung“ und „selbstgemachter Erfahrung“ so spreche.“

Ich frage nochmals: Wenn wir dem Originaltexte des väterlichen Briefes den eben verlesenen zugrunde legen, steht dann der alte schwäbische Hauptmann nicht ganz anders vor unseren Augen? Gewinnt er nicht wenigstens so viel, daß wir ihm nicht grollen können? Ein moderner Vater, ein Vater etwa, der um das Jahr 1879 herum einen Sohn hätte,

sagen wir, wie unsern Schiller, der hätte sich, hundert gegen eins gewettet, in einem solchen Falle ganz anders betragen. Der hätte das Bittgesuch des Sohnes nicht nur augenblicklich beantwortet, nicht, wie es der alte Johann Friedrich Kaspar getan, der wochenlang über seinem Grolle brütete, bis er die briefliche Donnerwolke losließ — er hätte auch mit Zuhilfenahme aller von der Neuzeit gebotenen postalischen Hilfsmittel, als da sind: Telegraph und Postnachnahme, das Geld auch wirklich gesendet. Hinterher erst wäre ein Schreiben von ihm angelangt, in welchem es wahrscheinlich heißen würde:

„Mein geliebter Sohn! (Diese kleine Steigerung des „mein lieber Sohn" des achtzehnten Jahrhunderts wolle aufmerksam beachtet werden.) Wir schicken Dir in aller Eile das Verlangte, verzeihe uns, wenn es uns trotzdem nicht möglich ist, der Post Flügel anzuhängen. Zwar hat es mich große Anstrengungen gekostet — Du weißt, ich gehöre noch immer in die elfte Diätenklasse — ich habe für Deine teure Mutter den letzten Schmuckgegenstand, der ihr noch geblieben war, belehnen lassen müssen, und auch Deine beiden Schwestern haben ihre Sparpfennige dazu beigesteuert. Darüber aber lasse Dir, mein gefeierter Sohn, auf den unser Elternherz so stolz ist, kein graues Haar wachsen. Dein Genius soll in seinem hohen Fluge unter der Not der Alltäglichkeit nicht verkümmern! Dein Ruhm bleibt die Hauptsache. Alles übrige muß davor schweigen."

Wir Modernen führen eben eine andere Sprache mit unseren Kindern! Und wenn wir auch wollten, unsere Mütter führen in solchen Dingen das große Wort. Ich habe auch nicht gelesen, daß Frau Hauptmännin Schiller, geborene Bäckerstochter Kodweis aus Marbach, einer andern Meinung gewesen, als ihr ehrsamer Herr Gemahl. Im besten Falle hat er ihr gar nicht gesagt, welchen Schreibebrief er an den Herrn Sohn expedierte. Es war eben eine

stahlharte Zeit, und etwas wie friederizianische Luft liegt auf allem, selbst dem kleinsten, was dieser Zeit angehört. Es war die Zeit der großen Erziehungsprobleme und der großen Erziehungsreformatoren, und auch diesem herzoglich württembergischen Hauptmanne steckt so was in seinem Blute, freilich im reaktionären Sinne. Denn das ist nicht die Sprache Jean Jacques' oder Basedows — der Alte war wahrscheinlich ein Todfeind aller dieser Systeme. Es war damals eine Art Erziehungsmanie über die Menschen gekommen, die in ihrem Hauptkerne darin bestand, daß man der bis dahin verkümmerten Individualität zu dem ihr so lange vorenthaltenen Rechte verhelfen wollte. Ihr „Sich-geltendmachen“, ihr freies, ungehemmtes Walten stand obenan. Man wollte keine aufgedrungene Beschränkung; das Individuum sollte sich entwickeln können, wie es ihm Natur und Anlage vorschrieb, nur insoweit gebunden, als es das in sich selbst gefundene sittliche Gesetz ihm vorschrieb. Die Menschen sehnten sich danach, die steifen Formen zu zerbrechen, in die sie nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege, aus Furcht gleichsam, wieder der Verrohung und Verwilderung anheimzufallen, sich freiwillig gepreßt hatten. So kam es, daß alles erziehen wollte. Man hatte die Ahnung, daß nur auf diesem Wege das Heilmittel läge. Natürlich, alle begegneten sich nicht in diesen Theorien, wahrscheinlich auch unser Alter nicht. Aber auch er wollte erziehen, erziehen auf eigene Faust, schlicht und recht, wie er es in seiner altväterischen Beschränktheit verstand — und er hat seinen Friedrich erzogen.

Meine Herren und Damen! Sie haben mir im Verlaufe des heutigen Abends die gütige Erlaubnis gegeben, daß ich meinen Schiller, zur Abwechslung, einmal so lesen dürfe, wie man etwa im Mittelalter seinen Virgil gelesen hat, das heißt: individuell. Sie haben mir damit das wichtige Zugeständnis gemacht, daß ich, ob richtig oder unrichtig, ob falsch

oder der Wahrheit nahekommend, ob den tüchtigsten Biographen, wie Grün, Hoffmeister, Goedeke, die Engländer Carlyle und Lewes und endlich Palleske, entsprechend oder nicht, meine individuelle Auffassung hier vorwalten lassen darf! Und so wage ich denn, gestützt auf Ihre gütige venia cogitandi, meine Vermutung auszusprechen — ich habe mir, wie bereits gesagt, bei keiner der erwähnten biographischen Persönlichkeiten Rats erholt, auch nicht erholen wollen, aber aus einer Art psychologischer Rekonstruktion unseres Schillers heraus wage ich die Vermutung auszusprechen:

Dieser väterliche Brief muß von ungeheuerer Wirkung auf Schiller gewesen sein! Dieser väterliche Brief ist eines der wichtigsten, einschneidendsten und zugleich rührendsten Momente in der Entwicklungsgeschichte unseres Schiller. Dieser väterliche Brief verdient mit goldenen Lettern in jedem Buche über Erziehungskunde verzeichnet zu stehen. Er hat uns unsern Schiller, wenn nicht erzogen, doch jedenfalls miterzogen. Und schon darum sei ihm Ehre und Preis! Wer die Entwicklungsstadien dieses mächtigen Titanen kennt, wird mir vielleicht im stillen beistimmen. Ich wenigstens, immer vorausgesetzt, daß Sie diesem, einer so ungeheuren Erscheinung gegenüber, ein bescheidenes Einzelleben einräumen wollen, ich datiere den wunderbaren Umschwung, der seitdem in Wesen und Charakter Schillers eintritt, jenen merkwürdigen Übergang zur allmählichen Klärung und Harmonie in und mit sich selbst, bis sie zuletzt vollgesättigt und unerreicht im „Wilhelm Tell“ austönt, jenen Eindruck eines vollen und ganzen Menschenlebens, von welchem Goethe, viele Jahre hernach, singt:

> Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
> Lag, was uns alle bändigt — das Gemeine.

ich datiere ihn — seit jenem väterlichen Briefe!

Friedrich Schiller als Haushälter! Auch dieses Kapitel, so unscheinbar, dürftig und nichtssagend es manchem erscheinen mag gegenüber seinem Riesenbilde, hat eine Bedeutung, die

weit hinausreicht über die Neugierde der Alltäglichkeit; es will gelesen und wieder gelesen werden, denn es ist mit ein Stück seines ureigenen Lebens, es ist eine Ergänzung seines kaum fünfundvierzigjährigen Daseins auf dieser Erde. Und auch dieses Kapitel vom „Soll und Haben" eines großen Menschen und Dichters liegt jetzt klar und offen vor aller Augen da, dank der unermüdlichen Suche- und Forschelust seiner Biographen und Herausgeber, und wahrlich, auch Schiller hat darüber nichts verloren, nicht ein Atomchen seines Ruhmes, nicht ein Sonnenstäubchen des durch alle Zeiten strahlenden Lichtes, das seinen Namen umgibt, wird uns verkürzt. Wer lacht z. B. heutigen Tages, wenn er aus dem großen Briefwechsel, den er nach so verschiedenen Seiten hin geführt, erfährt, in welcher skrupulösen und durchaus nicht leichtfertigen Weise er auf Heller und Pfennige seine Honorarverhältnisse ordnet, verbucht und registriert, wie er den Buchhändlern auf Schritt und Tritt besorgt folgt — damit sie sich nicht verkürzt halten; wer lacht, wenn wir ihn geradezu um das Papier feilschen sehen für die Zeitschrift, die er mit seinem großen Freunde in Weimar herauszugeben gedenkt; wer fühlt sich nicht bis zu Tränen gerührt, wenn er die Klagen und Entschuldigungen liest, daß es ihm nicht gelungen sei, eine eingegangene Schuld zum versprochenen Termine abzutragen, und fühlte sich nicht bis ins Innerste bewegt, wenn er sein Budget für den nächsten Winter entwirft, ein Budget, das kaum halbwegs so groß ist, wie jetzt das manches mäßig bemittelten Handwerksmannes; ein Budget endlich, das nur dann seine Richtigkeit hat, wenn störende Zwischenfälle, als da sind: Frieseln und Keuchhusten der Kinder, oder ein „Familienereignis", auf welches ihn seine Frau Charlotte, geborne v. Lengefeld, hoffen läßt, es nicht über den Haufen werfen. Wie er mit klug bürgerlichem Sinne und doch vornehmer Haltung sein Jenaer Landhaus fruktifiziert, welche Verhandlungen vorausgehen, bis er es endlich verkauft, um aus dem

Erlöse das neue Heim in Weimar, wo er von seinem olympischen Freunde nur eine Straße getrennt nahe wohnen wird, für sich und seine Familie aufzubauen. Und wer lacht schließlich, wenn er aus dem handschriftlichen Verzeichnisse des Dichters, der die Wallenstein-Trilogie geschaffen, die Überzeugung gewinnt, daß auch — sein Weinkeller sich im gut assortierten Zustande befindet und einige „Jahrgänge" ausweist, deren Auswahl auf einen ebenso weisen als fachkundigen Kenner schließen lassen? Gesegnet sei noch jetzt jeder Tropfen des edlen Nasses, das aus diesem Keller kam. Gesegnet der Sonnenstrahl, der es reifte auf den Hügeln des Rheins, gesegnet die Hand, die es zum Munde führte! Wie schrieb doch der Alte in seinem berühmten Schreibebriefe aus dem Jahre 1784?

„Es fällt mir gar nicht ein, daß ich eine solche Summe borgen solle, zu immer größerem Nachteile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem vielen, was er versprochen, noch das wenigste halten können. Da wäre ich wohl ein ungerechter Vater!"

Nun! Ist der Sohn ein ungerechter Vater gewesen, der das für seine Kinder mit riesigem Fleiße — und kranker Brust mühsam Erworbene leichtfertig vergeudet? Ein schlechter Haushälter? Ein regelloses Genie, das, unbekümmert um das Heute, auch um das Morgen und Übermorgen in den Tag hineinlebt? Ist sein „Soll und Haben" nicht geordnet, bürgerlich geordnet, beinahe altväterisch? Können Weib und Kinder sich über ihn beklagen? Jetzt hätte der Alte, wenn er könnte, seine Freude an dem großen, so sehr gelungenen Sohne! Jetzt hätte er sich vielleicht dazu bequemt, diesem großen Sohne demütig Abbitte zu leisten. Vielleicht — und demütig? Es sieht das dem alten Soldaten und Gartendirektor Herzog Karls gar nicht ähnlich. Wahrscheinlich hätte er gesagt: „Mein lieber Sohn! Es hat doch gefruchtet. Aber es war auch Seine Pflicht!"

Dieses letzte Wort! Wie ein mächtiger Posaunenschall, der aus weiter, weiter Ferne immer näher an uns herandringt, tönt es in unsere Tage herüber. Plötzlich steht vor unseren Augen die unansehnliche und doch Weltgedanken in sich bergende Gestalt eines anderen. Trägt sie nicht bekannte Züge? Ist das nicht der Königsberger Weise, der niemals über das Weichbild seiner Stadt hinauskam und dennoch in beiden Welten so heimisch war, in dieser, wie in jener? Brauche ich erst dieser Versammlung zu sagen, was Immanuel Kant für unseren Schiller bedeutete? Wie und was Schiller aus diesem ewigen Jungbrunnen der Menschheit geschöpft hat — es haben sich seitdem andere mit ähnlicher Etikette und ähnlichem Gehalte aufgetan und doch mit so unendlich unähnlicher Heilkraft, denn es gibt auch gefälschte Jungbrunnen — das zu erörtern, hier und in dieser Stunde zu erörtern, kann nicht meine Aufgabe sein. Aber getrunken daraus mit vollen Zügen hat Friedrich Schiller, der Poet, wie kein zweiter weder vor noch nach ihm. Sein Durst nach dieser Quelle höchster Sittlichkeit war so groß, daß daraus lange Zeit hindurch ein landläufiger Vorwurf entstand, Schillers Poesie hätte darunter gelitten. Wie töricht, wie unüberlegt, wie schon längst widerlegt! Als ob die höchsten Aufgaben philosophischen Denkens sich getrennt darstellen lassen ohne die höchsten Aufgaben der Poesie; als ob es nichts wäre, wenn ein ganzes Volk einem Manne, dem Manne seiner Wahl, dem Errater seiner tiefsten Wesenheit, das Prädikat erteilt, sein eigentlicher Lehrer gewesen zu sein. Gewiß stimmen Sie mit mir am Schlusse dieser meiner Worte — vergessen Sie noch einmal nicht: Sie haben mir eingeräumt, Schiller so zu lesen, wie man den Virgil im Mittelalter gelesen hat — in der einen Folgerung überein: Zwei Faktoren sind es, die wie mächtige Wächter an der Schwelle der wunderbaren Entwicklung stehen, die seit 1784 in Schiller hervortritt. Der eine nennt sich Immanuel

Kant, will sagen: sein stahlharter, alles zermalmender, kategorischer Imperativ. Der andere aber war jener väterliche Brief.

J. F. Castelli.

Es ist kein Stern ersten Ranges am literarischen Himmel erloschen, kein Name, der sich mit Flammenzügen in das Gedächtnis der Nachwelt eingetragen, und es mit zwingender Gewalt packt, daß es ihn behalten muß, ist aus dem Buche der Lebenden gestrichen worden, keiner jener bedeutenden Existenzen, aus deren Gehirne Licht, Erhebung und Erlösung über ganze Zeitepochen sich ergießt, hat den irdischen Schauplatz ihres Wirkens verlassen, und doch! Castelli ist gestorben. Nicht nur ein alter lebensschwacher Mann ist mit ihm zu Grabe bestattet worden, ein ganzer Begriff, eine typische Form, ein Zeitcharakter hat für immer die Augen geschlossen — und der alte Mann wird uns fehlen! Wir werden ihn überall vermissen, auf Schritt und Tritt wird uns die Erinnerung an seine Gestalt, an sein Tun und Lassen nachgleiten, und es wird eine geraume Weile vergehen, bis wir ihn vergessen haben werden. Denn der alte Mann hieß, um alles in allem zu sagen — Castelli!

Es sind noch nicht sechs Wochen her, da waren wir mit ihm bei einem gemeinschaftlichen Freunde in einer Soiree zusammen. Die Gesellschaft bestand zum großen Teile aus geistreichen Herren und Damen, und doch lagerte über ihr jener unsagbare Geist von Gedrücktheit, der sich unverkennbar auf allen Gesichtern abspiegelt und sich in einem gewissen Spiele der Mundwinkel kundgibt, nämlich der der Langeweile. Nicht, als wenn die versammelte Gesellschaft nicht alles aufgeboten hätte, um sich gegenseitig zu unterhalten. Man sprach von Politik, Literatur, ja sogar von Philosophie, denn aus einem Winkel des Salons ertönte ganz

deutlich eine Konversation über Schopenhauer; und die über dessen „Welt als Wille und Vorstellung“ sich unterhielten, waren ein Herr und — eine Dame! Castelli, man sah es ihm an, schien fürchterlich zu leiden. Er zog mich in eine Ecke des Zimmers und flüsterte mir mit der Miene eines ertappten Verbrechers in die Ohren: „Freund! verrate mich nicht, aber ich langweile mich sehr.“ Da gab die Frau des Hauses das Zeichen zum Aufbruch; es ging zur Tafel. Aber selbst an den reich besetzten Tisch hatte sich ein stummer Gast gesetzt, eine halbe Stunde aßen und tranken wir bereits, und noch immer zog sich die Unterhaltung wie ein öder Steppenfluß in unendlicher Langsamkeit hin. Da ermannte sich Castelli; mit einem fragenden Blicke auf die rings um die Tafelrunde sitzende Gesellschaft zog er ein dickes, geschriebenes Buch aus der Rocktasche und begann zu lesen. Ich kann mich an Inhalt und Titel der Dinge nicht mehr erinnern, die sämtlich aus seiner Feder waren, aber es waren sogenannte „starke“ Sachen. Es währte nur wenige Minuten, und wie mit einem Zauberspruche war das Siegel des Bannes von der Gesellschaft gelöst. Die Damen kicherten und lachten, den Herren rannen die hellen Tränen über die Wangen. Hie und da flog ein starkes Erröten über ein verschämtes Antlitz, und schnell wurde das deckende Batisttuch über die verräterische Farbe geworfen. Aber das alles störte und beirrte den alten Mann nicht weiter; er las und las, bis er mit einem Dutzend seiner lustigen Schnurren fertig geworden war. Es war zwei Uhr in der Nacht, als wir in der heitersten Stimmung uns zum Aufbruche rüsteten. Der alte, zweiundachtzigjährige Castelli hatte die Ehre des Abends gerettet.

Dieser eine Zug — und wie viel hundert andere könnten die Freunde von ihm erzählen! — ist bezeichnend genug für das ganze Wesen des Nestors unter den österreichischen Dichtern, und darum wird uns der alte Mann

fehlen, überall fehlen, wo wir sonst mit ihm gesessen und gelacht und oft nur durch ihn allein gelacht hatten.

Derselbe Mann, dessen natürlicher Heiterkeit es gelang, sechs Wochen vor seinem Tode, in eine ennuyierte Gesellschaft die Sprühteufelchen seines Spaßes zu werfen, derselbe Mann konnte, als wir ihm vor zwölf Tagen zum letzten Male die Hand drückten und ihn gegen sein uns wohlbekanntes Verbot fragten: „Wie geht's?" ernstlich böse werden. Er konnte diese Phrase nicht leiden, denn sie erinnerte ihn an die Vergänglichkeit und an das, was ihr nachfolgt. „Wie geht's?" gemahne ihn, sagte er einmal höchst feierlich zu uns, an: „Warum gehst du so lange?"

Und nun ist er auch tot, heimgegangen zu jener Generation, von der er einer der letzten Epigonen war. Einer der wenigen „Altwiener" hat den Gang in das Jenseits angetreten.

Vielleicht der letzte und einzige „Altwiener," der diesen Namen noch mit Recht verdient.

Wir, die Lebenden, namentlich die Jüngeren unter uns, sind gewohnt, wenn wir dieses Wort aussprechen, es mit einem gewissen Lächeln der Überlegenheit zu begleiten. Das „Capua der Geister," wie es der größte dramatische Dichter nach Schiller und Goethe, wie es Grillparzer nennt, dem eben in diesem „Altwien" der erste Lorbeer grünte, taucht vor unseren Augen auf, und zwischen seinen Mauern und Gassen sehen wir nichts als Schlaraffen und Genußmenschen herumwandeln, wie in jenem Kindermärchen, das uns von einer Stadt erzählt, wo die Häuser aus Marzipan und die Dächer aus kandiertem Zucker bestanden. Aber wir, die Jüngeren unter uns, gehen, offen gestanden, in der Beurteilung und Verurteilung des alten Wiens nicht mit ganz redlichen Mitteln vor. Wir haben einen Nebengedanken in uns, den wir nicht aussprechen, den wir nicht auszusprechen wagen. Regt sich nicht etwas Neid und Schelsucht in uns,

wenn wir des untergegangenen Wiens gedenken? Unter den Zuckungen einer neuen, ereignisschweren Zeit das geworden, was wir sind, mit einem Fragezeichen auf der Stirne gleichsam zur Welt gekommen, das an alle Gestaltungen des Staats- und des geselligen Lebens die Aufforderung um eine Antwort richtet, unruhig, zerfahren, unmutig, wie wir sind — wen überschleicht es nicht, trotz aller Ahnung herandämmernder besserer Zeiten, zuweilen mit einer Empfindung von Bedauern, daß jenes „alte" Wien, wie Vineta, die Meeresstadt, immer mehr und mehr in die Wogen der Vergessenheit versinkt? Es ist so vieles besser, kräftiger und gesunder geworden in unserem Staate; die Miasmen jenes blumenumblühten Sumpfes, den die „gute alte" Zeit allmählich aus unserem herrlichen Lande und Volke gebildet, sind größtenteils verflogen; wir gehen sicherlich einer normalen, gesunden Entwicklung entgegen. Noch aber haben wir nicht jene Harmlosigkeit im Schaffen, jene innere Lebensfreudigkeit, jenes naive Behagen an den Erscheinungen des Lebens erlangt, ohne die der Begriff der Gesundheit ein illusorisches Phantasiegemälde bleibt. Wir aber stehen erst im beginnenden Stadium der Genesung!

Sonderbar! wir, die noch krank sind, aus deren Ringen und Streben sich noch kein fertiges Gebilde gestalten kann, wir sind es gewohnt, diesen „Altwienern," wenn es hoch kommt, ein mitleidiges Almosen des Bedauerns ins Grab nachzuschicken. Dieser „Altwiener" wird aber immer eine der merkwürdigsten ethnographischen Spezialitäten bleiben. Woher kam ihm bei allem Drucke von oben nach unten, woher strömte ihm mitten in dem erstickenden Samum eines auf jede selbständige Geistesregung eifersüchtigen Regimes jene Harmlosigkeit und Lebensfreudigkeit, jenes gesunde Herausfühlen und Genießen, jene Heiterkeit der Anschauung zu, die unter allen Umständen ihre rosige Farbe beibehielt? Nichts deutet mehr auf den tüchtigen Kern unseres Wieners,

nichts beweist mehr, was unter einem anderen Systeme aus ihm zu machen gewesen wäre, als das eine. Ein anderes Volk wäre verbissen, unmutig, unangenehm geworden — aus unseren Altwienern ging Castelli hervor, der Castelli, wie wir ihn alle gekannt haben.

Man muß die Memoiren des Dahingeschiedenen, die er bis an die letzten Grenzmarken seines Lebens aufgezeichnet hat, lesen, um ein richtiges Bild jener merkwürdigen Charaktere zu erhalten. Diese Aufzeichnungen des alten Mannes sind an und für sich kein literarisches Meisterwerk, aber sie werden, namentlich in bezug auf seine Jugendgeschichte, immer einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kenntnis einer ganzen Zeitepoche bilden. Welche Stürme brausen über und neben ihm, und welche ungebeugte und unverminderte Lebenslust daneben!

Die ungeheuersten Erscheinungen treten an ihn heran, und daneben, welches heitere, fast kindische Spielen mit dem Schrecken! Er ist reif genug, um die französische Revolution zu verstehen, er sieht das aufsteigende Gestirn des gewaltigen Imperators, er hört die herannahenden Donnerschritte der Heere, die die Fluren unseres Vaterlandes zerstampfen sollten — und denkt nur an seine Rollen im Liebhabertheater! Er schreibt Kriegslieder für das Heer, und wird dafür vom fränkischen Gewaltherrn auf die Proskriptionsliste gesetzt, deren letzter Grund sechs Kugeln in den Leib waren — und verliert nicht die Laune darüber. Die Welt nimmt andere Gestaltungen an — und er legt sich eine Sammlung von Theaterzetteln an. Er erlebt die Februarrevolution, die Regierung Louis Philipps, den 48er Orkan und die allmählich aber sicher heranschreitende Zeit der Reform des Jahres 1860, er sieht draußen vor dem Schottentore das unscheinbare Gebäude sich erheben, das die Zukunft Österreichs in sich birgt — und die Kollektion seiner Dosen wird immer reichhaltiger, und das Buch der Witze, wie sie das rasch-

pulsierende Wien täglich erzeugt, wird immer foliantenreicher. Die Dinge und Menschen verändern sich um ihn, seine Jugend blüht ab, sein Mannesalter geht zur Neige, die Runzeln rücken heran, und er bleibt immer derselbe, sei es in der „Ludlams-“, oder in der „Baumannshöhle“, im „Supiritum,“ oder auf der „grünen Insel“. Wer am längsten lacht, das ist er, wer am besten des „Lebens Unverstand“ mit Vernunft zu genießen versteht, das ist wieder er, und wer, ein zweiundachtzigjähriger Greis, einer Gesellschaft bis tief nach Mitternacht helle Tränen — des Lachens zu entlocken weiß, das ist wieder er, der alte, liebenswürdige, altwienerische Castelli! — —

Der Gedanke liegt uns ferne, hier von Castelli als Schriftsteller zu sprechen. Die Erscheinung, das Wesen des uns liebgewordenen Greises, seine Bedeutung für unsere Stadt sollte festgehalten werden. Was er dem deutschen Parnasse geleistet, darüber mag man an anderen Orten reden — oder schweigen. Der Mann gehörte so vielen Perioden, Literaturrichtungen und Stimmungen an, von der ersten Aufführung des Don Carlos bis — zu unsern Feuilletons, daß selbst eine bedeutendere Kraft, als er sie darstellte, dazu gehörte, selbst nur auf einem Felde mit einigem Rechte genannt zu werden. Vor dem Auge des künftigen Literarhistorikers, dem die gesammelten und noch nicht gesammelten Schriften Castellis vorliegen werden, dürfte nur weniges, und selbst dieses wenige nur bedingt Gnade finden — aber der alte Mann wird darum doch nicht vergessen werden. Sein „Thomas Haase“, der stotternde Rekrut, wird noch lange, lange das Entzücken derjenigen bleiben, die für empfangene Genüsse das treueste Gedächtnis haben, nämlich der Kinder, und manche in Goldschnitt aufgebauschte Poetenseele der Gegenwart dürfte um diese Zeit schon längst den Schlaf der Gerechten schlafen. Und auch diejenigen, für deren Anschauungs- und Denkweise er mit Vorliebe den Dolmetsch

machte, deren Lodenrock er so gerne trug, mit deren Pfeifenstummel im Munde er dem Maler saß — die Bauern des Erzherzogtums Niederösterreich werden ihn nicht so leicht aus ihren Seelen fallen lassen. Hoch droben an den Abhängen unserer Alpen wird vielleicht, wenn wir alle nicht mehr sind, in einer Sennerhütte, zwischen zwei Bauernburschen ein Wettstreit darüber entstehen, wer denn das „G'sangl", das der eine von ihnen zur Zither angestimmt, „gemacht" habe. Ein alter Bauer, der in die Stube tritt, endigt diesen literarischen Streit. Er hat von seinem Vater gehört, und das ist eine geraume Zeit her, und der will es wieder von seinem Vater gehört haben, das „G'sangl" sei von dem alten Castelli in der Wienerstadt. — —

Sei ihm die Erde leicht!

Johann Nestroy.

Noch hat sich die kühle Gruft draußen auf dem Währinger Friedhofe nicht geschlossen über der sterblichen Hülle des Mannes, der in seiner doppelten Eigenschaft als Schriftsteller und Schauspieler so tiefe und einschneidende Furchen in das Leben einer Wiener Generation gezogen hat; noch hat ihn der Sarg nicht aufgenommen, dem voraussichtlich ein großer Teil unserer Bevölkerung als Leidtragender folgen wird, und schon drängt es uns, dem Dahingeschiedenen einen Nachruf zu widmen, wie wir ihn eben, die ohne jede persönliche Berührung diese geniale Erscheinung nur aus der Ferne zu beobachten die Gelegenheit hatten, also ohne Rück- und Absichten auszusprechen vermögen. Zeigt dieses Beginnen nicht von zu wenig Pietät und Zartheit? Sollten wir der Mahnung jener im Volksgemüte wurzelnden Sage nicht eingedenk sein, die da behauptet, man solle in Gegenwart eines noch nicht zur ewigen

Ruhe Eingegangenen kein Wort des Tadels reden, weil der Verstorbene bis zur letzten Scholle Erde, die auf seinen Sarg hinabkollert, selbst das leiseste Geflüster vernehme? Wir denken, nein! Eine so bedeutende, eigentümliche, selten oder gar nie wiederkehrende Kraft, wie sie Nestroy darstellt, verdient es, daß sich die ungeschminkte Wahrheit, die rücksichtslose Beurteilung seines Wirkens gerade an seinem Grabe ausspreche; der volle Kranz, den wir ihm aus vollem Herzen wünschen, verliert dadurch wenig an seinem Blätterreichtum. Man ehrt den Toten nicht durch Schweigen und Verschweigen, sondern oft mehr dadurch, daß man sich das vom Herzen losredet, was man gegen ihn im Leben darauf lasten hatte — und wir haben gegen Nestroy manches auf dem Herzen.

Vor allem müssen wir der hier und da gehörten und gelesenen Meinung widersprechen, als sei mit Nestroy „wieder" eines der letzten Fragmente jener eigentümlichen Spezialität zerbröckelt und abgebrochen worden, die man „Alt-Wien" nannte. Im Gegenteile! In Nestroys ganzem Wesen, von den ersten Anfängen bis zu den letzten Ausgängen seines Wirkens, pulsierte der Herzschlag einer neuen Zeit; nicht der Epigone von Zuständen und Anschauungen, die an unserem Horizonte untergegangen, ist mit ihm ins Grab gestiegen, nein, der vollsaftige Baum, dessen Sprößlinge weit und breit umhergestreut sind und auch zu Bäumen aufstreben wollen, ist gefällt worden. Nestroy ist, wenn sonst einer so genannt werden kann, eine der Typen des neuen Wien, wie es sich nach den dreißiger Jahren dieses Säkulums herausbildete. Zwischen ihm und dem Mann, der draußen in Gutenstein in kühler Erde ruht, zwischen ihm und Ferdinand Raimund klafft der Abgrund eines Unterschiedes, wie er nicht tiefer gedacht werden kann. Ferdinand Raimund stirbt, nachdem er, charakteristisch genug, das poetische, duftige Märchen des „Verschwenders" als sein letztes Vermächtnis, gleichsam als

Symbolisierung des alten Wien niedergeschrieben hat. Wie sein Verschwender vergeudet auch dieses alte Wien seine Herzens- und Gemütsschätze in blindem Übermute, als ob niemand nachkommen könnte, der Rechenschaft fordern würde, und mit instinktivem Takte läßt er neben ihm die mahnende Stimme des Bettlers ertönen. Das ist bereits der Geist der herandämmernden Gegenwart, der das „après moi le déluge“ nicht kennt, das mahnende Gewissen, das sich von Sinnentaumel und Schlaraffenindolenz nicht mehr übertönen läßt, die Stimme eines Dichters, die durch eine göttliche Inspiration plötzlich auf dem Volkstheater des alten Wien ertönt.

Raimund stirbt und Nestroy tritt dessen Erbschaft an. In die Feenphantasie der Raimundschen Dichtung schrillt der vorlaute Pfiff der Nestroyschen Wirklichkeit; die Allegorie steht jetzt plötzlich ihrer Flitter und Hüllen entkleidet da, die scharfe Morgenluft des „Lumpazivagabundus“ macht sie frieren, aber erbarmungslos wird sie davongejagt, und mit satirischen Bemerkungen, die ihr den letzten Tropfen Blutes aus den Adern treiben, zu dem Hause hinausgeworfen, in welchem sie vordem ein so vergnügtes und vergnügliches Dasein geführt hatte. In rascher Aufeinanderfolge wird nun jede Ritze und Lücke des verlassenen Hauses in Beschlag genommen; fast als ob er fürchtete, daß selbst die Schatten der abgesetzten und entthronten Feen und Zauberer noch mächtige Zugkraft ausüben könnten, fegt Nestroy mit revolutionärer Hast jede Erinnerung, jedes Blättchen, das an das Gemütsleben der vergangenen Tage gemahnen könnte, hinweg, übertüncht die farbigen Wände mit dem ätzenden Kalke seiner Satire und zeichnet nun als Alleinherrscher in lebensgroßen Figuren die seinem Kopfe, nicht seinem Gemüte entquollenen Gestalten, wie sie da in seinen sechzig Stücken auftreten, alle mit derselben Sicherheit und jener Porträtähnlichkeit, wie nur er sie zu eigen hatte. Kein süßes, trauliches Dämmerlicht mehr! Kein Symbolisieren und Allegorisieren mehr! Die Farben werden frisch auf die

Palette gelegt und mit erschreckender Kühnheit, mit einer ans Laszive grenzenden Geschicklichkeit entsteht Gestalt auf Gestalt, keine poetisch, aber beinahe jede von jener packenden Dialektik und einschneidenden Frechheit, die sie als Schöpfungen beinahe zum Gebiete der Poesie hinanheben. Dazu kommt ein Ingrediens, das dem Wiener Volksstück bis dahin nur in geringer Quantität beigegeben war — die Zote tritt mit einem Male als souveräne Macht auf, die faunenhafte, halbverhüllte Schönheiten mit zweideutigem Lächeln andeutende Zote, die häßliche Genossin der Nestroyschen Muse, ohne die, wie es fast scheint, sie keinen Schritt vorwärts kann, mit der aber sie sich sicher fühlt. Anfangs schüchtern und verlegen, wird sie zuletzt breit und bequem, daß sie geradezu vermißt wird, wo sie nicht erscheint, und das Gericht einer Nestroyschen Posse wird unschmackhaft genannt, das nicht von dem scharfen Gewürze des beliebten Duftes durchströmt ist.

Aber auch Nestroy stirbt, und siehe da! sein Vermächtnis ist kein „Verschwender“, kein kläglich mahnender Bettler ruft es seinem Volke zu, daß es seinerzeit sein Lachen und seine Freude von den innerlich faulen „Amüsements“ und läppischen Dingen abwenden möge, die ihm jetzt Tag für Tag auf unseren „Volksbühnen“ geboten werden. Nein, nein! Die Saat ist zu üppig ausgestreut worden, als daß sie nicht zu vollkörnigen Halmen hätte aufschießen sollen, die Nestroysche Wirksamkeit hat zu tiefe Furchen in dem Geschmacke einer ganzen Generation gezogen, als daß über Nacht andere und gesündere Pflanzen nachdrängen sollten und könnten. Im Gegenteil! Unkraut wuchert auf Unkraut, und noch ist es nicht abzusehen, wie das Feld einmal anders zu bestellen ist. Nestroy stirbt — und noch kurz vor seinem Tode ersinnt er unter homerischem Gelächter der Wiener jeunesse dorée als Sansquartier, in den „Dreizehn Mädchen in Uniform“ neue Witze und Anspielungen für seinen berühmten Kommentar der deutschen Klassiker und summt als frivole Fliege um die

aus der miasmengeschwängerten Pariser Luft an das Donauufer versetzte Offenbachsche „keusche“ Eurydice.

Es muß, so hart es klingen mag, gesagt werden: Das ist Nestroys Vermächtnis! Vom „Lumpazivagabundus“ angefangen bis herab auf die summende Fliege im „Orpheus“, welch eine Kette von Attentaten, die, je genialer sie ausgeführt wurden, desto penetranter in alle Poren und Venen des Volksgeschmackes eingriffen; welch ein fortgesetzter Mißbrauch eines von dem Weltgeiste verliehenen großen Talentes! Er mußte dahinkommen, wo er zuletzt anlangte. Erschöpft in seiner Schöpferkraft, verlassen von den Eingebungen seines Genius, wußte er am Ende nicht, auf welche Weise den Überschuß seiner geistigen Kraft verwenden. Da erschien der kleine Offenbach am Horizont. Nestroy war gerettet, nicht der Dichter, aber der Schauspieler. Und dieser hat uns, ungleich dem poetischen Raimund, das Vermächtnis hinterlassen, an dem wir, wie es allen Anschein hat, noch sehr lange zehren und abzehren werden, das Vermächtnis nämlich, die Produkte einer unserem Volksgemüte gänzlich fremden, überreizten und ungesunden Phantasie demselben Wien gewaltsam aufgepfropft zu haben, für das Ferdinand Raimund seinen „Bauer als Millionär“ und Wenzel Müller seine heiter spielenden Weisen geschrieben hatten!

Es war eine eigentümliche Schickung, daß dem Manne, den wir vielleicht mit allzu großer Härte beurteilen, das doppelte Talent der Gestaltungs- und der Darstellungsgabe von der Natur verliehen worden war. Die erstere übte ihren vollen dämonischen Zauber erst mittels der zweiten aus. Sie bedingten sich beide so sehr in- und durcheinander, daß die eine ohne die andere nicht getrennt zu denken ist. Wem, der aufmerksam die gesellschaftlichen Erscheinungen zu verfolgen pflegt, wird es entgangen sein, welche unheimliche Macht die Nestroysche Phrase und die Nestroysche Gebärde in der Wiener Gesellschaft geworden. Nicht „unten“ allein, und wunder-

barerweise viel seltener in jenen Schichten, die wir mit „Volk“ titulieren, als vielmehr da „oben“, gerade in jenen Kreisen, die von dem Firnis der Erziehung und Bildung überzogen gedacht werden, hat sie ihre üppigsten Ableger gefunden und wurde und wird am meisten gehegt. Seinem ganzen Wesen nach eine lebendige Travestie und Satire auf gewisse Auswüchse überbildeter Zivilisation, mußte Nestroys Genius gerade in seiner Phrase und Gebärde von jenen am richtigsten aufgegriffen werden, die ein angebornes Verständnis dafür mitbrachten. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß die Söhne jener Väter, die noch von Schillerschen Zitaten überströmten oder Raimundsche Couplets vor sich hinträllerten, daß die Söhne derselben Väter, die mit einem gewissen naiven Enthusiasmus sich der Tränen nicht schämten, die sie im Theater reichlich vergossen, jetzt auf die Phrase und Gebärde ihres Meisters Nestroy schwören. Wohin man horcht, tönt sie in ihrer vielbedeutenden Zweideutigkeit entgegen, wohin man sieht, grinst sie mit der stereotypgewordenen Haltung des genialen Mimen dem Beschauer zu. Mehr als man ahnt, hat diese unheimliche Macht im Wiener Leben Platz gegriffen, und noch ist nicht abzusehen, wann sie zu ihrem Abschluß gelangen wird. Es ist eben die Wirkung einer so genialen Potenz wie die Nestroys, daß sie fortzeugend, selbst gegen ihren Willen, ihren verderblichen Weg fortsetzen muß; solche Kräfte sind mit einer Art elementarer Unwiderstehlichkeit ausgerüstet, die, was sie ergreift, mit sich fortreißt, und auch festhält.

Ob wir da nicht auf eine vielleicht zufällige, momentane und mit dem Momente auch verschwindende äußerliche Erscheinung zu viel Gewicht legen? Ob wir uns nicht da in ein vielleicht moralisierendes Paradoxon verrannt haben?

Wir denken: nein! Keine Erscheinung im gesellschaftlichen Leben ist unbedeutend und darf übersehen werden, aus der man, wenn auch nur annähernd, eine andere weit wichtigere

Erscheinung erklären kann. Und so nehmen wir keinen Anstand, die Behauptung aufzustellen, daß ein großer, ja vielleicht der größte Teil jener geistigen Ernüchterung und Kühle, mit der das jetzige Wien, namentlich, was die Bühne betrifft, an die Schöpfungen der Kunst herantritt, mit auf Rechnung jener Nestroyschen Phrase und Gebärde zu setzen sei, deren Macht jeder an sich selbst erprobt hat. Und wenn wir selbst das Burgtheater, das vor allen dazu berufen ist, den heiligen Funken der Begeisterung auf seinem Herde zu wahren, hie und da die Bahnen verlassen sehen, um auch andere nicht immer lobenswerte Leckereien für den überreizten Gaumen aufzusuchen, sollte auch diese Erscheinung nicht aus jenem Geiste der Zeit zu erklären sein, der aus der Nestroyschen Phrase und Gebärde seine Nahrung sog? Sollte die flüchtige Hast, die man jetzt den klassischen Meisterarbeiten unserer Väter gönnt, um bei der nächstbesten, dem französischen nachgeschmiedeten Bluette noch zu bereuen, daß man sie eben gegönnt hat, nicht in unsichtbaren Kanälen zu jenem Wege führen, den der eben zur Kirchhofsruhe eingegangene Altmeister vorgezeichnet hat? . . .

Doch wir brechen ab! Ist doch selbst das wenige, was wir auf dem Herzen hatten, vielleicht zu lieblos und gegen unsere Absicht zu wenig dem Momente anpassend ausgefallen. Disteln und Dornen wollen wir nicht in den Kranz flechten, der dem toten Dichter und Mimen mit vollem Rechte gebührt. Kein Totengericht wollen wir halten, sondern nur konstatieren, welch eine weitreichende und tiefgreifende Tätigkeit mit dem Manne erloschen ist, den sie morgen draußen auf dem Währinger Friedhof nach einem Leben voll Arbeit, Anstrengung und Kampfes bestatten werden. Ziehen wir das Fazit dieses äußerst merkwürdigen Lebens, wie wird es lauten?

Nestroy war ein Produkt seiner Zeit, jener nüchternen, zersetzenden, nivellierenden Zeit, die mit hämischer Schadenfreude den Erscheinungen zu Leibe geht und die Satire der

realistischen Eingenommenheit an alles Ideale legt. Die Natur hatte ihn so ausgestattet, und ihrem Rufe mußte er folgen. Es ist eben die Zeit des Überganges, unter dem wir sowohl politische als soziale und künstlerische Zustände leiden sehen, die zumeist solchen Charakteren zur Geburtsstätte dient. Wie verderblich der Genius dieses Mannes in seiner Sphäre im großen und ganzen gewirkt haben mochte, er folgte hierin nur dem Walten eines Naturgesetzes, das sich zur Heilung ungesunder Zustände derartiger Kräfte bedient. Unser Volksleben wird einst wieder die volle Röte der Genesung erlangen, das Übergangsstadium wird zum Abschluß kommen; dann wird vielleicht aus jenen realistischen Zerrbildern Nestroys, die jedenfalls ein bedeutendes Blatt in der Kulturgeschichte einnehmen werden, eine Saat aufgehen, deren volle Frucht — ein echtes Volksstück sein dürfte.

Nikolaus Lenau als Hörer der Medizin.

Aus der Erinnerung eines Kollegen.

Wir kamen von der Restauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter diesem Worte der bekannte Wahlakt in den ungarischen Komitaten zu verstehen ist, wie er alle drei Jahre stattfindet. Ich hatte alle Leiden und Freuden dieses schönsten Tages im ungarischen Munizipalleben mitempfunden, ich war nicht neutral geblieben, und als der Abend kam, ließ ich im freudigen Siegesgefühl die rote Feder, das Banner unserer Partei, von meinem Hute herabwinken. Die „Roten“ waren durchgedrungen, zerknittert und gebrochen warfen die „Weißen“ ihre Zeichen hinweg, sie waren schmählich durchgefallen. Es ist so schwer, selbst dem passivsten deutschen Zuschauer, für dieses Treiben gleichgültig zu bleiben. Man hat Partei genommen, ehe man daran denkt. Das war auch das Bewandtnis mit meiner roten Feder; ich hatte die süße

Unschuld eines objektiv dreinschauenden Deutschen mitten im Parteikampfe verloren. Die Restauration war so eigentlich noch nicht zu Ende. Die „Stände“ bankettierten erst jetzt im Komitathause; aber Dr. K., unser freundlich, trefflicher Hausarzt, mit dem ich zur Restauration gefahren, war müde, schläfrig und — verdrießlich; er trug eine weiße zerknitterte Feder in der Rocktasche, während ich die meine wie Mephisto vom Hute herabfunkeln ließ, wenn er sich gerade unter seinen „lieben Kleinen“ befindet.

Mich belustigte das sehr; denn der Doktor, sonst faul und phlegma-verknöchert, prosaisch wie eine Latwerge und indifferent wie ein Rezept, war durch die Restauration zum erstenmal seit drei Jahren aus allen diesen Hüllen, die seinen ganzen Menschen ausmachten, herausgeschält worden. Wir fuhren über eine lange meilenweite Pußta. Das schönste Mondlicht lag darauf, und phantastisch öde wie ein verlassener Weltball dehnte sie sich vor uns. Aber verlassen war sie nicht; gespenstergleich flogen weidende Rosse an uns vorüber, und der Csikos, ihr Hüter, schaute schlaftrunken aus seiner Bunda auf. Eigentümlich rieselte das Mondlicht in diesem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Pan-Ruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruhelose Gegenstand auf der Pußta war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und schlief. Vor unsern Pferden tauchten mit einem Male, wie aus dem Boden herausgewachsen, drei zusammengekauerte Gestalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Restauration, schlaue, herrlich gebräunte Gesichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rote Parteifarbe auf meinem Hute sah, schrie er: „Eljen, Eljen! K...ty“ (den Namen des eben gewählten ersten Vizegespans). „Eljen!“ gab ich zurück. Alsogleich strich der Zigeuner über seine Geige und brachte die ersten Klänge das bekannten Restaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberstück flog zum Wagen hinaus. Dafür schickte mir der Braune das ganze

Lied, als klingenden Dank über die Pußta nach. Wundersam zerrannen die Töne. Ich wußte nicht wie, plötzlich stieg Lenaus schönes Gedicht in mir auf, das er unter denselben Menschen, denselben Gefühlen vielleicht gedichtet hat:

Drei Zigeuner fand ich einmal
Lehnen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk in müder Qual
Schlich durch die sandige Heide.

Ich hatte das Gedicht vor mich hingesagt, halblaut. „Ein schönes, schönes Gedicht von diesem Lenau," meinte da mit einem Male der Doktor, aber mit so seltsam bebender Stimme, daß ich aufmerksam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?" fragte ich beinahe beleidigend erstaunt. „O, ich verzeihe Ihnen diesen Ausruf", sprach der Doktor darauf, „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh morgens Ihro gräfliche Gnaden um dero Nachtschlaf befragen und mit andächtig lauschender Miene den Pulsschlag dero zarten Hand betasten sehen, weil sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieser Doktor müsse stets in diesem Gehäuse gesteckt haben. Aber ich protestiere dagegen, ich protestiere mit Leib und Seele dagegen. Ich stand Nikolaus Lenau einst viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm studiert, ich habe mit ihm gewohnt." „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unserer Bekanntschaft?" „Was wollen Sie?" meinte der Doktor grimmig, „man ist nicht immer gestimmt, von Nikolaus Lenau zu sprechen — besonders nicht nach dem Pulsfühlen Ihro gräflichen Gnaden." Damit schwieg er. Aber in der Seele des Menschen gibt es wie in alten Prachtpalästen gewisse Gemächer, die Jahre lang verschlossen, unbetreten, ja fast unheimlich sind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die schrillen Töne schüttern zwar den Staub, aber auch die Geister der Erinnerung auf,

die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu sprechen:

„Nikolaus Niembsch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediziner, am Leichentische hatten wir flüchtige Kollegenbekanntschaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden — wenn Sie gegen diese Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Thersites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zusammen. Mir tönen noch die Klänge von Lenaus Gitarre vor, die er meisterhaft zu spielen verstand; wenn ich schon längst im Bette, saß er träumerisch am Fenster, und ließ wundervolle Weisen aus dem Instrumente hervorquellen; ich sehe ihn noch im Mondlicht dasitzen und phantasieren. Er phantasierte da wohl auch von seiner Minna, vielleicht die ersten Liebeslieder. Wo mögen die schönen, geistvollen Gedichte und Briefe hingekommen sein, die er an sie schrieb? Lieder, die er nicht in Abschrift behielt und die vielleicht später ihm nicht mehr genügten, in seine Sammlung nicht aufgenommen sind. Lenau vertauschte später die Gitarre mit der Geige; er meinte: ‚Die Gitarre ist zu viel Holz, sie gibt mir nicht das, was ich will, in der Geige aber ist Menschenlaut‘. Sie wissen vielleicht nicht, wie trefflich er auch diese zu spielen verstand, besonders wenn er in Stimmung war — früh morgens oder nachts in einer ungarischen gatya, ein idealisierter Sohn der Pußta. Übrigens war er damals noch nicht, was man einen großen Poeten nennt; Lenau hat sich sehr spät entwickelt; alsdem stellte man ihm sogar ein schlechtes Prognostikon. Wie so? Nun, Lenau war mit den zwei Dichtern J. G. Seidl und Ludwig Halirsch bekannt worden. Diese Poeten hatten damals schon ihren Platz auf dem österreichischen Parnaß, Lenau war noch nichts; er las ihnen seine Verse vor. Nun weiß ich nicht, wer von beiden, ob Seidl oder Halirsch es war, der sich über ihn gegen einen gemeinsamen Bekannten in folgende Äußerung ergoß: ‚Dieser Niembsch ist ein ganz lieber, prächtiger Mensch — aber das

Versemachen sollte er doch aufgeben'." Ein unendliches Gelächter scholl über die mitternächtige Heide — es kam aber nicht vom Doktor. Und doch, vielleicht hatte der Beurteiler recht. Wer denkt nicht an die Aufnahme der ersten Gedichte Byrons in die „Edinburgh Review", und doch war es später ein Byron.

„Neulich," fuhr der Doktor fort, „las ich wieder in Lenaus ‚Faust'. Mir fiel gleich in der ersten Szene zwischen Faust und Wagner im anatomischen Theater, die mit den Worten beginnt:

Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!

das merkwürdige Übereinstimmen mit seinen Ansichten aus unsern medizinischen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den sie aussprechen, müßten sie früher in und an sich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fausts habe ich Lenau gefunden, so wie wir beide Anatomie studierten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Verse Fausts, wo er von seinen Nachtstudien spricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend dasitze und dem Leben nachhänge, sind buchstäblich wahr. Lenau hat solche Nächte durchgewacht. Er studierte immer anders als wir andern, die Wissenschaft regte seine Seele auf, da kamen Zweifel und Bedenken hervor, wo wir immer in verba magistri schwuren. Besonders in der Physiologie." „Das versteh' ich nicht, wie kam das?" „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menschen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, das ‚scheue Wild' in seinen geheimsten Verstecken aufzujagen. Physiologie will nur ‚der Treiber' sein, sie gibt nichts als Hypothesen. Ich sah einmal Lenau grimmig vom Buche aufspringen, in dem wir eben studierten, und da rief er: ‚Was ist das für eine Wissenschaft, wo es immer heißt: Das ist noch nicht klar, oder: Über diesen Punkt sind die Meinungen geteilt usw. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen.'

Mir fällt dabei eine komische Szene ein, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Professor**, der auch Physiologie vortrug, war ein tüchtiger, emsiger Arbeiter auf dem Felde dieser Wissenschaft. Mit wahrem Bienenfleiße forschte und sammelte er in allen Blumen, was aber das Resultat betrifft, ist er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beste, das klarste Wasser eingesaugt; drückt man ihn aber — ich will eben nicht sagen, daß es reines Quellwasser war, was er von sich gab. Hören Sie nun, was geschah. Lenau wurde einst geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu sprechen. Im Verlaufe seiner Antwort nun äußerte er eine der kühnsten und gewagtesten Hypothesen, die so abenteuerlich fremd klang, daß der Professor hastig ausrief: ‚Wo haben Sie das her, Herr von Strehlenau?‘ ‚Das haben Sie uns ja selbst diktiert, Herr Professor!‘ gab Lenau ruhig Bescheid. ‚So?‘ meinte der Professor. Darauf wurde Niembsch selbständig kühn; er sprach nun eine andere Hypothese aus, die in keinem andern Buche als in seinem Gehirne stand, aber so kolossal gewagt und abstrakt war, daß sie schon im Aussprechen in sich selbst zerfiel. Der Professor wagte es aber nicht mehr, nach ihrem Urheber sich zu erkundigen. Lenau hat nur die drei ersten theoretischen Jahre der Medizin in Wien gehört; er soll später die Heidelberger Klinik besucht haben. Ich war Doktor geworden und hieher gekommen; ein Arzt für gräfliche Gnaden und Slovakenkinder, und auf der andern Seite ein großes, gefeiertes Dichterleben! voilà eine kleine Ähnlichkeit. Ich hatte Lenau seit Jahren nicht gesehen, da führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn sehen, und hören Sie zugleich mein Geständnis: Ich dachte mehr an Lenaus Dichterruhm als an den früheren Studien- und Stubengenossen, ich stellte mir ihn stolz und abstoßend vor. Dennoch wollte ich es versuchen. Im „silbernen“ Kaffeehause, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen. Ich ging hin. Lenau spielte eben Billard. Sie wissen

vielleicht, daß er dies ebenso wundervoll spielte wie die Gitarre oder Geige. Sein Haupt schwebte in einer Wolke Rauches; ging ihm doch eine Pfeife Knaster oder eine gute Zigarre nach seinem eigenen Geständnis über alles — demselben Poeten, der die titanenhaften „Albigenser“ schrieb. Von dem Tischchen aus, auf dem gewöhnlich die Kreide zum Bestreichen der Billardstäbe liegt, sah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen, da blickte er mich erst starr an, und dann mit dem Ausrufe: ‚K., bist du's wirklich?‘ ließ er Stock und Kreide fallen und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembsch, der alte, unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel, wir saßen beisammen und sprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinsten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; sie schienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu interessieren. ‚Was meinst du, K.,‘ rief er einmal flammenden Auges aus, ‚wenn ich zu deinen Slovaken ginge und kranke Leiber kurierte? Vielleicht nähme dann vieles in meinem Leben eine andere Gestalt an.‘ Diese Worte klingen mir noch im Gedächtnis, ich habe Lenau nie wieder gesehen. Aber noch eines kann ich Ihnen aus seinem Leben berichten: Lenau war einmal mit Doktor Görgen, dem Leiter der berühmten Irrenanstalt, nach Ober-Döbling gefahren. Dort angelangt, meinte Doktor Görgen, Lenau solle sich einen Augenblick gedulden, er habe im Hause nicht lange zu tun, das Beste wäre, wenn er selbst mit hineinginge. Lenau besann sich einen Augenblick, dann sagte er lächelnd: ‚O nein, in das Haus trete ich nicht — sind Narren drin — könnt' einem selbst passieren!‘ Er sah die geheimnisvolle Sphynx seines Lebens vor jenem Hause sich entgegenstarren; er vernahm ihr Rätsel, aber er konnte es nicht lösen, nicht überwinden. Sie hat ihn in die tiefste Nacht gestürzt! In demselben Hause ist nun Nikolaus Lenau in Blödheit versunken, unartikulierte Töne ausstoßend, ohne

Sonnenblick durch nächtliche Wolken. Wäre es doch schon die Nacht des Todes für ihn! Zu so tief schmerzlichen Wunsche fühlt man sich gestimmt bei seinem Anblicke.

Nikolaus Lenau.

(27. August 1850.)

Das freundliche Weidling ist dazu auserſehen worden, den müden Staub eines Herzens in sich aufzunehmen, dem es einst in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht seltsame Gegensätze der menschlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit gesunken war, die sich jetzt nur gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, soll er den Wunsch geäußert haben, auf dem Kirchhofe des Dorfes Weidling nächst Klosterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben sollen, nur das große Weltmeer mit seinen unergründlichen Tiefen wäre würdig gewesen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in dessen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenser mit ihren Märtyrerwunden geblutet und Faust die Zweifel himmelstürmender Metaphysik gegrübelt — nur der Ozean könnte die Gruft eines solchen Leibes sein?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenaus ganzes Wesen in dem scheinbar unbewußt ausgesprochenen Wunsche, daß gerade dieses friedsame Dorf Weidling mit seinen Weinbergen und stillen Menschen seine letzte Wohnung sei. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefster Einsamkeit zurückkehren, aus der einst sein Bestes, das unvergängliche Denkmal tiefmenschlichen Fühlens und Empfindens, seine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola“, „Faust“ und die „Albigenser“ waren dem Sturm der Zeiten, der Philosophie und dem Studium

abgerungen worden; es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Skepsis und die Überzeugung mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; sie gehörten endlich nicht so zum innersten Kern und Dasein des Dichters als die so einfachen, aber die tiefsten Rätsel eines Menschenherzens wiederklingenden Lieder. Diese Lieder waren der Dichter selbst; nie bestand ein innigerer Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und Gefühlten, nie war sich ein Mensch selbst so Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in diesen Liedern. In ihnen hatte er sich verkündet und ausgesprochen; nicht der Dichter des „Savonarola“, des „Faust“, der „Albigenser“ und des „Don Juan“ sprach den Wunsch aus, einst auf dem Kirchhofe des Dorfes Weidling von seinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

Trauernd muß den Blick ich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet —

dieses gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt sich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau sich bespiegeln, im Hintergrunde ein stilles Tal, ringsherum flüsternde Bäume und die Schweigsamkeit ungestörter Naturruhe! Der Dichter, der einst das Höchste verkündet, den die heißen Gedankenschlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenaus Staub ist dort vermengt mit dem Staube so vieler Dahingeschiedenen, die ein beschränktes, mühsames Dasein durchgerungen, die, zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge sinken ließen, um sie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling.

Liegt nicht auch in diesem Umstande eine tiefe Deutung des Wunsches, den der unglückliche Dichter vor Jahren getan, als er noch stolze, schaffende Träume in sich trug?

Die wenigen Worte, die wir aus bewegtem Herzen dem Andenken eines unglücklichen Menschen, der ein Dichter war, nachrufen, wollen nichtsdestoweniger kein Nachruf sein. Was könnten wir ersinnen, das geeignet wäre, die Nacht- und Lichtseiten einer Seele bloßzulegen, der ein feindliches Geschick keinen andern Ausgang, als den der Erlösung durch den Tod gelassen hatte? Was hatte den Flug dieses mächtigen Geistes so gelähmt, daß er mit gebrochenen Schwingen auf dem Kirchhofe zu Weidling lange vor menschlicher Berechnung niedersinken mußte? Ist das Märchen „vom Fluche deutschen Dichtertumes“ erfunden oder ist Wahrheit darin? Gehört die Frage, was den Meister tiefsinnigen Sanges, den Bildner in Wort und Gedanken zuerst nach Winnenden und dann zu dem Döblinger Irrenarzt geführt, vor das Forum des Arztes, des Psychologen oder des Dichters selbst? Und wenn er gesundet, was wäre die fernere Mission Lenaus gewesen? Es drängt sich das bittere Bewußtsein unzulänglichen Wissens mit aller Schwere auf, daß auf alle diese Fragen das stille Grab auf dem Weidlinger Kirchhof eine Antwort geben muß.

Wir haben ihn begraben. Genug der Worte! Als einer flüchtigen Erinnerung, für das vergängliche Dasein eines Tagblattes aufgezeichnet, wollen wir noch des Leichenbegängnisses gedenken, das wir dem ersten Dichter unseres Vaterlandes antaten.

Es war kein ungewöhnliches, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Es soll kein Vorwurf auf unsere Stadt damit zurückfallen, wenn wir an das Gepränge der Leichenbestattungen des Walzerkomponisten Johann Strauß oder eines erst jüngst dahingeschiedenen Theaterdirektors, des wackern Franz Pokorny, erinnern wollten. Das Wort Schillers, daß der Dichter auf den Höhen der Menschheit stehe, hat noch

immer Geltung für unsere Tage und wird sie immer haben. Der Strom, der das Floß trägt und das eiserne Schiff, die Straße, auf der die Warenzüge der Erde sich begegnen, wird der Menge immer näher stehen, als das stille Reich der Berge, als das unverstandene Hinausragen höher organisierter Wesen. Aber die wenigen, die dem Leichenwagen sich angeschlossen, waren die Repräsentanten von tausend und aber tausend Menschen, die da wußten und erkannten, welch ein Dichter von der Erde gegangen. Nicht ihre Zahl stellte die Trauer heraus, die wir um unsern geliebten Lenau tragen, die Trauer der wenigen war echt und wahr; noch an keinem Grabe vielleicht hat sie sich inniger ausgesprochen als an dem Lenaus, und als die erste Scholle niedersank, mochte durch alle Seelen das Wort des großen Inseldichters gegangen sein: Welch einen Mann haben sie hier begraben!

Tat es jener Trauer Abbruch, daß all die Musiker, welche die Lieder Nikolaus Lenaus in Noten gesetzt, daß all die Maler, die sich Künstler heißen, und all die Schauspieler, die da zürnen, wenn man ihre Kunst für keine Kunst und sie nicht für Dolmetscher des Dichters hält, daß sie alle vergessen hatten, wie man in dem nur zwei Stunden entfernten Weidling die Leiche desjenigen zu Grabe trug, der unser aller Stolz und Freude — und der Gegenstand unseres Mitleides war? Haben die Fehlenden wirklich gefehlt? Die Wenigen aus den Vielen mögen ihnen darauf die Antwort geben!

Es war eine stille, tiefbewegte Gemeinde, die Lenaus Überresten folgte. Aus der Döblinger Kirche, wo die Einsegnung der Leiche stattgefunden hatte, bewegte sich die Wagenreihe der Begleitenden nach dem stillen Weidling. Auf dem Sarge des Dichters lag ein Eichenkranz — deutscher Lorbeer —, an dem Sargtuche hingen die Wappenbilder des doppelt Edlen, sonst schmucklos und ohne Pracht. Es war

dies eine sinnige Anordnung. Genügte es doch, daß man wußte: Lenau liegt in diesem Sarge.

Erst in Weidling, in der einfachen Dorfkirche der Bauerngemeinde begann die eigentliche Leichenfeier. Wir trafen da viele Vorausgeeilte, die den Verblichenen an seiner letzten Ruhestätte erwarteten. Der jetzt größer gewordene Zug ordnete sich; der Sarg mit der zerfallenen Hülle des Dichters empfing noch einmal in der Kirche den Segen; ein Quartett des Männergesangvereins sandte dem Dichter so vieler Lieder einen tiefergreifenden Sang nach. Ernst und schweigsam ging es dann hinaus auf jenen wunderbar gelegenen Friedhof, den Lenau einst — war es eine trübe oder heitere Stunde? — zur Ruhestätte sich ausersehen hatte. Die Dorfjugend, unschuldige Kinder, die das Geheimnis des Todes noch nicht kennen, zogen dem Leichenwagen voran. Dann kam der Sarg, hinterdrein die trauernden Verwandten und das Leichengefolge. Am offenen Grabe stimmten die vier trefflichen Sänger einen Friedensgruß an, der die Seelen aller Anwesenden ahnungsvoll überkam. Wenig übereinstimmend mit diesen Friedensklängen dünkte hierauf das wildbewegte, aus dem Getriebe der Zeitpolitik hervorgegangene Gedicht Ludwig Foglars an solcher Stätte und der Hülle eines Dichters gegenüber, der so gelitten und geendet hatte wie Nikolaus Lenau. Der Tod hatte sein bleiches Siegel auf die Stirn desjenigen gedrückt, unter der es einst so heftig gewettert und gestürmt hatte, und ihr wollt ihm, was euch selbst so wild bewegt, ihr wollt ihm euren Groll und Grimm als Vermächtnis in das Grab mitlegen? Der Dichter jenes sonst gut geformten und gefühlten Gedichtes scheint nicht bedacht zu haben, daß man in Lenau nicht nur den Dichter des „Savonarola“ und der „Albigenser“, sondern vielmehr den Liederdichter Lenau begrub, der vor Jahren schon den in Erfüllung gegangenen Wunsch geäußert hatte, gerade in dem stillen Weidling begraben zu werden.

Ergreifender wirkten die schmerzlichen Worte von des Dichters nächsten Anverwandten, dem Manne seiner einzigen Schwester. Aus ihm sprach die Familie ihren Schmerz um den Dahingeschiedenen, der ihr Schmuck und ihre Zierde gewesen. Heinrich Laube übernahm es darauf, die Klage des weiten, deutschen Vaterlandes um den verlorenen großen Sohn auszudrücken. Es waren tiefempfundene, geistvolle Worte. „Möge das Vaterland“, lauteten sie unter andern, „in seinen Bestrebungen und Wünschen nur Zerstücktes und noch immer Fruchtloses bieten, darin werden seine besten und deutschesten Herzen übereinstimmen, wir haben einen deutschen Dichter verloren.“ Das treffliche Quartett stimmte den Schlußgesang an, und der Sarg wurde in die Erde gesenkt.

Leute des Dorfes, kräftige Bauerngestalten, hatten den Dichter zu Grabe getragen; dieselben Männer häuften auch Scholle auf Scholle, bis der Grabhügel dastand, der die Hülle Nikolaus Lenaus umschloß.

Es war ein rührender, tiefergreifender Moment, als die Bewohner des Dorfes mit lauter Stimme das Vaterunser für den Verblichenen beteten. Hätten sie inniger, andächtiger das Gebet, das der Gottesmensch gelehrt, für den Toten hergesagt, wenn man ihnen gesagt hätte: Der, für den ihr betet, war der Dichter der „Albigenser“ war — Nikolaus Lenau?

Anastasius Grün.

(11. April 1876.)

Sagt, was ihr wollt! Ihr werdet mich so wenig in meinem Glauben oder Aberglauben — die Wahl des Ausdruckes steht euch frei — an die astrologische Theorie erschüttern, als es gelungen ist, dem alten Friedländer seine vermeintlichen Schrullen von der Stichhaltigkeit des siderischen Einflusses zu benehmen. Haltet ihr euren „Kampf

ums Dasein“, eure „Zuchtwahl“ und den Meister, auf dessen Worte ihr schwört, aufrecht, ich bleibe mit Herzog Wallenstein dabei: die Sterne lügen nicht! Alles kommt darauf an, welches Horoskop dem Kindlein hätte gestellt werden können, das aus Nacht und Finsternis heraus mit seinem ersten Schrei das Licht dieser Erde begrüßt. Alles dreht sich um die eine Achse, welches Gestirn damals geleuchtet, ob es mit mildem oder mit tückischem Scheine, ob es in die Niederungen eines versteckten Daseins oder auf die Höhen eines sonnenbeschienenen Lebens geglänzt hat. Die Sterne lügen nicht! Alles kommt darauf an, ob man in Laibach und auf dem Schlößchen Thurn am Hart sein Horoskop gestellt bekommt, oder ob an der Wiege in der ärmlichen Bürgerstube eines Städtchens im Fürstentume Lippe-Detmold die ersten Musen, die erscheinen, Sorge und Entbehrung heißen. Ob man künftig als Anton Auersperg dasteht, oder als Ferdinand Freiligrath zur Welt hinausgeht.

Die Sterne lügen nicht! Freilich, ich höre schon den Einwurf, daß im Grunde ja alles auf eins hinauskommt, und daß Wallensteinscher Siderismus und Darwinsche Theorie sich in diesem Falle gegenseitig decken. Nichts steht mir auch ferner, als diesen Einwand irgendwie zu entkräften. Ich will nur meine These von der kräftigen Influenz der Gestirne aufrechterhalten, tut ihr mit eurer Wissenschaft das gleiche. Ich möchte nur das eine beweisen, daß das planetarische Licht, welches am 11. April des Jahres 1806 über Laibach und dem Schlößchen Thurn am Hart geglänzt hat, einen holden, milden und doch kräftigen Schein besaß, und daß die Konstellation, wie es sich später zeigte, so glücklich, so günstig, ich möchte fast sagen, so spekulativ sich fügte, wie sie sich fügen mußte, damit daraus Anastasius Grün, der „Wiener Spaziergänger“, hervorgehe. Die Sterne lügen nicht!

Aber hier bin ich bei einem Punkte angelangt, von

welchem ich im voraus sage, daß er den Angelpunkt des Festgrußes bilden wird, den ich dem verehrten Manne am heutigen Tage entbiete. Es klingt fast wie ein Vorwurf, was sich mir vorerst aus der Seele ringt. Wie kommt es, frage ich, daß Anastasius Grün, der von sich, ohne der Überhebung geziehen zu werden, sagen kann, was Tausende und Hunderttausende nicht im gleichen Maße von sich behaupten können, nämlich, daß er die Schuld, die jeden zum Dienste für das Vaterland verpflichtet, vollinhaltlich, ohne Abzug und in blanker Münze gezahlt habe; wie kommt es, so frage ich noch einmal, daß Anastasius Grün eine in manchen Augen vielleicht kleine, in den meinen aber ungeheure Schuld noch nicht entrichtet hat? Wie kommt es, daß weder er noch seine Biographen bisher an die Berichtigung eines Guthabens gedacht haben, auf welchem die deutsche Literatur einerseits, das gesamte Vaterland andererseits das Recht haben, zu bestehen, wie nur auf irgend einem in legaler Form ausgestellten Scheine? Und dieses Guthaben? Warum hat uns Anastasius Grün noch nicht erzählt oder erzählen lassen, wie, womit und woher er der Sänger der „Wiener Spaziergänge“ geworden ist?

Da liegt ein dünnes Büchlein vor mir. Es trägt den Verlagsort Hamburg und die Firma Hoffmann & Campe an seiner Stirne und ist auf schlechtem Fließpapier gedruckt. Der Name des Verfassers fehlt. So oft ich das Büchlein ansehe, steigen vor meinem inneren Auge traumhafte Gebilde auf. Ein Geistlicher, ein Lehrer der „frommen Schulen“ — auch eine ungelöste Frage — war es, der es mir auf dem Gymnasium in meinem fünfzehnten Jahre mit der Warnung schenkte, niemand zu sagen, woher es stamme! Das Büchlein hat mich durch alle Fährnisse des Lebens bis zum heutigen Tage begleitet und blieb mein Eigentum, so vieles mir seitdem auch abhanden gekommen sein mag. Armer Piarist Conradus! Was mochtest du damals emp-

funden haben, als du in den „Spaziergängen“ zu der Stelle kamest:

Stoß ins Horn, Herold des Krieges! Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde . . .

du, dessen ganzes Wesen nichts weniger als dem letzten Endreim des zweiten Verses entsprach! Doch, wie mochte dein Auge aufleuchten in der einsamen Klosterzelle, wie mochte deine kranke Brust aufatmen, wenn dir der Dichter, als hätte er dich von Angesicht zu Angesicht gekannt, in einem andern Verse die Worte zurief:

Priester ist der Markuslöwe, der das Evangelium hält . . .

Pater Conradus ist seitdem gestorben: vor mir liegt dasselbe Büchlein wieder einmal, und abermals tritt die Frage, die mir noch keiner gelöst hat, auf die Lippen: Wie ist Anton Auersperg der Sänger der „Wiener Spaziergänge“ geworden?

Diese Frage nun, sie mag manchem müßig und grillenhaft erscheinen, und sie ist es auch, wenn man den alten Spruch bedenkt: Beati possidentes! Freuen wir uns, daß wir ihn haben! Was kümmert es dich und mich, ob die Provenienz eines trefflich mundenden Weines vom Wirte durch Lieferzettel und dergleichen dokumentiert wird? Die Hauptsache bleibt ja doch, daß wir ihn haben, den Dichter und den Wein! Gut! Und dennoch kann es mich nicht behindern, das Rätsel, wie es verschleiert in diesen Gedichten sich birgt, nach allen Regeln der literarischen Psychologik zu enthüllen, oder wenigstens den Versuch zu wagen. Es muß auch solche Frager geben!

An diesem merkwürdigen Büchlein ist mir nämlich alles rätselhaft: die Zeit, der Ort, der Gedankeninhalt. Es zählt, einschließlich der „Widmung“ an Uhland und des „Epiloges“, nicht mehr als dreißig Gedichte; aber es sind für mich eben so viele erratische Felsblöcke. Ringsherum —

es sind die Jahre 1830—1832 — auf Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen dehnt sich eine weite Fläche, die trostlose Ebene des patriarchalischen Absolutismus, auf der nichts zu gedeihen scheint als das Knüppelholz der „Naderer“ und das Bilsenkraut der „Zensoren“, und hie und da an den Grenzen das Bauholz für den „Mauthkordon“; so weit das Auge reicht, nichts als Ebene, stille, lautlose Öde, die nur zeitweilig unterbrochen wird durch einen heisern Schrei, der von den Gefilden Ostrolenkas und von dem Julikampfe in Paris herüberdringt, und dies nur auf wenige Augenblicke. Und plötzlich liegen sie da, diese erratischen Blöcke, nicht mehr als dreißig an der Zahl, aber jeder für sich groß, ungeschlacht und doch wieder maßvoll auf sich beruhend. Dem „beschränkten Untertanenverstande“ beginnen die Zähne im Munde zu klappern ob des ungeheuerlichen Anblickes. Wer und was hat sie von einer ungeheuerlichen Höhe herabgestürzt? Wer und was hat dieses Wunder bewirkt? Eine Ahnung aber, die sich nicht mehr abweisen läßt, sagt ihm, daß etwas „vorgeht“ auf dieser weiten Ebene, daß die Felsblöcke nicht umsonst da sind, und endlich, da er sieht, daß sie ihren unverrückbaren Standpunkt fest behaupten, trotzdem mit allen Arten von Polizeiwerkzeugen an ihnen gearbeitet wird, um sie aus dem Wege zu schaffen, sagt er sich: Es geht wirklich etwas vor! Die letzten Verse namentlich, mit wahrer Lapidarschrift auf einem der dreißig Blöcke eingegraben:

Also spricht das Lied, das freie. Vater Franz, du zürnest nicht,
Daß dir's nahte, ungemeldet, ungefragt es zu dir spricht.
Sieh, es ist die Frühlingsschwalbe, die an deine Fenster pickt
Und auch ungefragt dich mahnet, wie die Freiheit hochbeglückt —

diese Verse wollen ihm nicht mehr aus dem Sinne; von nun an stehen sie immer vor seinen Augen. Er mag sich wenden, wie und wohin er will, die von Poetenhand aus der Höhe geschleuderten Felsblöcke liegen da — und

selbst mein armer Lehrer, Conradus der Piarist, weiß in seiner einsamen Klosterzelle von ihnen zu erzählen.

Das ist das eine, was die Zeit betrifft. Dieses Unvermittelte, scheinbar ohne organische Nabelschnur in die Welt Gekommene, dieses Sprunghafte in der Erscheinung des „Wiener Spaziergängers“ ist es eben, was mich von jeher so sphinxhaft ansieht. Auch ich weiß, daß, wie in der Natur so auch in der Literatur das Gesetz des Übergangs herrscht. Lange vorher zeigt sich Johann Christian Günther, ehe Goethe in die Aktion eintritt, und als Anton Auersperg noch über der lateinischen Grammatik schwitzte, war schon Grillparzer da. Und ich begehe wohl keine Ketzerei, wenn ich behaupte, daß sowohl im „Treuen Diener seines Herrn“ wie im „König Ottokar“ die Keime jenes poetisch-politischen Frondeurtums liegen, die kurze Zeit darauf in Anastasius Grün zu einem so machtvollen Baume aufschossen. Und dennoch! welch ein Abstand in dem Verhältnisse beider zu ihrer Zeit! Beide sind aus dem besten Holze des Österreichertums geschnitzt, in beiden gelangt die Liebe zur Heimat zu ihrem schönsten Ausdrucke. Aber der eine, der ältere, ist unter keinem glücklichen Sterne geboren; nur zaghaft, aus der Stille seiner Beamtenstube, läßt er erraten, was ihm die Brust bewegt. Der andere dagegen, der jüngere, spricht. Grillparzer ist schon damals fast fertig in sich, er scheint fast nichts mehr zu hoffen und zu wollen und die Falten auf seiner Stirne werden immer grämlicher und keiner will es begreifen, warum es so ist. Da kommt der 25 Jahre alte Poet mit seinen dreißig „Spaziergängen“!

Man vergleiche nur die wunderbare Apostrophe in „König Ottokar“, womit Ottokar von Horneck dem Kaiser Rudolf gegenüber die Heimat preist:

Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt ihr dessen gleichen schon geseh'n?

eine jener poetischen Wunderblumen, die nur vereinzelt in durch Jahrhunderte getrennten Zeitläufen vorkommen, mit den nachfolgenden Versen:

Soll ich unser Land wohl schmähen? O! kein schönres find' ich wieder!
Soll ich unser Volk verlästern? Das ist treu und gut und bieder!
Einen Fehl' nur haben beide: daß die Freiheit ihnen fehlt,
Drob das Herz nur eine Klage, nur ein Lied den Mund beseelt.

Diese erratischen Felsblöcke liegen nun in der Ebene. Die Leute fangen zu begreifen an, daß etwas anderes gekommen ist. Es ging wirklich etwas vor.

Das zweite betrifft den Ort.

Wo kam Anton Auersperg dazu, der Anastasius Grün seiner „Wiener Spaziergänge" zu werden? Wo rieselt die Quelle, die seine junge Dichterstirn befeuchtet? War es das Schloß Thurn am Hart, war es Graz, Laibach oder Wien? Denn darüber geben die biographischen Notizen nur sehr magere Auskunft. Wo ist der genius loci dieses Genius? An welcher Stelle hat sich die seherhafte Seele des jungen Poeten zuerst embryonenhaft geregt? Zwar, er ist ein Auersperg, also unter einem glücklichen Sterne geboren, und auf Thurn am Hart mag man, getreu den Traditionen seines wackeren Hauses, auch für andere Dinge die Augen und Ohren offen gehalten haben, als für Robott und den Trab eines Vollbluttieres. Mitten im Schoße des Feudalismus, auf den Höhen und Zinnen seines Schlößchens, mochten seine Sinne ganz anders geschärft werden; er bekam dort aus unmittelbarer Hand Anschauungen und Einflüsse zur Beurteilung der bestehenden Dinge, ganz andere wie wir, die in den Niederungen eines von Mühsal und Bedrängnis umschlossenen Daseins die Existenz dieser Dinge, als von der höchsten Weltweisheit für immer gesetzt, kaum in den Kreis eines bloßen Antastens zu ziehen wagten. Das erklärt vieles, es erklärt aber nicht alles, und zwar die

Hauptsache nicht: Wo wurde Anton Auersperg — Poet? War es der Vater, war es die Mutter, die bestimmend auf ihn einwirkten? War es vielleicht im Institute jenes Schweden Klinkowström, daß sich seine vielfach verwundete Psyche in ihren eigenen Bau zurückzog? War es auf dem Theresianum im Verkehre mit seinen Kameraden? Wo war es doch, daß jenes tieferschütternde „Warum"?, jenes skeptische Fragewort, das er an die Lenker des Staatsschiffes richtet, zuerst die Lippen auftat? Mit einem Worte: Wo ist Anton Auersperg — Anastasius Grün geworden?

Fast wäre ich versucht, da die Biographen und Anastasius Grün selbst über diesen Punkt so beharrlich schweigen, mir das Leben, das ist die Kindheit und die Jugend des tiefverehrten Mannes, auf eigene Faust zu rekonstruieren, es wie ein Palimpsest zu behandeln, um die ursprüngliche Lesart zu erhalten. Vielleicht gelänge mir die Arbeit in manchem Detail, und Anastasius Grün selbst müßte gestehen, daß ich in vielem der Wahrheit nahe gekommen. Ob im ganzen? Es wäre eitel Phantasterei, es auch nur zu vermuten. Und so blickt dieses Wo? mich noch immer mit seinen rätselhaften Augen an und keiner ist da, der mir antwortet.

Das dritte endlich ist der Gedankeninhalt, das Programm der „Wiener Spaziergänge" selbst. Die dreißig erratischen Felsblöcke sprechen da für sich selbst, ihre geologische Beschaffenheit schließt jede Erörterung aus, sie ist das Eigentum des Poeten. Und doch kreist auch über ihnen, wie ein Vogel in der Luft, geheimnisvoll eine Frage — meine Frage! Woher kommt es, daß wir erst jetzt inne werden, welch ein unsagbarer Schatz tiefster Weisheit, maßvollen Innehaltens, ich möchte fast sagen praktischen Geschickes in diesen mit dem heißesten Blute eines Patrioten geschriebenen Gesängen eines fünfundzwanzigjährigen Poeten liegt? In dieser wie in jeder anderen Beziehung ist er der erste poli-

tische Dichter nicht nur Österreichs, sondern des gesamten deutschen Volkes. Wer kommt ihm gleich? Keiner der Nachfolgenden, nicht einmal der Mann, den sie vor einigen Tagen auf dem Friedhofe zu Cannstatt zur letzten Ruhe eingesargt haben. Da ist kein phantastisches Schementreiben, da ist kein bluttrünstiger Simsonwahn, der an die Säulen des Staatslebens faßt, um sich und alles Volk unter den Ruinen zu begraben — jedes dieser dreißig Gedichte ist mit außerordentlicher, fast mathematischer Genauigkeit auf einen bestimmten, praktischen Punkt gerichtet, wie die Axt des Zimmermanns auf das Holz, welches er behaut. Lebendigste Realität verbindet sich hier mit wahrhaft bewundernswerter Sehergabe. Was er mit der einen Hand im heiligen Zorne, der ihn übermannt, niederreißt, das baut er in der nächsten Zeile wieder auf, das Zürnen ist verschwunden, nur Lenz und Rosen lachen ihm wieder auf den Lippen. Ja! dieses sieghafte, sonnige, rosenleuchtende Lächeln, das unter allen nur Anastasius Grün eigen, — ist wollt ihr wissen, ihr seine Nachdichter mit nur wenigen Ausnahmen, woher es stammt und wie es kommt, daß es noch immer mit glorioser Beredsamkeit auf dem dünnen Büchlein des „Wiener Spaziergängers“ liegt? Es entstammt dem reinen und guten poetischen Gewissen dieses Mannes! Das gute Gewissen aber ist immer hoffnungsvoll und lächelt mitten unter Schmerzen; das unreine mit der durchfurchten Verzweiflungsstirne lächelt nicht.

Ich sagte vorhin, daß mir das praktische Geschick neben der politischen Weisheit in den dreißig Gedichten des damals über das erste Vierteljahrhundert seines Lebens hinausgelangten „Spaziergängers“ von jeher wie etwas Rätselhaftes erschien. So jung und schon ein Weiser ohne Glatze! Und in der Tat, man gehe eines nach dem andern dieser dreißig Gedichte durch, nicht eines davon läßt sich bezeichnen, für welches das obige Epitheton nicht spräche. Mit wunder-

barem Scharfsinne findet er heraus, an welchem Teile des edlen Leibes das Vaterland krankt. Zeugt es nicht von eminent praktischem Verstande, wie er schon im zweiten Spaziergange in Metternichs Salon tritt und an den „Mann des Rates, Mann des Staates“ die verfängliche Frage richtet:

Dürft' ich wohl so frei sein — frei zu sein?

Mit dem einen Namen ist alles gesagt; damit hat er sich auf festen, realen Boden gestellt und nun folgt Schlag auf Schlag, Axthieb auf Axthieb, keiner geht fehl; denn das, was er trifft, was er zerschmettert und vernichten muß, ehe es überhaupt besser wird, das hängt wie Schlinggewächse mit diesem einen Namen zusammen. Dann erst hebt er den gewaltigen Speer auf gegen die „Dicken und Dünnen“, leidenschaftlich bewegt, wie in keinem der späteren Gedichte, schleudert er dem „Zensor“ die furchtbaren Worte entgegen:

Ja, du bist ein Dieb, ein arger, oder noch viel schlimmer, traun!
Obst vom Baum bei Nacht zu stehlen, schwingt sich jener übern Zaun;
In des Menschengeistes Garten, schadenfroh, mit einem Streich
Willst den ganzen Baum du fällen, Blüte, Laub und Frucht zugleich.

Der nächste darauf, den er mit wahrer Berserkerwut niederschmettert, ist der „Naderer“,

Der da spähet, was für Blätter meines Geistes Rebe treibt,
Ob des Sprößlings luft'ge Ranke fein am alten Stocke bleibt?
Der da die geheimsten Perlen meines Herzens wühlt empor,
Daß er dann die hellsten werfe den gefräß'gen Schweinen vor!

Über allen diesen Gedichten, namentlich aber über dem unsterblichen „Warum“? über dem „Mauthkordon“ usw. liegt ein Kolorit, das etwas von dem feurigen Rot des alten Prophetenzornes hat. Drei Dinge begehrt der Poet; ehe er die nicht errungen hat, denkt er an keine bestimmte Form, in die er den Freiheitsgedanken gießen könnte. Darum in allen diesen dreißig Gedichten auch nicht die leiseste An-

spielung auf Verfassung und Parlamentarismus. Was er braucht, das ist: Licht, Luft und Sonnenschein für die geliebte Heimat! Muß Österreich den Kerkermeister für Alexander Ypsilanti machen? Muß Munkacs „ein schönes Schlößlein“ sein? Luft und Sonnenschein! Um welches Standbild läßt Lenz und Rose die schönsten Lichter spielen? Zwar „ein Despot bist du gewesen“, du zweiter Josef, aber in der eisernen Faust trägst du die Rose der Freiheit! Wie treu und ehrlich, wie warmblütig, weil österreichisch, wie so ohne allen Hehl spricht hier der Dichter einen Gedanken aus, über den so manches Dichterlein der jüngeren Zeit hochweise den Kopf schüttelte! Ist es erhört, aus und von der Hand eines „Despoten“ sich beschenken zu lassen? Und doch war es ein eminent praktischer Gedanke des Poeten, zu dem segnenden „Erzkoloß“ auf dem Josefsplatze wie zu einem geheiligten Retter und Erlöser aus aller Not emporzublicken! Die Rose, die der Dichter in seine eiserne Faust gelegt haben wollte, hat sich seitdem entfaltet. Der Poet hat recht behalten!

Ist es da zu verwundern, wenn trotz der „Dicken und der Dünnen“, trotz „Mauthkordon“, „Zensor“ und „Naderer“ die Liebe zur Heimat den fünfundzwanzigjährigen Poeten niemals zu ihren Ausgangspforten gedrängt hat? Da hat er einen lieben Freund, der ist von ganz anderer Art. Statt Lenz und Rosen lasten auf der nächtigen Seele dieses Freundes Winter und Verzweiflung. Er glaubt nicht an den europäischen Lenz und am allerwenigsten an die österreichische Rose. Er will in den amerikanischen Urwald flüchten; vielleicht erweitert sich dort unter dem Riesenschatten der Bäume seine Seele, in welcher bereits der düstere „Savonarola“ und die glaubensfreien „Albingenser“ zur Gestaltung drängen. Es ist Lenau, dem er zuruft:

Gehe nicht von hier, verbanne dich nicht aus dem Lande, das dich geboren hat! Wirst du die Heimat dort

drüben vergessen können, werden dir am Donnerhalle des Niagara die Schmerzen des Vaterlandes weniger nachgleiten? Du suchst drüben die Freiheit, die wir zu Hause nicht haben. Warum bleibst du nicht bei uns und stehst uns, den Rückgebliebenen, als treuer Kamerad bei? Einst wird dich wieder die Sehnsucht übermannen; du wirst zurückkehren:

Doch was ist dir dann die Heimat,
Deren Leiden du nicht littst,
Deren Losung du vergessen,
Deren Kämpfe du nicht strittst?
Deren Banner du nicht schirmtest,
Deren Reihn du miedest längst,
Und zu deren Siegesmalen
Du, ein fremder Gast, dich drängst?

Und woran soll dann die Heimat
Dich erkennen noch als Sohn,
Fremder Mann, der ihre Sprache
Spricht, entwöhnt, in fremdem Ton?
Welch ein Zeichen deiner Abkunft
Bringst du über Meeresflut?
Ist's vielleicht der fahle, dürre
Strauß auf deinem Pilgerhut?

Weiche nicht von uns, o Jüngling,
Laß uns all' in festen Reihn,
Hand in Hand und Herz am Herzen
Stehn ein Wall von Marmelstein!

Wer könnte in Worten ausdrücken, welch eine Welt voll Schmerz und Entsagung in diesen ergreifenden Versen liegt? Wer hätte den Mut, den Dank in Worte einzuschließen, den das Vaterland dem schuldet, der sie geschrieben? Wenn Anastasius Grün gleich seinem nächtigen Freunde der Heimat den Rücken gewendet hätte, wäre er uns das geworden, was uns Anton Auersperg ist?

Schlößlein am Hart! Ich grüße dich aus tiefster Seele. Sphinxenhaft nannte ich so manches in dem Dasein des

Kindes, das am 11. April des Jahres 1806 in Laibach begann und in deinen Räumen sich weiter entwickelte, und noch bin ich nicht dazu gelangt, die Herkunft der dreißig erratischen Blöcke zu ergründen. Wird mir auf meine Fragen jemals Antwort werden? Was aber für mich kein Rätsel ist, was sich mir unumstößlich wie die Wahrheit selbst eingelebt hat, was in diesen Tagen Tausende und abermals Tausende von Herzen sich gegenseitig sagen, das ist: Das Horoskop jenes gesegneten Tages war ein günstiges! Die Konstellation war ein wunderbares Zusammenwirken hoher Sternbilder — und die Sterne lügen nicht!

Rede am Grabe Karl Becks.

(13. April 1879.)

„Kein Gott als Gott! Der Dichter sein Prophet!“ So sang einst vor mehr als vierzig Jahren, beschienen vom goldenen Morgenrote der Jugend, den Kopf voll glühender, heißer Gedanken, fast im Taumel überströmender Begeisterung ein blasser, unansehnlicher Jüngling aus Österreich, — und der dies gesungen, die Hand, die diese Zeile geschrieben, das Auge, das im „holden Wahnsinn“ leuchtete, sie sind tot, erlahmt und erloschen. Wir harren des Momentes, wo wir das, was sterblich an ihnen war, der Erde wiedergeben.

Und der Jüngling hieß Karl Beck!

Ach, es muß jeden fast unheimlich überschauern, wie das Geheimnis des Sterbens selbst, wenn wir bedenken, wie wenig das Leben Wort hält, gegenüber dem ewig unergründlichen Sphynxrätsel des Naturgesetzes, gegenüber den ewig stummen Lippen des Todes.

Was der blasse Jüngling von 1838 in die Welt hinausrief, hätte es der müde, gebrochene Mann des Jahres 1879 bestätigt? Hätte er es widerrufen? Hätte er die Botschaft

seiner Jugend, die er einer ganzen Welt entgegenschleuderte, nicht zu vermessen gefunden? Hätte er sie nicht voll wehmütiger Resignation belächelt?

Denn was anders wollen diese Worte, diese stolzen Worte besagen als: Gott ist Gott! Was ich aber, der Mensch, der Dichter, in tiefster Brust hege, das Ideal, dieser Protest gegen die Vergemeinerung und Erniedrigung des Menschentumes, ist es nicht ebenfalls? Besteht es nicht ebenfalls? Habe ich nicht recht, wenn ich es unmittelbar neben das Höchste stelle, als Gottes liebstes Kind?

Nein, Karl Beck! heimgegangener, edler Poet! Du hast dich nicht getäuscht! Dein Jünglingsmund hat nicht unwahr gesprochen! Und mochtest du auch müde und matt, nach so vielen Kämpfen mit den gemeinen Mächten des Lebens, am Ende deiner Laufbahn wehmütig und verzagt zurückblicken auf den Dithyrambus deiner Jugend, das Wort ist dennoch wahr geblieben und wird wahr bleiben. Denn was ein echter Dichter spricht, ist Wahrheit. Das Ideal wird ewig wahr bleiben!

Und nur ein echter Dichter wie du durfte und konnte das stolze Wort sprechen, durfte es hinausrufen in diese Welt des Eisenbahngerassels und der Dampfpfeife, in diese Welt der schreienden Interessendissonanzen: Es gibt ein Etwas, das hoch über dem Schaumgold des Tages steht, es gibt ein Etwas, was ewig mahnend vor die Menschheit treten wird, und das ist das Ideal, der Jungbrunnen der Menschheit!

Und du warst auch ein großer Poet, Karl Beck. Mögen andere, die mehr berufen sind als ich, dies dartun und sprechen von der intensiven Glut deiner gepanzerten „Nächte" und deines „Fahrenden Poeten", von der farbensatten Pracht deiner Lyrik im „Janko", von der bezwingenden Macht deiner „Lieder vom armen Mann", von dem wunderbaren Zauber deiner „Stillen Lieder", von der Meisterschaft und Formvollendung deines Verses!

Vieles — das mußtest du dir ja selbst im Leben sagen — wird versunken sein in den Wellen des rasch vorüberflutenden Zeitstromes. Wer will darüber rechten, was eben das Erbe alles menschlichen Schaffens und Tuns bildet? Läßt sich aber der Nachruhm eines Dichters quantitativ abwägen und abmessen? Du wirst leben im Andenken deines Volkes, dein Namen wird verzeichnet bleiben in den Blättern jenes Buches, darein wir unsere besten Namen schreiben, und sei es wenig oder viel, und hättest du nichts gedichtet als die stolzen Worte, diesen Inbegriff deines idealen, dem Höchsten zugewandten Wesens:

„Kein Gott als Gott, der Dichter sein Prophet"! — du wirst leben!

So gehe ein, teurer Schatten, zu den dir vorangegangenen unserer Landsleute, zu Nikolaus Lenau, Anastasius Grün und Moritz Hartmann, zu Grillparzer und zu Friedrich Halm! Du warst ihrer würdig und du gehörst in ihren Kreis!

Lebe wohl für immer!

Im Namen jener Stiftung, die Schillers erhabenen Namen trägt, des idealsten unserer Dichter, lege ich noch das letzte Angebinde, den letzten Gruß auf deinen Sarg. Du warst ihr Ehrengast gewesen und das hat ihr zur höchsten Zierde gereicht. Sie wird dein und deines dichterischen Genius für immer gedenken.

Lebe wohl, Karl Beck!

Betty Paoli.

Im Jahre 1841 erschien bei Heckenast in Pest ein Band Gedichte — ein dünnes, auf kaum sechzehn Bogen gedrucktes Buch, das den Namen unserer Dichterin auf seinem Titelblatte trug. Wer ist Betty Paoli? fragte die neugierige Oberflächlichkeit im Publikum, deren Interesse an den

Schöpfungen des Geistes selten einen größern Horizont hat als den Umkreis des Tisches im Salon, auf dem sie in goldberänderter Pracht liegen. Es ist eine Dichterin! konnten ihr diejenigen antworten, die dem Inhalte des Buches vertrauter entgegengekommen waren. Nie ist ein Ausspruch mit mehr innerer Wahrheit und Wahrhaftigkeit getan worden.

Um jedes erste Buch webt ein eigentümliches, schwer zu lüftendes Geheimnis, ein Duft, der allein es erklären läßt, warum wir den Verfasser solcher ersten Blätter für alle Zukunft nicht mehr aus unserer Seele entlassen. Wir sprechen natürlich nur von Schöpfungen, die den Stempel des Bedeutenden an sich tragen. Dieses Formlose und oft Rohe, dieses Unbewußtsein künstlerischer Technik, dieses Verschwenden von Effekten, mit denen der bewußte Künstler so gut hauszuhalten versteht, hat für uns etwas unendlich Reizendes und geheimnisvoll Bestrickendes; wir sehen eine wirkliche Schöpfung vor uns, etwas aus dem freiesten Walten des Geistes Entstandenes. Dies ist namentlich bei den ersten Werken von Männern der Fall, weniger bei Frauen. Der Entwicklungsgang des Jünglings zum Manne ist ein viel größerer und weiterer, als der der Jungfrau zur reifen Frau. Darum das Bestimmte, oft schon Fertige in den ersten Anfängen der Frau, das Unbestimmte, Nebelhafte und Formlose in den Anfängen des Jünglings. Das Schaffen kommt eben bei beiden aus verschiedener Quelle. Den einen treibt der Drang, eine Kraftäußerung dazu, ein anderes aber die Frau; ihr ist poetisches Schaffen gewöhnlich eine Befriedigung, eine Zuflucht, eine Rettung.

Wir möchten diese Parallele nicht weiter ausdehnen, als sie eben auf die Schöpfungen der Dichterin, der dieser biographische Umriß gilt, Bezug hat.

Als der erste Band „Gedichte" von Betty Paoli erschien, war es gerade eine eigentümliche Zeit. Die Periode der politischen Poesie hatte nicht lange zuvor begonnen; die

Atmosphäre füllten bereits jene ausdehnsam leichten Stoffe, die sich später zu einem so dichten Gewölke zusammenballten. Die ganze lyrische Subjektivität des deutschen Volkes schien plötzlich in einen poetischen Leitartikel sich verwandelt zu haben. Mitten in dieses Stimmen und Summen eines beginnenden Konzertes fielen die ersten Gedichte von Betty Paoli. Sie erregten Aufsehen, nicht weil sie den Zeitton nicht anschlugen, sondern weil man sogleich erkannte, nur eine Dichterin in der vollsten Bedeutung dieses Wortes habe solche Gedichte schreiben können. Vollendet in ihrer Form, voll musikalischen Ausdrucks in der Sprache und im Versbau konnte man sich kaum überreden, diese Gedichte rührten von einer jungen Dichterin her. Mehr aber als dies war es der Inhalt, die innere Lebenswahrheit, die Glut und Pracht dieser Gesänge, was ihnen auf den ersten Blick Bedeutsamkeit verlieh. Eine Dichterin, eine Frau wagte es in diesen Blättern die Geschichte ihres eigenen Herzens, die Schlachten ihrer Seele, die Niederlagen ihres Gemütes zu schildern; rücksichtslos, wie die Wahrheit selbst, spiegelt sich das geheimste Seelenleben in diesen Gesängen ab, und sei es Klage über untergegangenes Glück, sei es Hoffnung auf ein wiederzufindendes — immer findet sie den Ton, den rechten Ausdruck dafür und geht nie irre. Die volle Berechtigung der Frau, ihre eigene Welt als eine Welt im kleinen zu betrachten, tritt dem Leser vielleicht nirgends so schlagend und überzeugend entgegen, als in diesen ersten „Gedichten“ der Paoli.

Dennoch mußte der aufmerksame Beobachter, wenn er unbefangen den Eindruck prüfte, den dieses Buch auf ihn machte, sich die Frage stellen: Liegt in diesen Gedichten eine weitere Entwicklung? Wird eine Frau, die das Geheimnis ihres Herzens, den Schleier ihrer Leiden und Freuden so sehr gelüftet hat, noch andere Phasen des geistigen Schaffens durchringen? Sie, die alles gesagt zu haben scheint, kann sie noch mehr sagen? Wird sie neue Formen, neue Gestaltungen für

Dinge finden, die durch ihre Natur aus dem Bereiche der Subjektivität liegen müssen?

Fünfzehn Jahre sind seit jenem ersten Buche verstrichen. Die Dichterin hat, wie uns dünkt, auf diese Zweifel Antwort gegeben. Ein reiches poetisches Leben liegt vor uns, und dieser biographische Umriß (auf einen stolzeren Namen sollen diese Zeilen keinen Anspruch machen) möge dazu dienen, einer der ersten lyrischen Dichterinnen Deutschlands die gebührende Würdigung zu widmen.

Betty Paoli, mit ihrem wahren Namen Elisabeth Glück, ist den 30. Dezember 1815 zu Wien geboren. Ihr Vater, seines Berufes Arzt, starb frühzeitig, seine Gattin mit dem kaum erwachsenen Kinde einer gesichert scheinenden Zukunft überlassend; denn die Mutter unserer Dichterin besaß ein eigenes, bedeutendes Vermögen. So gestalteten sich ihre Kindertage zu recht freundlichen und heiteren, und nichts ließ ahnen, daß in diese anscheinend gesicherten Verhältnisse das Mißgeschick einschneiden könne. Betty Paoli hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, als der Bankerott des Kaufmannes, dem die Mutter ihr Vermögen anvertraut hatte, die bisherige Behäbigkeit plötzlich unterbrach, und das junge Mädchen sich in die Notwendigkeit versetzt sah, für sich und die Mutter Sorge zu tragen. Von diesem Augenblicke an entwickelte sich in der Mutter eine eigentümliche, fast krankhafte Rastlosigkeit, ein beständiges Wandern von einem Aufenthaltsorte zum anderen.

Man kann leicht denken, welchen Einfluß dieser beständige Wechsel neuer Szenerien und Eindrücke auf die Bildungskraft des begabten Kindes ausübte. Das Element der Ruhelosigkeit, für das sie in ihren Poesien einen so beredten Ausdruck findet, mag darin seine erste Begründung finden, und doch ist eben diese Ruhelosigkeit, dieses „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ nichts als Drang, eine stetige Heimat zu finden. Wen drängt es unaufhaltsamer zu ihr, als gerade

die Frau! Andrerseits waren diese beständigen Ortsänderungen mit einem gewissen Nachteil für sie verbunden; sie hinderten sie, sich so manches positive Wissen eigen zu machen, das nur die Konsequenz fortgesetzten Unterrichtes ist. Vielleicht um so leidenschaftlicher regten sich in ihrer jungen Seele die Schwingen der Poesie. Kaum sechzehn Jahre alt, erschien von ihr in einem Wiener Journale das erste Gedicht. Merkwürdig war daran der Umstand, daß dieses poetische Erzeugnis, so schwach es immer sein mag, gegen die Regeln der Metrik keinen Verstoß aufweist. Und doch hatte die Dichterin damals noch keine Ahnung davon, daß es Gesetze geben könne, in die selbst der freieste poetische Genius seine Ergüsse bannen muß. So unbewußt hatte das dichterische Mädchen die Melodie in sich selbst gefunden! Von großem Einflusse auf ihre geistige Entwicklung war ein zweijähriger Aufenthalt in Rußland, vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre der Dichterin. In tiefster Einsamkeit, ohne andern Umgang als mit sich selbst, ohne andere Zerstreuung als jene, die Studium und Arbeit ihr boten, gestalteten sich diese Jahre für sie zu einem entscheidenden Lebensabschnitte. Es war die Zeit der Einkehr in sich selbst. Alles, was sich bisher in unbestimmten Regungen geoffenbart hatte, gewann Form und Gestaltung. Hier war es auch, daß sie manche Lücke ihrer Erziehung ergänzen konnte. Aus dieser Einsamkeit kehrte sie nach Wien zurück, „meines Zieles bewußt“, wie die Dichterin einmal zu uns selbst äußerte; „es war die Poesie! Nun ließ ich den Zerstreuungen des Lebens nicht mehr die Macht, mir dieses Ziel aus den Augen zu rücken. Ich darf von mir sagen, daß ich im Glück wie im Schmerz der Poesie treu geblieben bin.“

Im Jahre 1841 erschienen, wie wir bereits gesagt, die ersten „Gedichte“, Nikolaus Lenau gewidmet. Wir haben bereits den Charakter dieser Poesien angedeutet; mehr als das weitläufigste biographische Material sagen könnte, offenbart dieses Buch die Geschichte einer Seele, der in aller Pein und



Drangsal der einzige Trost geblieben war, sich in Gesang auszuströmen.

Schon zwei Jahre später, zu Anfang des Jahres 1843, erschien eine zweite Sammlung von Gedichten: „Nach dem Gewitter“ (zweite Auflage 1850). Vielleicht weniger blendend als ihre aus dem heißesten Drange, sich selbst zu vernehmen, entstandenen Vorgänger, ziehen diese Poesien durch ihre ruhig gefaßte Stimmung an und rechtfertigen in mehr als einer Beziehung ihren Titel. Der Sturm der Elemente scheint wirklich vorüber, am Nachthimmel erscheinen hier und da Sterne auf tiefblauem Grunde. Jedes einzelne Gedicht spricht von einer ermatteten Seele, der es trotzdem schwer geworden, selbst diese Ruhe der Erschöpfung zu finden. Man sieht es diesen Gedichten an: die lyrische Gewalt der Dichterin sucht bereits das bisherige Gefäß ihres Inhaltes zu zersprengen und auch objektive Stoffe zu gestalten. Schon im nächsten Jahre 1844 gab die Dichterin kräftig den Beweis, wie sie danach ringe, Herrin dieser lyrischen Gewalten zu werden. Sie veröffentlichte drei Bände Prosa, Novellen, unter dem Titel: „Die Welt und mein Auge“. Es war ein gewagter Schritt der Dichterin, abgesehen davon, daß sie sich hatte verleiten lassen, in diese Sammlung Jugendarbeiten aufzunehmen, die vor der Kritik nicht bestehen können. Die Dichterin hat sich die Welt und deren Erscheinungen „nach ihrem Auge“ zurechtgesetzt; es versteht sich daher von selbst, daß sie auch hier, wo sie den epischen Stoff beherrschen sollte, von ihrem lyrischen Drange ergriffen wird, und so sind auch in diesen Novellen jene Partien die besten, die eine lyrisch gehobene Situation in sich bergen. Die Erfindung selbst ist meistens dürftig, dennoch aber stets zart und edel; manche dieser kleinen Arbeiten erhebt sich in Ausführung und Sprache weit über das Niveau des Gewöhnlichen.

Um diese Zeit trat in das Leben der Dichterin ein Ereignis ein, das für mehrere Jahre ihre schriftstellerische

Tätigkeit beschränkte. Die Fürstin Schwarzenberg, Witwe des Siegers bei Leipzig, bot ihr an, die Stelle ihrer Gesellschaftsdame anzunehmen und in ihrem Hause zu leben. Betty Paoli sah in diesem Antrag, der ihr ebenso ehrenvoll als freundlich von der in jeder Beziehung hochstehenden Frau zugekommen war, einen wahren Glücksfall und nahm ihn an. Fünf Jahre dauerte dieses Verhältnis; nur einmal während dieser Zeit war die Dichterin wegen ihrer wankenden Gesundheitsverhältnisse gezwungen, das milde Klima Italiens aufzusuchen, wo sie sechs Monate teils in Florenz, teils in Venedig zubrachte. „Groß war der Gewinn," äußerte sich öfters die Dichterin, „den ich aus dem beständigen Verkehr mit dieser wahrhaft außerordentlichen Frau zog. Ich gewann namentlich an geistigem Überblick und Verständnis der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt. Ich kann dies mehr dunkel fühlen als klar bestimmen. Es ist wenig Gutes in mir, dessen Ausbildung ich nicht ihr verdanke. Was die Erziehung in mir versäumte, hat der Verkehr mit diesem ganz großen und ganz reinen Charakter nachgeholt."

Im Jahre 1845 veröffentlichte die Dichterin, gleichsam als Fortsetzung ihrer epischen Studien, den „Romancero" (Leipzig bei Wigand, und Bettina gewidmet). Dieses Buch besteht aus vier lyrischen Epen, worunter wohl „Maria Pellico" das bedeutendste sein dürfte. Wie die Novellen leiden auch diese epischen Gedichte an einem bedeutenden Fehler. Sie sind zu breit angelegt und die Gedrängtheit und Energie des behandelten Stoffes ist größtenteils auf Kosten der lyrischen Situationen beeinträchtigt. Aber in Einzelheiten birgt der Romancero wahrhaft bewunderungswürdige Partien; es ist eine Melodie in der Sprache, eine Vollendung im Vers, wie sie nur von einer Dichterin kommen können, die für den Ausdruck ihrer Gedanken keine Hindernisse mehr kennt.

Nach dem „Romancero" feierte die Dichterin eine geraume Zeit. Da kam das Jahr 1848; mit ihm, das in so

viele politische und soziale Verhältnisse einschnitt, sollte auch für Betty Paoli ein Verhältnis abgebrochen werden, dessen Annehmlichkeit und Bedeutung für ihr geistiges Wesen wir bereits angedeutet. Die Fürstin Schwarzenberg starb — ein herber Schlag für unsere Dichterin! Sie verließ Österreich und brachte die nächstfolgende Zeit auf Reisen in Frankreich und Deutschland zu. Ihre Muse schien verstummt; die Lebenszeichen, die hier und da in den Journalen Zeugnis davon geben, daß sie der Welt noch gedenke, waren wenig geeignet, von ihrem poetischen Schaffen Kunde zu geben; es waren meist Feuilletonartikel in den Wiener Journalen. Um so mehr überraschte eine neue Sammlung von „Neuen Gedichten“ (1850).

Wir nehmen keinen Anstand, gerade diesen Poesien den Kranz vor allen andern bisher erschienenen zu reichen. Die Dichterin zeigt sich darin in der vollen Weihe ihres Berufes; ein weiblicher Antäus hat sie ihre ganze Kraft, den ganzen Schwung ihrer hochgehenden Seele wieder empfangen; sie steht wieder auf dem Boden ihrer Lyrik, den sie in den vorangegangenen Produktionen teilweise verlassen. Voll Innerlichkeit und Gedankentiefe, in prächtigem Versbau, zeigt hier die Dichterin aufs neue, welcher Gewalten sie fähig sei. Es sind in diesem Buche Gedichte, die in ihrer Vollendung sich kühn dem Besten anreihen können, was die lyrische deutsche Poesie hervorgebracht hat.

Im Jahre 1852 kehrte die Dichterin wieder in ihre Vaterstadt Wien zurück, die sie seitdem, kurze Zeiträume abgerechnet, nicht mehr verlassen hat. Sie ist seit ihrer Rückkehr vielfach literarisch beschäftigt; namentlich widmete sie dem Journale „Lloyd“, später der „Österreichischen Zeitung“ geistvolle Besprechungen des Burgtheaters und der neuesten Literatur. So wenig zuträglich nun dieses Herabsteigen eines freiwaltenden Genius auf den kritischen Markt der Tageserscheinungen sein mag — für die Muse Betty Paolis hat sich bis jetzt

die journalistische Beschäftigung noch von keinem Nachteil erwiesen. Neu gekräftigt und glänzend, wie in ihren besten Produkten, trat sie im Jahre 1855 mit ihrem „Lyrisches und Episches“ (Pest, Heckenast) vor das Publikum. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten in diesem Buche einzugehen, dem von Seite der Kritik, namentlich erst jüngst von Gutzkow, die verdiente Anerkennung ward. Es glänzen und tönen darin alle Vorzüge, die sie zu einer so bedeutenden Erscheinung gemacht haben. Das „Epische“ enthält nur zwei Stücke, beide von entschiedener Schönheit, „Mac Dugald“, und „Ada“. In beiden Produktionen ist, gegen die früheren epischen Schöpfungen gehalten, ein großer Fortschritt sichtbar. Der Stoff ist konziser und drastischer zusammengefaßt, der lyrische Schwung etwas gedämpft, die Sprache bewunderungswürdig rein und melodisch.

Eine Dichterin, die aus solchen Kämpfen, äußeren und inneren, aus geistiger Pein und Seelenqual zu solcher Bedeutung sich durchgerungen hat, muß noch eine reiche poetische Zukunft vor sich liegen sehen. Unstreitig ist Betty Paoli in diesem Momente die erste lyrische Dichterin Deutschlands, und wir wüßten nur die geniale Annette Droste-Hülshoff zu nennen, der sie im vollsten Maße ebenbürtig gehalten werden darf. Dennoch glauben wir nicht irrezugehen, wenn wir schließlich die Meinung aussprechen, die Lyrik werde stets die stärkste Seite unserer Dichterin bleiben. Auf diesem Felde blühen ihr die reichsten Kränze; hier behauptet sie einen der ersten Plätze: als Dichterin des Schmerzes, als wahre Sängerin der Frauenseele!

Rede am Grabe Moritz Hartmanns.
(15. Mai 1872.)

Als dein ältester Kamerad, als einer, der, demselben Lande entsproßt, denselben Zielen zugewendet, mit dir das



Knaben- und Jünglingsalter durchmaß, stehe ich an deinem Grabe, um dir ein letztes Wort nachzurufen.

An deinem Grabe! und ein letztes Wort! Unsagbar, namenlos ist das Weh, das mich in diesem Augenblicke ergreift. Ich, ich, der ich dich gekannt habe als den schönsten Knaben, der dich aufblühen und wachsen sah in aller Herrlichkeit und Fülle des Jünglings, ich sage dir den letzten Scheidegruß im Leben; mir hat das bittere Geschick es aufgespart, an deinem Grabe zu stehen!

Ich sah und stand dabei und konnte es erlauschen, wie du ein Dichter wurdest.

Du zähltest kaum siebzehn Jahre. Da entrang sich bereits den hochgespannten Saiten deiner Seele ein Gedicht, wie es nur ein wahrhaft begnadeter Genius, ein Dichter auf den tiefsten Tiefen seines Wesens findet.

Es nannte sich „Adlerkönig“.

Ein junger Königssohn geht in den Wald und findet unter einem Baume ein Nest voll junger Adler. Er nimmt es auf, er bewahrt das Nest in seinem Helme, und wohin er nur immer geht und trachtet, was er sinnt und denkt, die jungen Adler umschwirren und umflattern ihn — er trägt Adlergedanken auf und in sich und über sich.

Der Heldensohn warst du! Du selbst warst der junge Aar! Adlergedanken dein stetes Gefolge von den Tagen der erwachenden Jünglingskraft an bis in die letzten Augenblicke deiner in der Blüte vollsäftiger Strebens- und Schaffenslust gewaltsam abgebrochener Manneshoheit!

Du warst der Aar, und Adlergedanken in dir!

Als das Vaterland noch im dumpfen Banne befangen und gefangen lag, da litt es dich nicht in der beengenden Atmosphäre. Da hobst du deine leuchtenden Fittiche, und sie trugen dich höher, immer höher, dem Lichte, der Sonne, der Freiheit entgegen! Das Buch, welches man die deutsche Literatur nennt, fühlte und fühlt das gewaltige Rauschen

deines Genius. Zürnend hattest du das Land deiner Geburt verlassen; aber dein Zorn war jener heilige Zorn, der die Liebe selbst ist, die heilige, keusche, innige Liebe!

Flüchtig und gehetzt, trugen die Fittiche dich immer weiter und höher. Aber, ob du auch zuweilen nicht wußtest, wohin dein Flug sich richten sollte — immer bliebst du der junge Aar mit den Adlergedanken! Immer bliebst du der Sohn der reinen Lüfte; der Schmutz des Lebens haftete nicht an dir. Das zu Boden ziehende und am Boden haftende Wesen berechnender Gesinnung blieb dir allezeit ferne. Und wie der Dichter des „Faust“ sagen konnte:

Wär' unser Aug' nicht sonnenhaft,
Wie könnten wir die Sonne schauen?

so konnten wir von dir, Moritz Hartmann, sagen: Wie wärest du das geworden, was du warst, wärest du nicht stets, im Glück und im Leid, in den Tagen sonnigen Glanzes wie in den schwersten Heimsuchungen, der — Aar geblieben, ein makelloser, ungetrübter, goldener, durch und durch treuer Charakter.

Nach mehr als 20 Jahren kehrtest du heim, heim in das Vaterland, in dem es indessen lichter und freier und wohnlicher geworden war. Die geliebte Stätte lag wieder vor dir, du gründetest dir ein Haus, wie es schöner und trauter nicht gedacht werden kann. Du wolltest mit uns dich freuen, mit uns ringen und streben, und, wenn es galt, wieder leiden und kämpfen.

Ach! Du warst bereits ein müder, gebrochener Aar! Der Todespfeil hatte deine Fittiche geknickt, du warst zur Heimat gekommen, um zu sterben!

Moritz Hartmann! Du bist tot! Du treuer Kamerad, du edelster Freund, du herrlicher Mensch, du Dichter! Mann ohne Lug und Trug! Du bist tot, und all unser Klagen, all unser unsagbares Weh schrumpft in dem einen Worte zusammen: Lebe wohl! Lebe wohl für immer!

Ich, dein ältester Kamerad, rufe es dir zu aus den Tiefen meiner erschütterten Seele!

Ich rufe es dir zu im Namen jener Frau, die du deinen Schutzgeist auf Erden nanntest, deiner Gattin.

Ich rufe es dir zu im Namen deines einzigen Kindes, das verwaist zurückbleibt.

Ich rufe es dir zu im Namen der Heimat und des großen deutschen Vaterlandes, das dich mit Stolz unter seine Lieblinge zählte.

Lebe wohl! Friede, Friede mit deiner Asche!

Zehn Jahre später.

Ein Gedenkblatt für Moritz Hartmann.

Niemals empfinde ich die traurig ernste, mit elementarer Unmittelbarkeit zu mir sprechende Wahrheit des Spruches, „daß alles Schöne vergeht", mit größerer Wehmut, ja mit einer gewissen zornigen Resignation, als an dem Tage, der nun seit zehn Jahren heute wiederkehrt: Moritz Hartmanns Todestag. Ich meine dies vorerst nicht im figürlichen Sinne. An Moritz Hartmann war alles schön, Gestalt wie Gesichtsausdruck, und der, von dem ein seither gleichfalls verstorbener Jugendgenosse schrieb, er sei ein „hellenischer Semite" gewesen, er erfreute sich von Seite der Natur einer äußeren Bevorzugung, die uns, seinen Altersgenossen, noch heute unvergeßlich ist. Selbst da, als die Schatten des Todes immer breiter und breiter auf sein lebenatmendes, zum Leben so ganz und gar berechtigendes Antlitz fielen, als die Stunde immer näher rückte, welche diesen prächtigen Leib in seine Elemente auflösen sollte, selbst da war er noch schön! Warum muß ich dieses Umstandes, der manchem als unwesentlich erscheinen mag, gerade heute gedenken, da wir ihn vor zehn Jahren dem alten

Währinger Friedhofe übergaben? Weil der Gedanke doppelt schmerzlich sich aufdrängt, daß mit jedem neuen Ringe, den die Zeit ansetzt, die Kluft immer weiter und gähnender wird, die uns vom schönsten Menschen, den ich gekannt, dem „hellenischen Semiten", die uns von Moritz Hartmann bereits trennt.

Heute ist es in der Reihe der zehnte!

Moritz Hartmanns literargeschichtliche Position hier nochmals beleuchten wollen, wäre wohl heute eitles Beginnen. Nicht Freundschaft allein, mir sagt es eine festbegründete Überzeugung, daß diese Stellung eine gegebene, durch nichts zu erschütternde bereits geworden ist. Als Lyriker zwar nicht in dem Vordertreffen jener eisernen Phalanx stehend, die, neuen Formen und Gestaltungen Bahn brechend, das Höchste und Tiefste des Gemütes aussprach, was weder Drama noch Roman trotz ihrer breiten Grundlagen zu erreichen vermögen, hat er auf anderen Gebieten Produkte hinterlassen, die gerade als mustergültig, mit einem anderen Worte als „klassisch" bezeichnet werden dürfen. In der stattlichen Aneinanderfolge seiner epischen Dichtungen, die sich insgesamt durch bestrickende Grazie der Erfindung und Gestaltung, sowie durch unnachahmliche Mannigfaltigkeit in Belebung seiner Stoffe auszeichnen — in der sogenannten „touristischen" Novelle ist er dem „jungen Deutschland", das ihm hier allerdings vorausgegangen, weitaus überlegen, und es hat weniges aufzuweisen, was sich ihm ebenbürtig an die Seite setzen ließe — zeigt er sich als einen Meister des echt deutschen Erzählertones, wie wir deren nur wenige besitzen. Wenn Moritz Hartmann nichts geschrieben hätte als sein köstliches „Tagebuch aus Languedoc", es würde allein genügen, um die Blätter seines Lorbeerkranzes in dem rauschenden Walde, den man deutsche Literaturgeschichte nennt, zu ewig grünenden zu machen. Wie aber oft ein einziges Wort, eine einzige Redewendung, ein einziger Aufschrei hinreicht, um einen Namen

forttönen zu machen durch kommende Zeiten, so wird nach meiner Überzeugung über seine „Böhmischen Elegien“ nicht hinweggeschritten werden können. Sein bekanntes Wort: „An Deutschlands Halse wein' dich aus“, ist eine Frage an die Zukunft, die noch keine Antwort gefunden, ebensowenig wie jemals die berühmte von Anastasius Grün: „Warum“?...

Vor mir liegt ein Bündel halbvergilbter Briefe von Moritz Hartmann, an verschiedene Freunde und zu verschiedenen Zeiträumen geschrieben. Sie sind nicht bedeutend; sie geben im großen und ganzen keinen genügenden Aufschluß über das, was man poetisches Weben nennen möchte; die Fäden, aus denen gerade der oder jener Stoff sich bilden soll, liegen zumeist unklar und verworren da. Es scheint, daß Hartmann die Duglöcher in die geheime Werkstätte seines Schaffens nicht liebte, und so kommt es auch, daß mancher Torso seiner nachgelassenen Schriften nicht ergänzt werden kann, weil der Meister jede irgendwie aufklärende Andeutung, wie und wo der Block anzufassen sei, in sich verschlossen hatte. Aber indem ich diese Briefe durchblättere, tritt mir die ganze, so liebenswerte Persönlichkeit dieses „schönen Menschen“ wieder in ihrer ganz unvermittelten, ja ungebrochenen Vollendung beinahe greifbar entgegen. Es sind meist intime Briefe, intim, wie sie nur der Mann schreibt, der sich von seinen Freunden wahrhaft geliebt weiß. Sie beginnen, merkwürdig genug, mit dem Datum: Mazas 1852, und endigen auf dem Schmerzens- und Sterbelager in Wien, das ihn volle vier Jahre mit eisernen Klammern an sich hielt.

Aus den Gefängnismauern, die ihm der dritte, zum Imperator aufrückende Napoleon anwies, schreibt er an eine durchlauchtige Freundin: „Vor einer Viertelstunde widerhallte diese Wölbung von einer Champagnerexplosion, und schon fühle ich mich in einer Stimmung, in welcher ich zu Freunden sprechen oder vielmehr plaudern muß. Grâce à vos

soins, fürchte ich als ein gourmand goutteux das Gefängnis zu verlassen, an das ich mich nach und nach gewöhne und das — schrecklich zu sagen — mir anfängt vertraut zu werden. Vertraut und lieb sogar. Es enthält in Gestalt von Büchern, Pasteten, Zigarren, Weinflaschen, bereits so viele liebe Zeichen liebenswürdiger und rührender Teilnahme, daß es für mich eine ganz eigentümliche Bedeutung bekommt. Heute nachmittag hat mir Daniel Stern einen ganzen Baum in Blüten aus Ihrer serre gebracht; mit ihrem Bouquet, in dem so viele Veilchen sind, füllt es meine ganze Welt aus, und wenn mich beide mit vereinten narkotischen Kräften heute nachts ersticken, so ist das der schönste Tod, den sich ein germanischer Poet wünschen kann, und viel schöner, als der Tod des Herzogs von Clarence im Tower."

Dasselbe Schreiben enthält folgendes merkwürdige Urteil Hartmanns über George Sand: „‚Mauprat' gefällt mir sehr, nur wiederholt sich George-Sand darin zu oft, daß sie die ganze Erziehung eines tollen und rohen oder schlechten und bloß sinnlichen Mannes vom Weibe und nur vom Weibe ausgehen läßt. Gewiß, die Weiber tun viel und können vieles in dieser Beziehung, aber nicht alles; das wäre ein sehr unaccomplished man, der nicht auch von der Welt und bloß von weiblicher Grazie und der Majestät im Weibe erzogen würde. Woman is a great thing, but is not all. Die Weiber, wenn sie schreiben, und selbst so geniale Weiber, wie George Sand, fallen leicht in das Extrem, sich für die Herren der Schöpfung zu halten, in welches die Männer doch, wenn sie nicht Türken sind, nur halb verfallen."

Drei Jahre später, aus Konstantinopel, 5. März 1855, schreibt er derselben Freundin: „Heute komme ich zu Ihnen, als zu meiner ernsten Freundin, denn seit einigen Tagen bin ich sehr traurig, ja unglücklich, und ich will Ihnen klagen. Bedenken Sie das tiefe Elend! Meine Schwester schreibt mir, daß meine arme Mutter infolge der Auslieferungsgerüchte,

meiner Krankheit in der fernen Fremde und all der Sorgen, die sie nun schon seit so lange um mich ausgestanden, in förmlichen Tiefsinn versunken ist. Stundenlang steht sie am Fenster, mich erwartend, überzeugt, daß ich in der nächsten Minute kommen werde. Sie soll gealtert sein und rasch abnehmen. Mein Schwager läßt mich Traurigeres erraten. Ich bin nicht Spartaner genug, um auch dieses Unglück zu tragen, und schon habe ich meinen Entschluß gefaßt und teilweise ausgeführt. Ich habe an Herrn v. Bruck geschrieben, der mir sua sponte im vorigen Jahre seine Dienste angeboten, und habe um die Erlaubnis gebeten, auf vier Wochen heimkehren zu dürfen. Meine Schwester sagt, daß mein Anblick die gute Mutter wiederherstellen würde. Ist es da nicht meine Pflicht, mich selbst zu verleugnen? Ich bin in einer Stimmung, in welcher ich Gott und die Welt verraten könnte, um meiner guten Mutter eine heitere Stunde zu machen. Wie sehr elend ich seit Empfang jenes Briefes bin, kann ich Ihnen kaum ausdrücken. Ich habe geweint wie ein Kind; ich schlafe nicht und habe nur erträgliche Stunden, wenn ich mir die Wiederkehr in mein Dorf ausmale."

Aus Stuttgart, wohin er mit Weib und Kind übersiedelt, schreibt er einem Freunde über den Tod seines ersten Knaben: „Ich muß Dir schreiben, weil ich denke, daß mir dann etwas leichter zumute sein wird. Gestern abend in der Dämmerung haben wir ihn begraben; wir haben ihn allein hinausgebracht. Schon haben wir eine Nacht ohne ihn zugebracht. Ach mein lieber Freund, wie weh ist mir; das schönste Stück meines Daseins ist begraben, und ich werde mich nie trösten. Und meine arme Berta! Wir waren ja nicht ein, zwei, drei Leben, wir waren ein einziges Leben, und diese Lücke wird nicht auszufüllen sein!"

Im Jahre 1868 kommt er, ein todkranker Mann, ein

im Walde zum Fällen bezeichneter Baum, in Wien an. Wieder schreibt er jener fürstlichen Freundin, der er gewohnt ist, die Wundmale seiner Seele bloßzulegen: „In einigen Tagen beginnen meine Arbeiten, und ich habe noch keine eingerichtete Stube, alle möglichen Sorgen und dazu körperliche Schmerzen. Aber auch das muß durchgemacht werden, um endlich zu einer, wenn auch arbeitsvollen, doch sorgenlosen Zeit durchzudringen. Ich gehe mit einiger Angst an meinen neuen Beruf, da man viel von mir erwartet und ich eigentlich infolge meiner Krankheit weniger Herr meiner Fähigkeiten bin als jemals. Aber auch da müssen Mut und Pflicht hinüberhelfen.“ Und ferner: „Berta schickt Ihnen alle mögliche loves, und sie kann es, denn sie hat viel im Vorrat und besonders für Sie. L. gedeiht und gedenkt Bellefontaines wie eines Paradieses. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß er vielleicht einst Ihrem Kinde etwas wird, ein Freund, ein Paladin. Warum sollte sich so etwas nicht forterben? Und wäre es nicht schön, wenn es wäre? Besonders, wenn es mir gelingt, ihn zu einem kräftigen, tapferen, treuen Manne zu erziehen?“

Wie glücklich, wie schaffensfreudig der gebrochene Mann, der über seine Lage sich kaum jemals einer optimistischen Täuschung hingibt, der Zukunft ins Auge sieht, wenn er von „ihr“ spricht, der Mutter dieses Kindes!

„Wie gerne,“ schreibt er am 22. Juni 1870 aus der Herrengasse in Oberdöbling seiner ehemaligen Schülerin Cathérine nach Paris, „möchte ich wieder einmal mit Ihnen plaudern, besonders über mein Weib, deren Lob ich Ihnen schon schriftlich nicht genug eindrucksam singen kann. Wie ist sie Ihrer würdig! Welch ein Engel, welch ein Bote des Heils, welche Heldin hat sich während meines Krankenlagers vor meinen Augen immer herrlicher entwickelt! Es ist unsagbar und unerschöpflich, und möge die Zunge in meinem Munde verdorren, wenn ich es je vergesse! Bei allem Elend,

bei allen Schmerzen bin ich ein glücklicher Mensch, und ich erkenne es dankbar an.“ Als er aus dem Munde Oppolzers ein klares Bild seines Leidens verlangt und erhält, schreibt er wenige Tage darauf an einen Freund: „Sie weiß davon nichts, wozu auch? Ich will es diesmal, wenn es kommt, so lange als möglich für mich behalten. Wenn ich sterbe, vergiß mich nicht, mein lieber Freund! Ich bitte Dich darum aufs herzlichste! Ich kümmere mich nicht um die Unsterblichkeit, aber ich möchte, daß mich dann die Menschen, die ich liebe, nicht so bald vergessen. Ich brauche den Gedanken, um die andere Wagschale, in der meine traurigen Gedanken liegen, en balance zu erhalten und mich mit ihr.“ Kaum einen Monat später schreibt er demselben Freunde: „Hast Du je Benjamin Franklins Korrespondenz, zwei Bände, gelesen? Welche Weisheit, Klugheit Liebenswürdigkeit und Größe! Welche Lebenskraft und lächelnde Energie und welche mütterliche Besorgtheit um die Menschheit, ob es sich um Blitze, rauchende cheminées oder eine große Revolution und allgemeines Menschenrecht handelt. Er ist eine Berta der Menschheit. Nichts von Transaktionen, Zugeständnissen, Indemnitäten, trotz aller Praktischheit usw.“ Und einem anderen Freunde schreibt er: „Ohne diese Krankheit wäre ich in die Grube gefahren, ohne im mindesten eine Ahnung davon zu haben, was ich an meiner Heldin besitze. Böte man mir gegen diese Erfahrung die Rückgängigmachung der vergangenen und Sicherstellung der künftigen, noch mit vielen Leiden drohenden Zeit — ich ginge den Tausch nicht ein!“

Immer und immer wieder, fast in jedem Briefe, der mir vorliegt, ist es das traute Heim, die nach innen wie nach außen wohlgefügte Häuslichkeit, auf die der dem Tode Geweihte zurückkommt. „Wäre ich gesund“, schreibt er an einen andern Freund, „ich wäre jetzt mit diesem Garten, diesem Hause, diesem Weibe und diesem Kinde der glücklichste beatus ille.“

So ist das Jahr 1871 gekommen. Die Leser der „Neuen Freien Presse“ werden sich noch des schmerzlich tiefen Gedichtes erinnern, welches er von seinem Krankenlager aus den Vorgängen auf dem deutsch-französischen Kriegsschauplatze widmete. Es wurde damals, wie ich mich gut erinnere, von mancher Seite verkannt und als unzeitig bezeichnet. Aber mich deucht, mit großem Unrechte; es war der Ausfluß einer in ihrem Innersten getroffenen Natur, die in ihrem, „die ganze Menschheit umfassenden“ Dogma die blutgedüngten Felder Frankreichs weit, weit von sich stieß. Da trifft im Mai des Jahres 1871 den kranken Mann das Entsetzlichste, das dem armen Hiob bisher aufgespart geblieben. Sie, von der jeder Brief, jedes Lebenszeichen singt und sagt, sie selbst verfällt einem Siechtume, dessen Folgen nicht abzusehen.

Am 22. Mai 1871 schreibt er an eine befreundete Familie: „Die Haufen glühender Kohlen, die Ihr während meiner so langen Krankheit mit so vielen Briefen und anderen Liebesbeweisen über meinem Haupte gesammelt, kann ich wohl am besten mit einem Male löschen, indem ich, Euch zum ersten Male schreibend, die besten Nachrichten über meine arme gute Berta gebe. Ich bin mit meiner Eurydike wohl schon bis unters Knie auf der Oberwelt und im heiteren Sonnenlichte angelangt. Sie ist gerettet; aber es hat einen harten Kampf gekostet und Stunden, die Jahrhunderte aufwiegen.“

Wie tief rührend klingt dann seine Sehnsucht nach dem in „schöner Verbannung“ einstweilen lebenden Kinde in den Worten: „Es ist doch wahr, daß wir mitten in allen Leiden miteinander sehr glücklich sind, und daß unser Zusammenleben alles Unglück doch bei weitem aufwiegt. Wir haben die Genugtuung, aussagen zu können, daß, wenn nur das Unglück nicht von außen käme, wir unter uns und durch uns gewiß die glücklichsten Menschen wären und auch sind.“

Grauenhaft ist ihm der Gedanke, daß das „Kind“ in

seiner glücklichen Unschuld zwischen Blumen und Blüten keine Ahnung von dem hat, was in der Krankenstube des armen Vaters, der es sich nicht nehmen läßt, die auf den Tod daniederliegende Gattin zu pflegen und zu warten, vorging. „Das Kind“, schreibt er, „ahnt nicht, wie alles, alles für dasselbe auf dem Spiele stand. Was wäre aus ihm geworden ohne diese Mutter? Welche Schätze von Glück und Liebe, die es allein durch sie kennen lernen kann, wären ihm ewig geraubt gewesen! Genug, wir beide sind vielmehr als Auferstandene zu betrachten, als die Genesende selbst.“

Ich schließe diese Auszüge aus dem Bündel halbvergilbter Briefe, wie sie mir vorliegen, und frage mich tief erschüttert: Mußte ein so liebenswerter, in der schönsten Bedeutung schöner Mensch auf der Höhe eines glück- und liebeumfriedeten Lebens so frühe dem dunklen Verhängnis verfallen? Darauf antwortet freilich die alte, elementare Nänie mit ihrem heiseren Tone:

Auch das Schöne muß vergehen.

Und heute schließt sich der zehnte Jahresring an dem Baume der Zeit, seitdem wir Moritz Hartmann hinaustrugen auf den alten Währinger Friedhof.

Unterhaltungen am Attersee.

Es ist ein reizender Fleck altösterreichischen Bodens und „wert, darauf vergnügt zu sein“ — was bekanntlich in den gegenwärtigen Zeitläuften einem normalen Österreicher gerade nicht erleichtert wird — der mich seit ungefähr drei Wochen umfängt. Ja! Dieser Attersee hat es mir insbesondere angetan, und ich sage das ohne Scheu heraus, wiewohl ich mir des ketzerischen Gruselns wohl bewußt bin, das durch diesen Ausspruch in dem Gemüte so mancher unserer „Reisendinnen“ erregt werden dürfte. Für sie, das heißt für

das Menu ihrer in den Schönheiten unserer oberösterreichischen Alpenseen schwelgenden Gourmandise hat dieser Attersee nur die Bedeutung, die etwa das Rindfleisch in dem Speiseprogramme des Tages für sich in Anspruch nimmt. Er hat so gar nichts Sensationelles, dieser arme See, so wenig haarsträubende Kombinationen und so gar nichts von jener schwindelnden Erfindungsgabe, die den zerlesensten Romanen unserer Leihbibliotheken eigen sein soll. Dieses letztere Aneinanderstellen zweier kontradiktorischer Begriffe, nämlich: moderner Roman und saftiges Rindfleisch, ist übrigens durchaus nicht auf meine Rechnung zu setzen; ich habe es erst neulich aus dem Munde einer jungen Wienerin mit eigenen Ohren vernommen. Ich gestehe freimütig, daß dieses Verquicken von Gleichnissen, von denen eines dem andern die Faust entgegenballt und die doch beide einer und derselben Empfindung, einem und demselben ästhetischen Meinungsausdrucke gelten sollten, mich damals, reaktionär wie ich in solchen Dingen bin, zu tiefsinnigen Betrachtungen veranlaßt hat. Unsere Landsmänninnen an der blauen Donau fühlten sich sonst von Ungeheuerlichkeiten dieser Art so ziemlich unbelästigt; sie redeten frank und frei und überließen dergleichen einer gewissen Sorte von Lyrikern, deren Produktionskraft auf diesem Gebiete geradezu ins Große arbeitete. Dennoch halte ich das Gleichnis unseres Attersees mit einem Romane gleichsam am Stirnhaare fest, weil es mir so gefällt. Ja, es ist wahr, verglichen mit den anderen bist du nicht sensationell, mein traulicher Attersee! Du erzählst ihnen nicht genug, deine Entwicklungs- und Ausgangsstadien halten keinen Vergleich aus mit jenen wilden Hervorbringungen schöpferischer Phantasie, die den Königs- und Traunsee und den bei Hallstatt gedichtet hat. Dafür bist du aber in deiner ruhigen Breite und Behäbigkeit ein tüchtiges Stück psychologisch feiner Details, die in die Vertiefung und Ausweitung weniger, aber interessanter Charaktere ihre ganze

Bedeutung legen. Und diese Charaktere heißen zuerst Weißenbach, dann Unterach, dann Attersee selbst und endlich und schließlich, die Ausgangskatastrophe anmutig anfügend, mein trautes, liebliches Kammer!

Dieses Kammer nun scheint schon vor so viel tausend und tausend Jahren es auch anderen mit den Zaubern und Herrlichkeiten seines Sees angetan zu haben. Wie mich ein geistlicher Herr und Autochthone dieser Gegend versichert, darf nicht nur Hallstatt, sondern auch der Attersee stolz sein auf den Besitz von Pfahlbauten. Und in der Tat, wenn man in den Korridors des altertümlichen Schlosses Kammer die leibhaften Konterfeis der Praxen, Asche, Hechte, Ferchen usw. sich ansieht, die frommer, kulinarischer Sinn mit Angabe ihres Pfundgehaltes dort anbringen ließ, so läßt sich der Geschmack unserer keltisch-bajuvarisch-alemannischen Vorfahren, ihre Häuslichkeiten gerade dem trügerischen Elemente anzuvertrauen, sehr gut begreifen. Derselbe gelehrte geistliche Herr will auch in dem Markte Schörfling, dessen Turmspitze sich so anmutig von dem blaugrünen Wasserspiegel abhebt und für welchen er irgendwo die lateinische Bezeichnung „Scriflunga“ gefunden zu haben behauptet, römische Spuren entdecken, und ich glaube, der Mann hat vollkommen recht. Römische Legionen zuerst und deren Generale und hierauf nach einiger Zeit die Mönche des Bischofs von Rom wußten zumeist, wo etwas Schönes und Gutes für Küche, Keller und Kehle zu holen. Waren es nicht Muränen und Thunfische, so setzten sie auch den Praxen, Aschen und Hechten keine Abstinenz entgegen. Man kann sich unbedingt dem Instinkte dieser Kulturträger überlassen, die mit ihren weltumspannenden Annexionsgelüsten die genialste, praktische Findigkeit verbanden. Was Mönche in dieser Beziehung später leisteten, das hatten sie vor allem dem Umstande zu verdanken, daß in ihre Zellen von einer ungeheuren Schädelstätte, welche die Völkerwanderung hinterlassen hatte, zuerst einige beschriebene Blätter dieser

Klassiker geflogen kamen. Auch das ritterliche Geschlecht der Khevenhüller, das schon zu einer Zeit blühte, als es bei den Babenbergern noch schmal zuging, scheint dem unwiderstehlichen Zauber, den Land und See ausüben, untertan gewesen zu sein. Sie bauten hart an den Ausgang des Sees, fast mitten in dessen Fluten, ihr Schlößlein hin, mit klugem Blicke die ganze Herrlichkeit dieses „oberösterreichischen Meeres“ umfassend. Ob nicht auch die Aussicht auf die Schmackhaftigkeit der edlen Praxen, Asche und Saiblinge hierbei im Spiele war, will ich unentschieden lassen. Und derselbe Zug landschaftlichen Reizes führt auch seit einigen Jahren jene größtenteils aus Wienern bestehende Kolonie an das Ufer dieses Sees. Es ist der alte, unstillbare Kulturdrang; wo Römer, Mönche und Ritter es sich wohl sein ließen, da muß es gut sein. Allerdings sind die fünf- und zehnpfündigen Praxen und Asche seitdem auf Nimmerwiedersehen verschwunden, nicht so sehr infolge des massenhaften Konsums von Seite unserer verehrten Kulturvorfahren, als vielmehr des geradezu sinnlosen Fischereiverfahrens, das besser mit dem Namen Vernichtung zu stigmatisieren wäre. Saat und Ernte, Brut und entwickeltes Alter gehen gleichmäßig in den engen Maschen der hier landesüblichen Netze dem Tode entgegen. Aber eines ist geblieben: der uralte Zauber! Er steigt aus denselben Fluten hervor, an denen der keltisch-bajuvarische Ichthyophage wie der kaiserlich römische Oberst, der mittelalterliche Mönch so gut als das Grafengeschlecht der Khevenhüller sich erfreut haben. „Das Wasser ist doch das vornehmste.“

Seltsam genug, verdankt das heutige Kammer sein Bestehen und Gedeihen, sowie daß die Kolonie der Wiener Phäaken sich so wohl daselbst befindet, der Energie und Tatkraft einer Frau! Was würden, wenn sie reden könnten, die vornehmen Herren und Damen, deren Porträts oben in den Korridoren des alten Schlosses so lebensvoll von den

Wänden herabblicken, dazu sagen, wenn sie aus einem modernen Zeitungsblatte zufällig erführen, daß eine ihrer Nachgeborenen aus ihrem Kammer eine Art Pension im Stile der Schweizer Wirte gemacht hat! Alles, was Kammer heißt, ist dem industriellen Kopfe einer Frau entsprungen, deren Ahnen so weit reichen, daß sie mit dem zehnten Teile derselben in alle adeligen Stifte und Präbenden Bresche schießen könnte. Wie das gekommen, welche sozial-psychologischen Prozesse vorangegangen, bis das zur Tat werden konnte, was eine schwache Frau unbeirrt und unentwegt gestalten wollte, das gehört nicht auf dieses Blatt. Auch hier bewährt sich die schon oft gemachte Erfahrung, daß die Frau viel energischer mit der Vergangenheit zu brechen und die Konsequenzen ihres Tuns zu ziehen versteht, als der starke Mann, der häufig in den Trugschlüssen einer Logik stecken bleibt, die Vorurteile und sonstige Velleitäten gleich einem Nessushemde über sein Haupt geworfen haben. Genug an dem: die jetzige Besitzerin von Kammer ist Hotelière, Postmeisterin, Milchmaierin, Dampfschiffschef und dabei Gattin, Mutter und Hausfrau in einer und derselben Person. Nun, ich glaube selbst, weil sie für alle diese Funktionen die ganze Tüchtigkeit, Tatenlust und Energie ihres Wesens einsetzt, so haben sich auch die alten Perücken und Reifröcke in der Ahnengalerie des alten Schlosses mit ihr ausgesöhnt und lächeln vergnügt, wenn sie zusehen müssen, wie sorgenvoll ihre Tochter dreinschaut, sobald sie irgend einem bürgerlichen Touristen kein Nachtquartier anzuweisen weiß!

Aber — da fällt mir zur rechten Zeit ein, daß ich eigentlich von meinen „Unterhaltungen am Attersee“ noch gar nichts gesprochen, also weitab von dem Ziele mich entfernt habe, welches ich mir gesteckt. Ich unterhalte mich hier königlich auf eigene Faust — ich treibe nämlich pädagogische Studien!

Um das so recht und ohne jedes Mißverständnis zu

begreifen, muß ich voranschicken, daß Kammer ein Eldorado für die Kinderwelt ist, wie sie es sich nicht märchenhafter denken kann. Fünfzig bis sechzig Kinder, vom trippelnden Baby angefangen bis zum vierzehnjährigen „Studenten“, der soeben die Schulbank bei den Schotten oder in der Hegelgasse verlassen, sind hier auf einem Punkte konzentriert, und die Konsequenzen, die sich daraus für unsere Augen ergeben, bilden eben das unerschöpfliche Thema meines Amüsements. Vor mir der blaue, unergründliche See mit seinen von Stunde zu Stunde schwankenden Farbengestaltungen und unmittelbar bei und hinter mir die bewegte Flut einer aus fünfzig bis sechzig „Individualitäten“ bestehenden Kindesseele, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht ein einziges Atemholen von Luft, Sonnenschein und Bewegung ist! Muß man nicht da auf den absonderlichen Gedanken geraten, am Ufer des „oberösterreichischen Meeres“ über diese unsere, das will sagen österreichische Kindesseele Meditationen anzustellen, mögen sie auch vor so manchem braun- und blauäugigen Gesichtchen keine Gnade finden?

Nun wohl! Diese österreichische Kindesseele, die hier ihre Ferialmonate abhält, gibt mir seit einigen Tagen außerordentlich viel zu schaffen. Ich kann keinen Schritt vor das Schloß tun, ohne sie tosend, jauchzend und lärmend, zankend und wieder verträglich zu finden; ich kann keinen Blick auf den wunderblauen See werfen, wenn ich nicht „Jung-Österreich“ an meiner Seite habe; ich suche in der Hitze des Tages ein Plätzchen auf einer der Bänke der schattigen Kastanienallee, aber Jung-Österreich sitzt darauf und hat keine Lust, den Platz mit mir zu teilen. Kurz, wohin ich gehe und blicke, stoße ich auf Jung-Österreichs lärmende Gegenwart; sie drängt sich mir auf, wenn ich sie gerade nicht will, und sie ist da, wenn es mich gerade nach dem Lerchenschlage junger Seelen gelüstet. Diese fünfzig bis sechzig Köpfe starke Phalanx wehrt jeden Angriff möglicher Langweile von

mir ab; sie ist das Versuchsfeld meiner Studien und zugleich Unterhaltungen am Attersee!

Im ganzen genommen bin ich mit Jung-Österreich wohl zufrieden. Es ist ein junges, frisches, keck-verwegenes, in die Höhe strebendes Geschlecht, und die Resultate der neuen Volkserziehung lassen sich an ihm durchaus nicht verkennen. Wenn ich es wirklich manchmal bezweifeln möchte, ob die österreichische Kindesseele mit den neuen Gesetzen und Einrichtungen eine andere geworden, hier habe ich die Gewähr dafür. Dieses Jung-Österreich, das sich mir an diesem Orte als ein Sprößling des Kindergartens, der Volksschule, ja selbst des Gymnasiums präsentiert, ist ein ganz eigengearbeitetes Produkt, gegen das unsere Kindheit, d. h. die Kindheit derjenigen, die lange vor dem breiten Gedankenstriche des Jahres 1848 in die Erscheinung trat, sich abhebt wie eine erblaßte Aquarellstudie von einem lebenssatten, farbensprühenden Ölgemälde. Es ist namentlich ein bestimmter Zug, der mir an Jung-Österreich entgegentritt. Wir, in den Tagen des verflossenen Alt-Österreichertums, waren in allem und jedem das treue Abbild des Staatswesens, das ebenso gut, wie es aus eigener Machtvollkommenheit eine schadhafte Brücke irgendwo ausbesserte, es sich angelegen sein ließ, die gesamte Kindesseele nach seinem Grundtone zu stimmen. Gehorchen und immer gehorchen, entsagen und immer entsagen! Das hörte nicht nur der erwachsene Mann als das höchste aller Weisheit gepriesen, das war namentlich das Wiegenlied, mit welchem man unsere Kindesseele einlullte. Es war das ins Leben übersetzte Buch des alten Cicero de officiis, was man uns vom ersten Lallen bis hoch hinauf in die Räume der Alma mater vortrug. Noch jetzt überkommt es mich mit allen Schauern des Erlebten, daß unsere Kindesseele nur Pflichten und keine Rechte hatte. Ein Kind, das nur Pflichten hat? Gibt es ein schrecklicheres Verkennen der einfachsten Bedingungen, unter denen ein Leben sich entwickeln und gedeihen kann?

Da ist mein Jung-Österreich, wie es sich mir hier in seinen fünfzig bis sechzig Köpfen präsentiert, doch ganz anders geartet. Der Zug des matter of fact leuchtet aus dem Muskelspiele ihrer Physiognomie; vom Baby angefangen, dem seine Kindergärtnerin das Strohgeflechte für geometrische Figuren zurechtlegt, bis hinauf zu dem Schottenstudenten, der die Strategie des gallischen Krieges aus seinem „Julius Cäsar", wie ein Generalstabsoffizier sein Sedan, kennt, ist sich die österreichische Kindesseele ihrer Rechte bewußt, und das mit einer Klarheit und Bestimmtheit, daß mich zuweilen der Gedanke überkommt, ob in dieser Beziehung nicht ein Übermaß stattfinde, dem kein rechter Gegensatz entgegensteht! Unsere öffentliche, wie nicht minder unsere häusliche Erziehung hat in diesem Punkte eine wunderbare Wandlung erfahren. Wir sind nicht mehr die Zuchtmeister unserer Kinder, wir anerkennen sie als gleichberechtigte Faktoren, und als ich neulich eine junge Mutter darauf aufmerksam machte, daß die Unart ihres Jungen eine exemplarische Strafe verdiene, sah sie mich mit großen Augen verwundert an und sagte: „Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Tortur!" Sie strafte ihn aber doch; denn in einem Winkel des Gartens sah ich sie später durch mehr als eine halbe Stunde mit der ungezogenen Kindesseele perorieren, und in dieser Strafpredigt kam wahrscheinlich sehr viel von dem „Unlogischen" ihres Tuns und dem „Unklugen" ihres Gebahrens vor. Der Junge schlich ganz beschämt von dannen.

Diese jungen Mütter! Auch in ihnen ist, ohne daß wir es merkten, ein ganz neues Geschlecht in die Höhe geschossen, das uns Frühergeborene mit fast fremdartigen Blicken anschaut. Ich glaube, es sind diese jungen Mütter, denen ein Angriff auf die Rechte Jung-Österreichs, ja selbst auf das kleinste Titelchen derselben, gleichbedeutend mit Brand und Mord und Revolution wäre. Sie sind von einem wahren Fanatismus für die „Konstitution" der österreichischen Kindes-

seele belebt, guai a chi la tocca! Wie die Löwin, die ihr Junges verteidigt, würden sie jedem, der es wagte, die alte Askese unserer Erziehung wieder ins praktische zu übersetzen, die Zähne weisen, und was die Wirkungen dieser ebenso vehementen als einschneidenden Zähnchen betrifft, davon hat Minister Stremayr bei mehr als einer Gelegenheit artige Pröbchen erlebt. Sie vor allen Machtfaktoren des Staates, stehen mit aller Energie und Kraft für das Axiom ein, daß Jung-Österreich Freiheit, und zwar sehr viel Freiheit haben müsse, und zwar schon darum, weil Jung-Österreich so viel zu lernen hat.

Infolge dieser jungmütterlichen Stellung zur Erziehungsfrage hat sich auch die Position der österreichischen Kindesseele ganz wunderbar befestigt. Trotzdem ihre Gehirnzellen wie Getreidescheunen große und weite Tore haben müssen, um all die Ladungen von Lehrstoff in sich aufzunehmen, Tore, gegen welche die unserigen wie Mäuseschlupflöcher erscheinen, läßt sie sich die „Freiheit“ nicht nehmen und macht davon den ausgiebigsten Gebrauch. Und man muß geradezu so unterhaltungssüchtig wie ich am blauen, schönen Attersee sein, um nicht zuweilen wie jener Mann in dem ergreifenden Gedichte des „Wiener Spaziergängers“ leise verzweifelt zu fragen: Warum? Muß dieses rücksichtslos verwegene Jung-Österreich mir überall auf die Stiefel treten? Muß ich diese beständigen Attentate auf meine Gehörnerven ertragen? Muß ich beständig daran gemahnt werden, daß diesen Spätgeborenen die Welt und die Zukunft gehört und uns nichts als das späte Einsehen, um so und so viel Dezennien geradezu hintergegangen worden zu sein?

Ja, noch einmal sei es gesagt: Es ist ein keck-frisches, verwegenes und unternehmendes Blut, das diesem Jung-Österreich zu allen Poren seines Wesens herausleuchtet. Wir bekommen eine Generation, in die man unbedingtes Vertrauen setzen kann. Sie wird sich nicht hänseln und gängeln

lassen wie wir, sie wird den kostbaren Inhalt ihrer Seele nicht verdumpfen lassen wie wir; sie hat etwas von den spanischen Konquistadoren in sich, die ihre Schiffe hinter sich verbrannten, jenen stark praktischen Zug in sich, den wir nicht hatten.

Ja, Jung-Österreich ist außerordentlich praktisch und realistisch! Kein Äderchen von jenem Zuge idealer Verträumtheit, der unsere Kindheit kennzeichnete. Neulich erzählte mir ein allerliebstes Backfischchen im respektablen Alter von acht Jahren, dessen Herzchen ich seit vierzehn Tagen verfolge, wie es zwischen zwei Bewerbern, einem gewissen Adolf und einem Viktor, zwei jungen Herren im gleichfalls ehrwürdigen Alter von acht und neun Jahren stehend, gefährlich auf und nieder schwankt. Dieses Backfischchen teilte mir nun die wichtige Nachricht mit, es habe sich gestern mit Viktor verlobt, denn Viktor sei doch um ein Jahr älter als Adolf. „Und wann wird die Hochzeit sein?“ mußte ich unwillkürlich fragen. „In vier Jahren!“ lautete die bestimmte Antwort. Wahrscheinlich dürften bis dahin alle Hindernisse beseitigt sein, die sich Viktors Anstellung gegenwärtig noch entgegenstellen. Und noch ein anderer Zug dieses realistischen Empfindens von Seite Jung-Österreichs geht mir seit einigen Tagen nicht aus dem Sinne und gibt mir viel zu denken.

Da ist ein lieber, sanfter Knabe mit blassem Gesichte. Er hat braune Augen, und in diesen Augen gewahre ich etwas von jenem gleichsam nach innen leuchtenden Glanze, wie man ihn gewöhnlich an sogenannten „Träumern“ unter den Knaben schaut. Wenn nicht alles trügt, so scheint dieser blasse Träumer jene innere Welt in sich zu tragen, die schon jetzt sich nicht ganz in die Umgebung seiner praktischen Kameraden einrahmen will. Ich habe mich zu wiederholten Malen mit ihm in Gespräche eingelassen und bin jedesmal erstaunt, wie viel Phantasie dieses Kind aus seiner Schule (es ist bereits sehr gelehrt und rechnet die vier „Spezies“

in Dezimalen) dennoch gerettet hat. Wenn seine Genossen durch die Kastanienallee wie die wilde Jagd hintosen, scheint es mir immer, als folge er nur mechanisch, fast gezwungen dem dämonischen Zuge. In der Tat ist es so; der Knabe denkt an etwas ganz anderes als an das Spiel seiner Kameraden. Er hat ein Lieblingsbuch, und das beherrscht ihn ganz. Dieses Buch — der Titel ist mir entfallen — enthält Erzählungen von den Kämpfen amerikanischer Ansiedler mit den wilden Sioux und Pawnys vor mehr als hundert Jahren, und es kommt darin viel vor von Tomahawks, Skalpmessern, Friedenspfeifen und anderen Instrumenten indianischer Zivilisation. So oft es nun angeht, quillt die Kindesseele dieses Knaben von den Wundern und Eindrücken seines Buches über. Er will stets, daß die Kameraden „Indianer“ mit ihm spielen, die Weidenrute ersetzt ihm den funkelnden Tomahawk und ein Stück zugespitzten Holzes das blutige Skalpmesser!

Was entdecke ich nun eines Tages? Ein förmliches Komplott Jung-Österreichs gegen die „Schwärmerei“ ihres Kameraden für seine „langweiligen“ Indianer. In tiefster Stille, nach allen Regeln einer Verschwörung, wird verabredet, dem blassen Knaben eine Lektion zu erteilen. Der Plan ward in allen Details erörtert. Man wollte in einem der versteckteſten Winkel des Parkes einen Platz entdeckt haben, wo der Tomahawk und das Skalpmesser des wilden Siouxjägers begraben lagen; dort wollte man unter der Angabe, diese Mordinstrumente seien auf eine bisher unerklärte Weise aus Amerika nach Europa gelangt, sie dem Knaben feierlichst übergeben — das übrige sei eben der „Jux“! Nur mit Aufbietung aller zu Gebote stehenden Mittel ward dieses Komplott vereitelt und dem braunäugigen kleinen Schwärmer der Schmerz erspart, die Welt seiner Einbildungen unter dem Hohngelächter einer Travestie in Trümmer gehen zu sehen.

Ich aber sagte mir an diesem Tage, und darin wird mir wohl so mancher beistimmen, Jung-Österreich wächst zu einer tüchtigen Generation heran, an der man einmal seine Freude haben wird. Aber die Grillparzer und Lenaus, die Grün, Beck, Hartmann, Meißner und Paoli werden in seinen Reihen gar dünn gesäet sein. Vielleicht auch gar nicht!

Und nun zum Schlusse noch eines aus meinen Unterhaltungen am Attersee!

Kurz nach jener Verschwörung Jung-Österreichs sitze ich auf einer Bank im Garten neben einer alten Großmutter aus Wien. Sie hat zwei Knaben zu überwachen; Sprößlinge jenes Stammes, den der moderne Teutonismus zu bezeichnen liebt, wenn er ihn „semitisch" im Gegensatze zu „arisch", was nach dem Resultate gelehrter Forschungen eine tiefere Nuance von blauem Blute enthalten soll, nennt. Ehe ich es noch kaum weiß, bin ich mit der Alten in ein religiöses Gespräch gekommen, wozu man bekanntlich in unserm Vaterlande trotz aller Nöten und Drangsale stets außerordentlich viel Zeit hat.

„Ich bin mit meiner Schwiegertochter gar nicht zufrieden!" sagte sie mit einem Male, ohne alle Vermittlung. — „Warum nicht?" — „Sie will, daß ich mit den Kindern nur vom ‚lieben Gott' spreche." — „Ist das nicht genug?" — „Nein! Da gibt es ja gar keinen Unterschied, und ein Unterschied muß doch sein." — „Und bemerkten Sie das Ihrer Schwiegertochter?" — „Wie oft! Aber die heutige Welt will etwas ganz Neues, und da haben sie erfunden, daß die Kinder konfessionslos sind. Wissen Sie auch davon?"

Ich nickte bloß mit dem Kopfe. Vor mir blaute in glorioser Herrlichkeit der Attersee. Wie milde umweht mich die weiche Luft! Wie schön hebt sich das weiße Segel des Bootes von der Flut ab, von welcher übermütiges Mädchengekicher herübertönt! Soll ich etwa darüber nachdenken, was auch dieser Tropfen „konfessionslosen" Blutes in den

Adern Jung-Österreichs bedeutet — und nach fünfzig Jahren und so weiter bedeuten wird? Und so weiß die alte Großmutter meiner „Semiten“ noch heute nicht, wie ich mich zu ihren Zweifeln verhalte.

Reichenauer Studien.

Gottlob! da bin ich wieder unter unseren Kindern, insbesondere Schulbuben, wenn es anders nicht ein greuliches Verbrechen ist, die „Herren“ Besucher der ersten lateinischen Klassen bei den Schotten, der Hegelgasse usw. in diese Nomenklatur einzubegreifen. Sie sind wieder da! Wie sie mir im vorjährigen Sommer an die stillen Küsten unseres größten oberösterreichischen Meeres, an den freundlichen Attersee nachgefolgt sind, so auch hier in das gesegnete Tal Niederösterreichs, wo Rax und Sonnwendstein, Feuchter und Mittagsstein tagtäglich sich in der Tasse Kaffee bespiegeln, der diesen Riesen zuliebe doppelt aromatisch entgegendampft! Ich werde sie nun einmal nicht los; sie gleiten mir überall nach, wie jenes Lied von Marlborough dem Wanderer durch die ganze Welt. Denn ich stehe gar nicht dafür, ob mir nicht nächstens auf dem steilsten Grate der Rax, wohin ich mich flüchten will, wenn es mir da unten etwas zu geräuschvoll braust und lärmt, solch ein kleiner Knirps von zehn Jahren, der soeben sein amo amare regelrecht absolviert hat, in steierischer Joppe, Kniehosen, Nägelschuhen und Bergstock entgegentritt und an meinen Beinen lebensgefährliche Studien versucht! Nicht wir sind mehr die Herren unserer Kinder geblieben, sie sind die unserigen geworden, und das Szepter ist von uns gewichen, wie von jenen depossedierten Duodezfürstlein, die auch nur dazu da zu sein scheinen, um — für ihre Kinder standesgemäß zu sorgen. Ja! Das Wort des biblischen Psalmisten ist zur vollen Wahrheit geworden: „Aus dem Munde der Kinder hast du die Welt begründet“; es

läßt sich kein Buchstabe daran anders deuteln. Den Kindern gehört unsere Welt oder das, was wir so nennen, an, unser Dichten, Leben und Weben und unsere Zeit, die am 1. Januar des Jahres anfängt und am 31. Dezember aufhört. Davon habe ich in meinem reizenden Gebirgstale ein auffälliges Beispiel. Vor dem 15. Juli war hier alles märchenhaft still und einsam: man konnte ordentlich das Wachsen der Feldblumen und Unkräuter belauschen. Nach dem 15. war diese träumerische Welt in Scherben zertrümmert. Die Stunde der Ferien hatte geschlagen. Da kamen die Babys und die „Herren" Schulbuben und nahmen sie mit dem Rechte des Eroberers in Besitz. Wir gönnen uns keine kinderlose Einsamkeit mehr, wir modifizieren unsere Gewohnheiten und Neigungen nach denen unserer kleinen Despoten; wir haben Ferien, wenn die ihren beginnen, und all unsere Herrlichkeit nimmt ein schmähliches Ende und muß in die dumpfen Stuben unseres Stadtkerkers zurück, sobald der 15. September eingeläutet wird, auch nicht um eine Minute länger. Das wissen jetzt Gastwirte und unsere biederen Landleute wunderbar gut. Durch volle zwei Monate sind wir jetzt einer Razzia ausgesetzt, gegen die alles, was um und an den Balkanpässen gegenwärtig vorgeht, wahres Kinderspiel ist.

Da hatten wir neulich in unserm „stillen" Gebirgstale — wer denkt dabei nicht an das lucus a non lucendo? — ein sogenanntes Schulfest. Die Pforten der verschiedentlichen Volksschulen auf dem Flächenraume von etwa einer halben Quadratmeile schlossen sich für einige Zeit, und nun hatte die souveräne kleine Welt von Reichenau und umliegenden Ortschaften den Beschluß gefaßt: Diesen Moment wollen wir feiern. Denn darüber würde man sich gewaltig täuschen, wollte man annehmen, der Befehl zu dieser Feier sei etwa von der verehrlichen Orts- und Schulbehörde ausgegangen. Diese selbst ist nur das Exekutivorgan unserer Kleinen, und schandenhalber tut man nur so, als ob der Gedanke und

die Initiative zu diesen olympischen Spielen unserer Jugend von „uns“ ausgegangen. Ipse fecit, heißt es da, und wir — wir gehorchen gerne!

Das hätte man nun sehen müssen, wie sie von allen Seiten herangerückt kamen mit Trommeln und Fahnen, die aus Edlach, die aus dem Schneedörfel und der Prein, zuletzt die da die Marken von Payerbach und, the last not the least, die das Territorium unseres lieblichen Tales selber bewohnen. An sechshundert Kinder hatten sich da ihr Stelldichein gegeben; Folge davon, daß unser ganzer Ort in einen Zustand furchtbarer Aufregung geriet. Ist es nicht wahrhaft herzerhebend, daß sich die beste Gesellschaft unseres reizenden Gebirgswinkels eingefunden hatte, um der österreichischen Volksschule, diesem Schmerzenskinde unseres Parlamentarismus, gleichsam die Honneurs zu machen? Alles war da, von den höchsten Spitzen angefangen, bis herab auf die schüchterne Frau des rußigen Eisenarbeiters aus Edlach, der man die helle Freude ansah, daß auch ihr Kind einmal einen Mittelpunkt für sich allein ausmacht. Sacklaufen, Turnübungen, dazwischen muntere Lieder, Stangenklettern — und Essen bildeten das Programm eines Nachmittags, wie er glorioser noch niemals über Rax und Feuchter aufgegangen war. Und großer Gott! welch einen vortrefflichen Magen hat doch diese österreichische Volsschule trotz ihrer wenigen, kaum zehn Jahre zählenden Jugend! Ganze Berge von Gugelhupf, Frankfurtern, Kuchen, Brotschnitten, ganze Hektoliter von Bier, Kaffee, Schokolade verschwanden hinter den Backen dieser Jungen und Mädchen aus dem Reichenauer Tale, auf denen, wie es so oft heißt, namentlich wenn es gilt, die Schnüre irgend eines Kommunalbeutels energisch anzuziehen die Zukunft und die Kulturbedeutung des ganzen Vaterlandes beruhen soll. Ja, diese österreichische Volksschule hat einen guten Magen! Den verspüren nicht sowohl die hie und da überlasteten Budgets unserer Ge=

meinden, sondern namentlich diejenigen, denen die Pflicht zufällt, für die leiblichen Bedürfnisse des künftigen Staatsbürgers und Steuerträgers Sorge zu tragen.

Woran ich aber meine lebhafteste Freude empfand, das war der Umstand, daß auch die Kirche durchaus mit Behagen und Freundlichkeit sich an dem Feste beteiligte, welches doch in erster Linie gerade dieser österreichischen Volksschule galt. Der junge Kooperator des Ortes war ebenso aktiv, ebenso voll herausfordernder Lustigkeit, wie die anderen wackeren Herren Lehrer aus dem Laienstande. Es muß also doch etwas Wahres an der Sache sein, was ich zuweilen hie und da auch vermutete, nämlich die Erfahrung, daß hinter den verdrossen-sauren Mienen, denen wir so oft zu begegnen pflegen, wo Klerus und Laie sich in der Schule treffen, sich noch immer jenes rosige, zufriedene, herzliche Lächeln verbirgt, dessen unsere alten Herren mit josefinischen Traditionen so mächtig waren. Welch liebenswürdigen Figuren haben wir damals ins Auge geschaut! Aber gibt Gott Licht, Regen und Sonnenschein unserer österreichischen Volksschule zu rechter Zeit, kränkelt ihr unser Lieblingskamerad, der Pessimismus, nicht wieder jene fatalen Falten einer gewissen Ermüdung in das jetzt so lebenstrotzende Antlitz, so wird sich jene verdrossen-ärgerliche Miene unserer jungen Kooperatoren allmählich ganz anders modifizieren. Wir erleben vielleicht denn doch eine Wiederkehr jenes rosigen Schimmers — und sind es nicht immer die schlechtesten Ehen, die sich nach jahrelangem Schmollen endlich „aneinander" gewöhnt haben! Eines macht mir schwere Sorgen und warf gerade in diesen Tagen, namentlich in den olympischen Spielen meiner Reichenauer Jugend, einen schweren Schatten über das sonst so farbenfrische Gemälde unserer österreichischen Volksschule. Es ist, wie wenn hoch oben über dem Scheitel der Rax mitten im Sonnenscheine eines aufgehenden Sommermorgens einer jener gewissen graufeuchten Punkte erschiene, der für den

Nachmittag nichts Gutes verspricht. „Träum' ich, ist mein Auge trübe"? In dem Sitzungsberichte der „Bezirks-Lehrerkonferenz Niederösterreichs" war es zu lesen, schwarz auf weiß war es daselbst gedruckt, daß man sich im Schoße dieser ehrenwerten Korporation mit etwas Ungeheuerlichem trägt, mit etwas, was allerdings noch als schüchterner Wunsch sich gibt, aber schon Wünsche sind oft die Großmütter bedenklicher Kinder gewesen, und man muß ihnen widerstehen, mit aller Kraft widerstehen, soll nicht die späte Reue kommen.

Mit nichts Geringerem beschäftigte man sich nämlich in dieser Konferenz, als mit den Mitteln und Wegen, wie man auf der Heerstraße unserer Gesetzgebung zu einer „Modifikation" der Schuldisziplinarparagraphen, und zwar nach der verschärften Seite hin gelangen könnte, mit einem Worte: zur Wiedereinführung — der Prügel!

Noch zittert mir das Herz unter dem Eindrucke eines Sitzungsberichtes, der, so kurz, ja aphoristisch und gewissermaßen unter einer wohlmeinenden Rosendecke er sich präsentierte, nichts mehr und nichts weniger als ein Attentat auf unsere jungösterreichische Schule enthielt. Doch ich will es in kurzem versuchen, den Sturm der Aufregung zu schildern, den die Kunde jenes Artikels in unserem reizenden Gebirgstale aufwirbelte. Ein Sturm im Glase Wasser allerdings, aber doch ein Sturm.

Die erste Wirkung jener Schreckenskunde kam mir aus einem Kreise unserer Reichenauer Gesellschaft, der zur Beurteilung dieser, wie es heißt, in Lehrerkreisen schon vielfach „ventilierten" Frage äußerst kompetent ist, nämlich von der Jugend selbst. Da ist in unserer Sommerfrische ein aufgeweckt frisches Bürschchen von etwa zehn Jahren, dessen Lieblingsbeschäftigung neben Turnübungen und Hühneraugenattentaten darin besteht, tagtäglich, so oft der Zeitungsbote die frischen Blätter bringt, den „Kriegsschauplatz" zu lesen und mindestens einige Tausende Russen über die Klinge springen zu lassen. Denn merkwürdig genug ist unsere gesamte Jugend

turkophil. Ich weiß nun nicht, wie es gekommen, daß seine Augen vom „Kriege“ hinweg auf jene Bezirks-Lehrerkonferenz sich verirrten, an der er sonst achtlos vorübergegangen wäre. War es Divination des lieben Knaben? War es der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Knute und jenem zarten Reis, das auf den Zweigen der Birke wächst?

„Modifikation der Disziplinargewalt?“ fragte er mich, „was will das bedeuten?“

Ich stockte. Fast fühlte ich die kalte Blässe, die mich dieser unschuldvollen Frage gegenüber ergriffen haben mochte. Entsetzlich! und ich sollte sie noch dazu beantworten in Gegenwart so treuer blauer Augen, wie sie dieses Kind hat. Endlich hielt ich es für das Beste, reinen Wein einzuschenken, und so sagte ich so trocken und nüchtern, als ich dessen fähig bin:

„Man will schlimme Kinder wieder — züchtigen.“

„Schlimme Kinder!“ rief er mit einer Art ungläubigen Erstaunens aus, die ihn vortrefflich kleidete. „Gibt es denn schlimme Kinder?“

Im Grunde hatte er eigentlich recht. Mußte seiner Kindesnatur diese nicht als etwas Einheitliches, Ungeteiltes, das keine divisio in partes anerkennt, vorkommen? Entweder waren sie alle gut, oder sie waren insgesamt — jener beantragten „Verschärfung in der Modifikation der Disziplinargewalt“ würdig.

Ich stockte wieder mit der Sprache; da ich aber einer vielleicht etwas ruppig gewordenen pädagogischen Ansicht huldige, daß man zur Schonung des Autoritätsglaubens manches auch gegen seine bessere Überzeugung zu verteidigen scheinen müsse (denn jeder Antrag war doch auf einer Lehrerkonferenz ventiliert worden), so sagte ich mit so großer Emphase, ohne daß ich übrigens dabei meine Augen aufzuheben wagte:

„Sieh', mein Knabe! Ist England ein großes, berühmtes Land? Sie haben dort die Dampfmaschinen erfunden und auch die Eisenbahnen, folglich ist es doch ein Land voll gescheiter Leute! Nun, sieh', mein Knabe! In

diesem England haben sie eine lateinische Schule; man nennt sie die von Eton. Dort wurden die berühmtesten und gelehrtesten Knaben, ich will sagen Männer, die einst Knaben gewesen, erzogen, und mancher, der später als Admiral eine Flotte kommandierte oder als Oberrichter über seine Mitmenschen Recht sprach, ist dort als Lateinschüler mit der Rute in Berührung gekommen wegen schlimmer Streiche! Haben sie ihm jemals geschadet?"

„Niemals! Niemals!" unterbrach mich mit lebhafter Betonung mein zehnjähriger Junge von der Schulbank.

„Siehst du?" sagte ich halb triumphierend über den Sieg meiner feinen Dialektik und doch wieder namenlos traurig, da ich erleben mußte, wie feige mein junger Österreicher die „Errungenschaften" seiner oder vielmehr unserer Volksschulen preisgab.

„Ich werde mich niemals prügeln lassen!" rief mein Knabe plötzlich, über und über rot werdend — und verließ mich eiligst.

Das war an diesem Tage der erste Ausbruch des Sturmes in meinem Reichenauer Glase, und ich bin überzeugt, hätte ich die Klugheit gehabt, sämtliches junge Volk des ganzen lieblichen Tales zu einem Meeting einzuberufen, sie hätten daselbst eine Resolution gefaßt, vor der die stolze Rax mitsamt dem majestätischen Sonnwendstein sich demütig die Ohren verschlossen hätten.

Der Zufall fügte es, daß mich am selben Tage — es war kurze Zeit nach den schönen olympischen Spielen der Reichenauer Schuljugend — noch ein anderer Sturm umbrauste. Da kommt in unser Tal ein steinalter pensionierter Justizbeamter von hohem Range, um sich von den gesunden Lüften seine Plagegeister, die Rheumatismen, einschläfern zu lassen. Wir kamen in unserm Gespräche auf unser Thema von der „verschärften Disziplinargewalt in der Schule".

„Haben Sie viele körperliche Strafen diktiert," fragte ich ihn, „als Sie noch im Amte waren?"

„Niemals!“ sagte er mit großer Bestimmtheit. „Selbst als ich mich in der Polakei unter Huzulen und Goralen befand.“

„Niemals?“

„Niemals! Ich hätte mich der Menschheit in mir geschämt, und ich sollte zarte Kinder — —“

Und wenige Tage später — es war oben im Talhof unter den schattigen, prächtigen Eichen — begegnete ich einem dritten Ausbruche jener Aufregung, aber weitaus energischer, blutgierig beinahe, als die vorangehenden gewesen. Ich war in eine Gesellschaft junger Frauen geraten, Mütter zumeist einer auf den Schulbänken sitzenden Generation, die ich im vorigen Jahre — mancher erinnert sich vielleicht noch daran — Jung-Österreich zu nennen mir erlaubte.

„Also dahin ist es mit dem Latein dieser Herren gekommen“, rief die eine mit blitzenden Augen, „daß die Herren zuletzt zu keinem andern Auswege zu gelangen vermögen? Wer hat die Herren zu Lehrern bestellt, wenn sie kein anderes Mittel zur Herstellung ihrer erschütterten Autorität zu finden verstehen? Ist man darum Bildner der Jugend, um zuletzt als deren Büttel sich zu benehmen?“

Ich suchte sie nach Kräften zu beruhigen. Bisher sei das, was sie so errege, nur als Wunsch einer Konferenz ausgesprochen worden, und zwar von durchwegs wohlwollenden und trefflichen Männern, denen nichts ferner liege. Auch müsse die Sache zuletzt ans Parlament, und auch Stremayr sei nicht der Mann . . .

„O, glauben Sie nur das nicht!“ rief die junge Mutter mit Zorn in Stimme und Gebärde, der sie überraschend verschönte, „ich ahne aus allen diesen Beratungen und Bezirksverschwörungen nichts Gutes für unsere Kinder. Schon lange ist ihnen die schwer errungene Freiheit unserer Jugend ein Dorn im Auge. Aber das ist Reaktion, und Reaktion dulden wir nicht!“

„Und was gedenken Sie zu tun?“ fragte ich nach einer

bangen Weile, um die aufgestürmten Geister der beredten Verteidiger in Jung-Österreichs einigermaßen in Schwebe zu erhalten.

„Was wir zu tun gedenken?“ rief sie in erneutem Zorne, „denn in dieser Frage, glaube ich, bilden wir Mütter alle eine geschlossene Phalanx . . . O, ich kenne die Geschichte, mein Herr, besonders die alte, während mich die mittelalterliche wegen der schwierigen Lehensverhältnisse, die ich mir einmal nicht merke, weniger interessiert. Wir werden es machen wie die römischen Matronen, als ihnen der strenge Polizeimeister Cato das Tragen von goldenen Bracelets und Brillantohrgehängen verbot . . .“

„Sie wollen in die Gasse hinabsteigen zur Emeute? Revoltieren?“

Sie aber sagte mit großem Ernste, und man fühlte es durch alle Fibern seiner Seele, daß sie wahr sprach:

„Wir werden das, was sie so verschämt ‚verschärfte Disziplin‘ nennen, was aber eigentlich nur die Rückkehr zum Birkenreis ist, niemals dulden, niemals! Nur eine Mutter, höchstens der Vater, darf ihr Kind berühren, sonst keine andere Hand, keine! Das muß Grundsatz bleiben in unserem Vaterlande! Und daran soll und wird auch nicht die höchste Gewalt rütteln. Wir Mütter wollen nicht!“

Nachdem meine junge Mutter mit solcher Entschiedenheit sich gegen das geplante Bezirksprojekt ausgesprochen, nachdem der strenge Herr von der Richterbank Huzulen und Goralen dagegen ins Feld geführt, nachdem endlich mein turkophiler Lateinschüler von den Schotten sein Verdammungsurteil in so drastischer Weise geäußert hat, glaube ich selbst, daß der in den Lüften schwebende bittere Kelch für diesmal an Jung-Österreich vorübergehen wird.

Und darüber würde sich niemand inniger und tiefer freuen — als ich selbst.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Brentano, Clemens, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Max Morris. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Brinckman, John, Sämtliche Werke in 5 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Weltzien. Brosch. 1.50. In 1 Lnbd. 2.—. Feine Ausg. 3.—. Luxus-Ausg. 4.—.

Bürger, G. A., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach. Mit 4 Bildnissen und e. Brief als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Byron, Sämtliche Werke in 9 Bänden. Übersetzt von Ad. Böttger. Herausg. und aus anderen Übersetzungen ergänzt von Prof. Dr. Wilhelm Wetz. Mit 3 Bildnissen, Abbildung von Byrons Stammsitz und e. Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Cervantes, Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha. Jubiläums-Ausgabe in 4 Bänden u. Bildnis. Übersetzt von L. Tieck. Mit Einl. u. Anmerkungen herausg. von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Brosch. M. 2.50. In 2 Lnbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Lux.-Ausg. M. 7.—.

Chamisso, Ad., Sämtliche Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung v. Prof. Ad. Bartels. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Droste-Hülshoff, Annette v., Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Eduard Arens. Mit 5 Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Eckermanns Gespräche mit Goethe. 3 Bände, mit Einleit., Anmerk. u. Register herausg. v. Prof. Dr. Ludw. Geiger. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Eichendorff, Jos. von, Werke in 4 Bänden. Mit einer Einleitung von Rud. von Gottschall. Brosch. M. 2.50. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Eichendorff, Jos. von, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. G. Karpeles. In 1 Leinenband M. 1.25.

Freiligrath, Sämtliche Werke in 10 Bänden. (Erscheint 1907.)

Gaudy, Werke in 3 Bänden. Mit Gaudys Bildnis und Faksimile, sowie Einl. von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen u. Humoresken. 8 Bände, mit des Dichters Bildnis und Einleitung von Kurt Holm. Brosch. M. 2.40. In 2 Orig.-Leinenbänden M. 3.60.
Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Goethe, Sämtliche Werke in 44 Bänden. Vollständige Ausgabe, mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. Mit 2 Bildnissen, e. Gedicht in Faksimile u. Registerband. Brosch. M. 12.—. In 12 Leinenbänden M. 20.—. Feine Ausgabe M. 30.—. Luxus-Ausgabe M. 38.—.

Hamburger Fremdenblatt (1902, 18./1.): . . . Max Hesses große Goethe-Ausgabe ist gegenwärtig die vollständigste von allen.

Dr. Harry Maync in der Rhein.-Westfälischen Zeitung (21. September 1902): . . . Auch eine Anzahl von bisher einzig in der Weimarer Ausgabe abgedruckten Goetheschen Werke sind in die Hessesche Ausgabe übergegangen, die demnach an Vollständigkeit alle populären Ausgaben übertrifft . . . Ganz vortrefflich und höchst wertvoll ist der Registerband.

Goethe, Werke, Auswahl in 16 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.
Inhalt, wie Bd. 1—16 der Ausgabe in 24 Bänden.

Goethe, Werke in 24 Bänden. (Erweiterte Auswahl.) Mit Einleitung von Prof. Dr. S. M. Prem und Goethes Bildnis. Brosch. M. 6.60. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20.—.

Inhalt: 1.—2. Gedichte. 1. u. 2. Teil.
3. West-östlicher Diwan. Hermann u. Dorothea. Achilleis. — Reineke Fuchs.
4. Götz von Berl. — Egmont. — Clavigo. — Stella. — Die Geschwister.
5. Faust, erster u. zweiter Teil.
6. Iphigenie. — Tasso. — Die natürliche Tochter. — Elpenor.
7. Werthers Leiden. — Briefe aus der Schweiz. — Briefe des Pastors zu ***. — Zwo wichtige Biblische Fragen.
8. Die Wahlverwandtschaften.
9.—11. Wilhelm Meisters Lehrjahre.
12.—13. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Die guten Weiber. — Novelle. — Reise der Söhne Megaprazons. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.
14.—16. Aus meinem Leben.
17. Gelegenheitsgedichte.
18. Sprüche in Reimen. — Sprüche in Prosa. — Ethisches.
19. Lustspiele und Farcen. Dramatische Fragmente und Skizzen.
20. Singspiele.
21. Zeitstücke. Dramatische Gelegenheitsdichtungen.
22. Jugenddramen. Entwürfe. Fragmente. Anhang.
23. Götz (für die Bühne). — Mahomet. — Tankred. — Die Wette. — Theater und dramatische Poesie.
24. Italienische Reise.

Im Anschluß an die erweiterte Auswahl in 24 Bänden erschien:

Goethe, Werke, Ergänzungs-Ausgabe in 20 Bänden. Mit Einleitung von Prof. Dr. Ludwig Geiger. In 6 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausgabe M. 15.—.

☛ Diese Ausgabe dient dazu, die Auswahl in 24 Bänden zur Gesamt-Ausgabe zu ergänzen.

Grillparzer, Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausg. u. mit Einleitungen u. Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Brosch. M. 4.50. In 4 Leinenbänden M. 6.—, in 6 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe in 4 Hlbfrzbdn. M. 9.50, in 6 Hlbfrzbdn. M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Wiener allgemeine Zeitung (1. III. 1903): . . . Die Ausgabe von Max Hesse ist vollständiger, als alle anderen Ausgaben.

Freie Schulzeitung (Wien, XXIX, 27, Beilage): . . . Diese Gesamtausgabe, die vollständigste und beste aller bisherigen . . . .

Grillparzer, Ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit mehreren Bildnissen und zwei Handschriftproben. Herausgegeben von Dr. Moritz Necker. In 2 Leinenbänden M. 3.50. In 4 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Grillparzer, Meisterdramen in 4 Bänden. Mit 8 Einleitungen von Dr. Moritz Necker. In 1 Leinenband M. 1.75.

Inhalt: Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück u. Ende. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Weh dem, der lügt!

Grün, Anastasius, Sämtliche Werke in 10 Bänden. (Erscheint 1907.)

Halm, Fr., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit 3 Bildnissen, einem Brief u. e. Gedichte als Handschriftproben. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Hamerlings Werke in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. In 4 Leinenbänden M. 20.—.

Einzel-Ausgaben in Leinenbänden:

Ahasver in Rom M. 3.—. Amor und Psyche M. 2.—. Aspasia M. 5.—. Blätter im Winde M. 3.—. Danton und Robespierre M. 3.—. Germanenzug M. 1.—. Gesammelte kleine Dichtungen M. 2.—. Homunkulus M. 3.—. König von Sion M. 3.—. Lehrjahre der Liebe M. 3.—. Letzte Grüße a. Stiftinghaus M. 3.—. Lord Lucifer M. 2.—. Schwanenlied der Romantik M. 1.20. — Sinnen u. Minnen M. 3.—. Stationen meiner Lebenspilgerschaft M. 4.—. Teut M. 1.50.—. Die sieben Todsünden M. 2.—. Venus im Exil M. 1.50.

Robert Hamerlings Dichtungen verdienen Gemeingut zu werden, überall dort zu sein, wo ein schönheitsfrohes Herz schlägt, das den Werken unserer großen Dichter Verständnis und Liebe entgegenbringt. Rosegger sagte von ihm: „er darf nicht bloß der Dichter für die Auserwählten bleiben, er muß des Volkes eigen werden!"

Hauff, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. Ad. Stern. Brosch. M. 2.25. In 2 Leinenbdn. M. 3.50. Feine Ausg. M. 5.25. Luxus-Ausg. M. 7.—.

Hebbel, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Emil Kuh, neu herausgegeben von Prof. Herm. Krumm. Mit Hebbels Bildnis und einem Gedicht in Faksimile. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinbd. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Hebbels Tagebücher. Auf Grund der Quellen ausgewählt und herausgegeben von Prof. Hermann Krumm. 4 Bde. Mit ausführlichem Register. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Zu obigem billigen Preise wird diese Ausgabe, die durch eine überaus reiche Anzahl von Anmerkungen und Verweisen zu einem Kommentar der Werke ausgestaltet wurde, allen Verehrern des Dichters hochwillkommen sein!

Hebel, Joh. Pet., Sämtliche poetische Werke, nebst einer Auswahl seiner Predigten, Aufsätze und Briefe, **in 6 Bänden.** Mit des Dichters Bildnis, zwei Abbildungen, einem Briefe als Handschriftprobe und einem Wörterbuch der alemannischen Mundart. Herausgegeben und erläutert von Dir. Prof. Ernst Keller. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänden M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4 50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Heine, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie einer Biographie von Dr. G. Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Kühnemann. (In Vorbereitung!)

Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. v. Marcel Herwegh. Mit des Dichters Bildnis und einer Einleitung von Prof. V. Fleury. Brosch. 60 Pf. In 1 Leinenband M. 1.—. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Hoffmann, E. T. A., Sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Mit drei Selbst-Bildnissen Hoffmanns, einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgaben wiederholenden Illustrationen. Brosch. M. 6.—. In 4 Leinenbänden M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 15.—.

Diese neue Gesamtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns, des genialsten und phantasievollsten unter den Romantikern, zeichnet sich aus durch sorgfältige Wiederherstellung des ursprünglichen Textes. In bezug auf Vollständigkeit übertrifft die vorliegende Ausgabe alle früheren.

Hoffmann von Fallersleben, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hans Benzmann. Mit Bildnissen u. Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—

Homer, Werke (Ilias und Odyssee) in zwei Bänden, mit zwei Bildnissen. Übersetzt von Joh. Heinrich Voß. (Abdruck der ersten Ausg.) Mit Einleitung von Prof. Dr. Gotthold Klee. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Homer, Ilias und Odyssee. Übersetzt von J. H. Voß. 2 Bände in 1 Leinenband M. 1.50.

Immermann, Der Oberhof. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Prof. Dr. K. Siegen. Brosch. 60 Pf. In 1 Lnbd. M. 1.—. Geschkbd. M. 1.50. Feine Ausgabe M. 2.—. Luxus-Ausgabe M. 3.—.

Kerner, Justinus, Sämtliche poetische Werke in 4 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Prof. Dr. J. Gaismaier. Mit 3 Bildnissen, 3 Abbildungen, 41 Nachbildungen der Klecksographien und einem Stammbuchblatte als Handschriftprobe. Brosch. M. 2.—. In 2 Leinenbänd. M. 3.—. Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—.

Kleist, Sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Mit drei Bildnissen des Dichters, einer Abbildg. seiner Grabstätte u. einem Briefe als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausg. M. 2.70. Luxus-Ausg. M. 3.50.

Diese Ausgabe enthält alle Schriften Kleists, die noch nachträglich aufgefunden und allgemein als von ihm herrührend anerkannt wurden und ist somit die vollständigste aller Volksausgaben des Dichters.

Kompert, Leopold, Sämtliche Werke in 10 Bänden. Mit 5 Bildnissen, mehreren Abbildungen und einer Handschriftprobe, sowie biographischer Einleitung von Dr. St. Hock. Brosch. M. 9.—, in 5 Leinenbänden M. 12.—, Geschenkausgabe in Karton M. 15.—.

Körner, Sämtliche Werke in 4 Teilen. Neue vervollständigte und kritisch durchgesehene Ausgabe. Herausgegeb. von Prof. Dr. Eugen Wildenow. Mit 4 Bildnissen, einem Gedichte nach der Handschrift u. 3 Abbildungen. Brosch. M. 1.20. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Mit Nachwort von Anna von Kügelgen und Anhang: Auszüge aus W. v. Kügelgens Briefen. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. Ad. Stern. Mit 2 Bildnissen und Faksimile. Brosch. M. 1.40. In 1 Leinbd. M. 2.—. In 1 einf. Leinbd. M. 1.60. In feinem Geschenkbd. M. 3.—.

Kurz, Hermann, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Hermann Fischer. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbänden M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei“, S. 13.)

Laube, Heinrich, Ausgewählte Werke in 10 Bänden. Herausgeg. von Dr. H. H. Houben. Mit 2 Bildnissen 2c. Brosch. M. 7.50, in 5 Leinenbänden M. 10.—. Feine Ausg. M. 15.—. Luxus-Ausgabe M. 20 —.

Lenau, Sämtliche Werke in 2 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, herausg. v. Prof. Dr. Eduard Castle. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Über Lenau und aus seinem Kreise erschienen:

Castle, Nicolaus Lenau. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

— **Lenau und die Familie Löwenthal.** Briefe u. Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit 10 Bildnissen und 4 Schriftproben. gr. 8°. M. 9.—, in Lnbd. M. 10.50.

Löwenthal-Kleyle, Sophie, Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlaß. Herausg. und eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit Bildnis der Verfasserin M. 3.—, in Lnbd. M. 4.—.

Lessing, Werke in 6 Bänden. Mit Lessings Bildnis u. Faksimile, sowie einer Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.50. In 3 Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe M. 7.50. Luxus-Ausgabe M. 9.50.

Lessing, Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit Einleitung von Dr. Th. Matthias. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinenband M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Ludwig, Otto, Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Prof. Adolf Bartels. Mit Ludwigs Bildnis, Abbildung des Ludwig-Denkmals in Meiningen, einem Gedichte in Faksimile, sowie Biographie und Charakteristik Ludwigs. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbänden M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Ludwigs ausgewählte Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis und biograph. Einleitung. In 1 Leinenband M. 2.—.

Ludwig, Sämtl. erzähl. Schriften. In Orig.-Geschenkbd. M. 2.25.
(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13.)

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gesamt-Ausgabe in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Einleitung von O. Weltzien. In 2 Orig.-Lnbdn. M. 3.60. In 2 eleg. Geschenkbänden M. 5.40.

Mörike, Sämtliche Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rud. Krauß (Stuttgart). Mit ausführl. Lebensbeschreibung, 12 Einleitungen, 6 Bildnissen, faksimil. Briefen 2c. Brosch. M. 4.—. In 2 Lnbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 6.50. Luxus-Ausgabe M. 8.—.

Diese Ausgabe enthält auch Mörikes Jugend-Dichtungen, sowie seine überaus wertvollen Gelegenheits-Gedichte. „Wer in Zukunft den ganzen Mörike kennen will, **der muß aus dieser Quelle schöpfen,**" schrieb Professor Dr. Ed. Engel im Hamburger Fremdenblatt.

Mörike, Gesammelte Schriften in 4 Bänden. Herausg. von Dr. Rud. Krauß. Mit Bildnis und Faksimile. In 1 Leinenbd. M. 2.—. Enthält die bekanntesten Schöpfungen Mörikes: Gedichte, Idylle vom Bodensee, Maler Nolten, Mozart auf der Reise nach Prag usw. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 13—14.)

Nieritz, Karl Gustav. Ausgewählte Volks-Erzählungen. Herausg. von Prof. Dr. Adolf Stern. 12 Erzählungen in einem Bande. Brosch. M. 1.50, in Leinenband M. 2.—.

Novalis (Friedrich v. Hardenberg), Ausgewählte Werke in 3 Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausg. M. 3.—. Luxus-Ausg. M. 4.—.

Platen, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch und Dr. Erich Petzet. (Erscheint 1907!)

Raimund, Ferd., Sämtl. Werke in 3 Bänden. Mit 3 Bildnissen und Faksimile, herausg. von Prof. Dr. Ed. Castle. Brosch. M. 1.—. In 1 Leinbnd. M. 1.60. Feine Ausgabe M. 2.40. 1 Luxus-Ausgabe M. 3.20.

Reuter, Fritz, Sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Prof. Dr. Carl Friedr. Müller (Kiel). Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen, ein Brief als Handschriftprobe, sowie ein vollständiges Reuter-Lexikon. Brosch. M. 4.50. In 3 einfachen Leinenbänden M. 5.—. Feine Ausgabe brosch. M. 6.—.

In 4 Bände gebunden: Leinenband M. 6.—. Feine Ausg. M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

In 7 Bände gebunden (das Lexikon als 7. Band!): Lnbd. M. 8.—. Feine Ausgabe M. 12.—. Luxus-Ausgabe M. 16.—.

„Dankbar kann das deutsche Volk auf diese wirklich wundervolle Ausgabe aller Werke von Fritz Reuter blicken .... Mit einem Wort: eine Musterausgabe von Fritz Reuter." (Lehrer-Zeitung, Weimar.)

(Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei", S. 14.)

Reuter, Ausgewählte Werke in 9 Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Fr. Müller (Kiel). Mit 5 Bildnissen, 9 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. In 2 Leinenbänden M. 3.50. Feine Ausgabe M. 5.25. Luxus-Ausgabe M. 7.—.

Inhalt: 1. Biographie. 2.—3. Läuschen un Rimels. 4. Hanne Nüte. 5. Franzosentid. 6. Festungstid. 7.—9. Stromtid.

Rückert, Fr., Werke in 6 Bänden. Herausg. v. Prof. Dr. C. Beyer. Mit literar. Anmerk., zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung. Brosch. M. 4.—. In 3 Leinenbdn. M. 6.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Diese Ausgabe umfaßt über 3000 Seiten und enthält viele Dichtungen, die in keiner andern Ausgabe zu finden sind.

Schiller, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Bildnis und Faksimile, sowie Biographie u. Charakteristik von Dr. Gustav Karpeles. Brosch. M. 3.60. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbänden M. 4.50. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Seidl, Joh. Gabriel, Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausg. von Dr. W. v. Wurzbach. Mit Bildnis u. Stammbuchblatt als Handschriftprobe. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Shakespeare, Sämtliche dram. Werke in 12 Bänden. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit einer Einleitung von Dr. Max Mendheim. Brosch. M. 4.—. In 4 Leinenbänden M. 6.—. In 3 einfachen Leinenbdn. M. 5.—. Feine Ausgabe M. 9.50. Luxus-Ausgabe M. 12.50.

Stifter, Adalbert, Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von Dr. Rudolf Fürst. Mit Bildnis, einem Gedichte in Faksimile und Abbildung des Stifterdenkmals. Brosch. M. 3.—. In 2 Leinenbdn. M. 4.—. Feine Ausgabe M. 6.—. Luxus-Ausgabe M. 8.—. (Einzel-Ausgaben siehe unter „Max Hesses Volksbücherei“, S. 15.)

Tieck, Ludw., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeben v. Prof. Dr. G. Witkowski. Brosch. M. 1.50. In 1 Leinenband M. 2.—. Feine Ausgabe M. 3.—. Luxus-Ausgabe M. 4.—.

Als Ergänzung zu dieser Ausgabe erschien in Max Hesses Volksbücherei: **Tieck, Vittoria Accorombona.** Roman, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. **G. Klee.** 60 Pf., in Lnbd. M. 1.—.

Uhland, Ludw., Werke in 4 Bänden. Mit Bildnis u. Faksimile, sowie Einleitung von Rud. v. Gottschall. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenbd. M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Wieland, Ch. M., Ausgewählte Werke in 4 Bänden. Herausgegeb. von Wilhelm Bölsche. Brosch. M. 1.25. In 1 Leinenband M. 1.75. Feine Ausgabe M. 2.70. Luxus-Ausgabe M. 3.50.

Zschokke, Heinrich, Sämtliche Novellen in 12 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Ad. Vögtlin. In 4 Leinenbänden M. 8.—.

Zschokke, Heinrich, Ausgewählte Novellen. 6 Bände in 2 Leinenbänden M. 4.—.

Zschokke, Heinrich, Humoristische Novellen. 3 Bände in 1 Leinenband M. 2.25.

„Der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat auf dem Gebiete der billigen Klassiker-Ausgaben heute die Führung,“ schrieb Herr Professor Ad. Bartels im Literarischen Zentralblatt.

Ferner Herr Professor Dr. Gotthold Klee in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht: „Unter den sogenannten Volks-Klassiker-Ausgaben stehen die Hesseschen ohne Frage obenan.“



Max Hesses Volksbücherei.



Preis jeder Nummer 20 Pf. = 24 H. öst. Währ.

Die „Deutsche Schulzeitung“ (Berlin) schreibt: „Wie schon diese Auswahl zeigt, ist Max Hesses Volksbücherei wohl geeignet, dem wirklich vorhandenen Lesebedürfnis des Volkes zu dienen und den sittenverderbenden Einfluß der Hintertreppen-Literatur zu bekämpfen. Mit wenigen Pfennigen kann sich jede Familie hier eine Bibliothek guter Hauslektüre verschaffen . . . Die Ausstattung ist gediegen . . . Der Druck ist scharf und sauber, das Papier kräftig und schön.“



Einband-Probe.

Hesses Volksbücherei bringt Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker sowie wirklich gute Unterhaltungs-Schriften älterer und neuerer Zeit. Auf die Ausstattung, insbesondere auf den Druck ist große Sorgfalt verwendet; die Prosabände sind meist in besonders deutlicher und großer Schrift gedruckt. Die Ziffer hinter dem Titel ist die Nummer, die das Werk in „Max Hesses Volksbücherei“ trägt. Die mit „gbd.“ bezeichneten Werke sind in hübschen Leinenbänden zu beziehen. Die „Geschenkbände“ zeichnen sich durch besonders geschmackvolles äußeres Gewand aus (vergleiche die nebenstehende Abbildung). Gebundene Werke, bei denen keine Nummer angegeben ist, sind Einzel-Ausgaben aus Max Hesses Klassikern.

Achleitner, A., Angela. Tiroler Nov. 321.
— Der Finanzer. Erz. v. Bodensee. 333. Mit Nr. 321 gbd. 80 Pf.

Anzengruber, Hartingers alte Sixtin und andere Erzähl. 151—152. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Benzmann, H., Meine Heide. Gedichte. 60. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

Bernhard, Marie, Heimatluft. 127. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.

Bethge, H., Deutsche Oden. 171. gbd. 60 Pf.

Blüthgen, Victor, Mama kommt! Humoreske. 311. gbd. 60 Pf.

Böhlau, Helene, Sommerseele. Muttersehnsucht. 161—162. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

***Bonté, H.**, Studentengesch. u. and. 325.

Börne, Erz. u. verm. Aufsätze. gbd. M. 1.-.
— Briefe aus Paris. gbd. M. 1.50.
— Nachgelassene Schriften. gbd. M. 1.50.

Brentano, Clemens, Aus der Chronika e. fahr. Schülers. 176. gbd. 60 Pf.
— Romanzen vom Rosenkranz. Einl. v. Max Morris. 228-231. gbd. M. 1.20.

Brentano, Clemens, Ausgewählte Märchen. Einl. v. Max Morris. 258—260. gbd. M. 1.—.
– Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Die mehreren Wehmüller. 238. gbd. 60 Pf.
Brinckman, John, Vagel Grip. 'n Dönkenbok. 71—72. gbd. 80 Pf.
— Kasper-Ohm un ick. 86—87. gbd. 80 Pf.
— Voß un Swinegel und andere Erzählungen. 96—97. gbd. 80 Pf.
Bürger, G. A., Sämtliche Gedichte. Lnbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Münchhausens Reisen und Abenteuer. 53. gbd. 60 Pf.
Byron, Sämtl. dram. Werke. gbd. 1.50.
— Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.
— Ritter Harolds Pilgerfahrt. Der Korsar. Lara. gbd. M. 1.—.
— Erzählende Dichtungen. gbd. M. 1.—.
— Don Juan. 2 T. in 1 Bde. gbd. M. 1.50.
Chamisso, Sämtl. Dichtungen, hrsg. v. K. Siegen. 2 Bde. in 1. gbd. M. 1.25.
— Reise um die Welt. gbd. M. 1.20.
Chijam, Omar, Vierzeilen. Nach Fitzgerald ausgewählt und übersetzt von R. C. Gittermann. 225.
Dichter u. Denker I: Goethes Leben u. Werke v. L. Geiger. 156-157. gbd. 80 Pf.
— **II**: Shakespeare von Edward Dowden. Deutsch von Paul Tausig. 245—247. gbd. M. 1.—.
Droste-Hülshoff, Gedichte. Herausg. v. Ed. Arens. Mit Bildn. d. Dichterin. 221-224. gbd. 1.20. Geschenkbd. M. 1.80.
— Das geistliche Jahr. Geistl. Lieder. Herausg. v. Ed. Arens. 232—233. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Die Judenbuche. 243. gbd. 60 Pf.
Düsterbrock, M., En poor Planten ut minen Goren. (Plattdeutsche Erzähl. u. Humoresken.) Einl. v. L. Schröder. 262—263. gbd. 80 Pf.
Eichendorff, Gedichte. gbd. M. 1.—. Geschenkbd. M. 1.25.
— Viel Lärmen. Marmorbild. 80.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 132. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
Gaudy, Aus d. Tagebuch e. wandernden Schneidergesellen. 69. gbd. 60 Pf.
Gerstäcker, Friedr., Ausgewählte Erzählungen und Humoresken. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. 6—7. gbd. 80 Pf.

(Gerstäcker) II. Das sonderbare Duell. Ein berühmt. Name. 12. gbd. 60 Pf. — III. Irrfahrten. Der tote Zimmermann. 35—36. gbd. 80 Pf. — IV. Herr Hobelmann. Humoristische Erzählung. 54. gbd. 60 Pf. — V. Der Wilddieb. Der erkaufte Henker. 55-56. gbd. 80 Pf. — VI. John Wells. Die Stiefmutter. Der Bekehrte. 57. gbd. 60 Pf. — VII. Die Moderatoren. Erzählung aus Texas. 63. gbd. 60 Pf. — VIII. Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. Zacharias Hasenmeiers Abenteuer. 78—79. gbd. 80 Pf.
Glümer, C. v., Gesühnt. Nov. 257.
Goethe, Gedichte. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.25, Halbleinenband 85 Pf.
— West-Östlicher Diwan. gbd. 75 Pf.
— Faust. Erster u. zweit. Teil. gbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.
— Dramatische Meisterwerke. 2 Bde. in 1 gbd. M. 1.20.
— Italienische Reise. gbd. M. 1.—.
— Die Wahlverwandtschaften. gbd. 75 Pf.
— Wilh. Meisters Lehrjahre. gbd. 1.20.
— — Wanderjahre. gbd. M. 1.—.
— Aus meinem Leben. gbd. M. 1.20.
— Hermann u. Dorothea. Mit Einl. u. Anm. hrsg. v. Dir. Dr. E. Wasserzieher. 39. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.
— Werthers Leiden. 70. gbd. 60 Pf.
Grasberger, Hans, Die schöne Kastellanin. Maria-Buch. Einleitung von Rosegger. 248—249. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.
Greif, Martin, s. „Moderne Lyriker".
Grillparzer, Die Ahnfrau. 1. — Sappho. 2. — Das goldene Vließ. I. 8—9. dass., gbd. 80 Pf. — König Ottokar. 10. — Ein treuer Diener. 11. — Des Meeres und der Liebe Wellen. 18. — Der Traum ein Leben. 19. — Weh dem, der lügt! 20. — Ein Bruderzwist. 21. — Die Jüdin von Toledo. 22. — Libussa. 30. — Esther. Hannibal. Drahomira. Psyche. Spartakus. 33. Erzählungen. 34. gbd. 60 Pf. — Sämtliche Gedichte u. Epigr. (M. Necker). 1. Bd. 44—45. 2. Bd. 46—48. In 1 Lnbd. M. 1.50, Geschenkbd. M. 1.80. — Selbstbiographie. 49—50. gbd. 80 Pf.
Groller, B., Lori Bergmann. Vor der Ruhe. Seitensprünge. Novell. 138.

Halm, Ausgew. Geb. (A. Schlossar). 163. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
— Ausgewählte Novellen. Mit Einleit. v. A. Schlossar. 159-160. gbd. 80 Pf.
Hartmann, Der Krieg um den Wald. Mit Einleitg. u. Anmerk. von W. v. Wurzbach. 174—175. gbd. 80 Pf.
Hauff, Lichtenstein. 41—43. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25. — Das Bild des Kaisers. 76. — Gedichte u. Novellen. gbd. 75 Pf. — Der Mann im Monde. gbd. 75 Pf. — Memoiren des Satan. gbd. 75 Pf. — Märchen. gbd. M. 1.—. — Phantasien im Bremer Ratskeller. Novellen und Skizzen. gbd. 75 Pf.
Hebbel, Sämtl. Gedichte. gbd. M. 1.50.
Hebel, Joh. P., Alemannische Gedichte. 324—326. gbd. M. 1.—.
Heigel, Karl von, Im Isartal. Eine Erzählung. 252. gbd. 60 Pf.
Heine, Buch der Lieder. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.25.
— Neue Gedichte 2c. gbd. M. 1.—.
— Romancero. Letzte Geb. gbd. M. 1.—.
Herwegh, Georg, Gedichte eines Lebendigen. Herausg. von Marcel Herwegh. Mit Bildnis. 234—236. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
Hoffmann, Klein Zaches. 40. gbd. 60 Pf.
— Die Serapionsbrüder. Gesammelte Erz. u. Märchen in 2 Lnbdn. M. 3.—.
— Der Doppelgänger. Der Feind. 94.
— Phantasiestücke. gbd. M. 1.20.
— Elixiere des Teufels. gbd. M. 1.—.
— Kater Murr. gbd. M. 1.20.
— Letzte Erzählungen. — Meister Floh. 3 Bde. in 1 Lnbd. M. 1.50.
Holzamer, Wilhelm, Am Fenster u. a. Erzähl. (Der arme Lukas, Der lange Hahn usw.) 308—310. gbd. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
Homer, Ilias. (v. Voß.) 23-25. gbd. M. 1.-.
— Odyssee. (v. Voß.) 26-28. gbd. M. 1.—.
Ibsen, Gedichte. Übers. u. eingel. v. Dr. H. Neumann. 220. gbd. 60 Pf.
Jensen, Wilhelm, Der Tag von Stralsund. Erzählung aus der Hansa-Zeit. 3—4. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Zwei Erz. Mit des Dichters Bildnis. 218-219. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. 1.50.
Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre. Roman. 115—120. gbd. M. 1.80.
Kurz, Herm., Der Sonnenwirt. 121—126. gbd. M. 1.80.
— Die Zaubernacht u. and. Nov. 128.
— Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie u. andere Erzähl. 134—135.
— St. Urbans Krug u. a. Erzähl. 136.
— Der Weihnachtsfund. 139—140. gbd. M. 1.—. — Die beiden Tubus. 141.
— Gesammelte kleinere Erzählungen. 4 Teile in 1 Lnbd. M. 1.80.
Laube, H., Louison. Theater-Novelle. 334—336. gbd. M. 1.—.
Lessing, Meisterdramen. gbd. M. 1.—.
— Hamburg. Dramaturgie. gbd. M. 1.—.
Liliencron, Detlev v., Zehn ausgew. Novellen. Mit Bildnis und einer Einl. v. L. Schröder. 149—150. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— siehe auch unter „Moderne Lyriker".
Ludwig, Otto, Gedichte und Dramen. 1 Lnbd. M. 1.50. — Studien. gbd. M. 1.50. — Sämtl. erz. Schriften. M. 2.25. — Zwischen Himmel u. Erde. 13—14. gbd. 80 Pf. Geschenkband M. 1.50. — Märchen v. toten Kinde. Aus e. alten Schulmeisterleben. 65. — Die Emanzipation d. Domestiken. 51. gbd. 60 Pf. — Die wahrhafte Geschichte v. den drei Wünschen. 52. gbd. 60 Pf. — Die Heiterethei und ihr Widerspiel. 82—84. gbd. M. 1.—, Geschenkbd. M. 1.60.
Meinhardt, Ad., Auf dem Heilwigshof. Erz. 261. gbd. 60 Pf.
Meyr, Melchior, Erzählungen aus d. Ries (I): Ludwig u. Annemarie. Ende gut, alles gut. 66-68. gbd. M. 1.-.
— dass. (II): Die Lehrersbraut. Der Sieg d. Schwachen. 91-93. gbd. M. 1.—.
— dass. (III): Regine. Gleich und gleich. 142—144. gbd. M. 1.—.
— dass. (IV): Der schwarze Hans. Georg. 177—179. gbd. M. 1.—.
Moderne Lyriker I: Detlev von Liliencron, von Hans Benzmann. Mit Bildnis. 148. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 40 Gedichten Liliencrons.)
— **II:** Martin Greif, von Laurenz Kiesgen. Mit Bildn. 237. gbd. 60 Pf. (Mit etwa 50 Gedichten Greifs.)
Mörike, Eduard, Gedichte. Idylle v. Bodensee. M. Bildn. u. Faks. 287-290. gbd. M. 1.20, Geschenkbd. M. 1.80

Mörike, Eduard, Maler Nolten. Roman. Zwei Teile in 1 Bande. Mit Einleitung v. Rud. Krauß, Vorwort v. Julius Klaiber und Mörikes Bildn. u. Facksim. 291—295. gbd. M. 1.50, Geschenkbd. M. 2.40.
— Novellen u. Märchen. 296—297. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen. 298—299. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.
— Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. 300. gbd. 60 Pf., Geschenkband M. 1.20.

Multatuli, Minnebriefe u. Millionenstudien in Auswahl. 81.
— Infam kassiert. Erzählung. Übersetzt von Adolf Glaser. 253.

Niemann, Aug., Frauenliebe. Novelle. 322. gbd. 60 Pf.

Novalis, Sämtliche Gedichte. Mit Einl. hrsg. v. W. Bölsche. 85. gbd. 60 Pf.
— Heinrich v. Ofterdingen. M. Einl. v. W. Bölsche. 109-110. gbd. 80 Pf.

Oden, Deutsche. Ausgewählt von Hans Bethge. 171. gbd. 60 Pf.

Oeickers, Der Autographensammler und sein Neffe. Humor. Erzählung. 158.

Perfall, Ant. Frhr. v., Die Landstreicherin. Oberbayr. Erzählung. 323. gbd. 60 Pf.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. 77. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.
— Prinzessin Ilse. 188. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Pichler, Adolf, Der Flüchtling. Ein Brautpaar. Zwei Geschichten a. Tirol. Mit Einl. v. K. Bienenstein u. Beitrag v. Peter Rosegger. 267-268. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Reuter, Fritz, Polterabendgedichte (Julklapp). Lustsp. 185—187. gbd. M. 1.—. — Läuschen un Rimels, 2 Tle. 188-190. gbd. M. 1.—. — De Reis' nah Belligen. 191—192. gbd. 80 Pf. — Kein Hüsung. 193—194. gbd. 80 Pf. — Hanne Nüte. 195—196. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut de Franzosentid. Woans ick tau' ne Fru kamm. 197—198. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50. — Ut mine Festungstid. 199—201. gbd. M. 1.—, Geschenkband M. 1.60. — Schurr-Murr. 202—204. gbd. M. 1.—.

Reuter, Fritz, Ut mine Stromtid, 3 Teile. 205—211. gbd. M. 2.—, Geschenkband M. 3.—. — Dörchläuchting. 212—214. gbd. M. 1.—. — Montecchi un Capuletti (Reis' nah Konstantinopel). 215—217. gbd. M. 1.—.

Rietschel, Ernst, Jugenderinnerungen. Mit Faks. u. einer Einl. hrsg. v. Ad. Stern. 147. gbd. 60 Pf.

Roquette, Otto, Das Eulenzeichen. Die Tage d. Waldlebens. Zwei Nov. 164—165. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Rosegger, Peter, Der Höllbart. Mit Bildnis u. einer Einl. v. Ad. Stern. 61—62. gbd. 80 Pf. Geschenkband M. 1.50.

Rückert, Fr., Gedichte. gbd. M. 1.20. Geschenkbd. M. 1.50.
— Weisheit des Brahmanen. gbd. M. 1.20.
— Epische Dichtungen. gbd. M. 1.20.

Schanz, Frida, Die Alte. Erzählung. 315. gbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.20.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildnis. Histor. Nov. In 2 Bänden. 301—307. gbd. M. 2.—.
— Nemesis. Nov. 316—320. gbd. M. 1.50.
— Die Tochter der Luft. Nov. 328—331. gbd. M. 1.20.
— Michel. Gr. 8°. M. 4.—.
— Schiller. Gr. 8°. M. 4.50.

Schiller, Gedichte. gbd. 75 Pf., Halbleinenbd. 60 Pf., Geschenkbd. M. 1.—.
— Wallenstein. (I—III.) gbd. 75 Pf.
— Geschichte des 30 j. Krieges. gbd. 75 Pf.
— Abfall d. v. Niederlande. gbd. 75 Pf.

Schoene, Heinr., Der König der Täufer. Geschichtl. Erzählung. 155. gbd. 60 Pf.

Schücking, Levin, Hart am Rande. Deutsche Eroberungen. Zwei Novellen. Mit Einl. v. L. Schröder. 172—173. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Seidl, Joh. Gabr., Bifolien (Gedichte). 254—256. gbd. M. 1.—.
— Flinserln. Gedichte in niederösterr. Mundart. 244—266. gbd. M. 1.—.
— Ausgewählte Novellen. Herausg. v. Wurzbach. 271—272. gbd 80 Pf.

Spitta, K. J. Ph., Psalter und Harfe. Mit Einleitg. v. Knodt. 313—314. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Stern, Adolf, Der Pate des Todes. 111.

— Vor Leyden. Heimkehr. Mit Einleitung von H. Löbner. 137. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Stifter, Adalbert, Studien. 4 Bde. in 2 Lnbd. M. 3.—. — Bunte Steine u. Erzählungen in 1 Lnbd. M. 1.50. — Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. 5. gbd. 60 Pf. — Bunte Steine. 15—17. gbd. M. 1.—. — Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. 29. gbd. 60 Pf. — Der Waldgänger. Der fromme Spruch. Der Kuß von Sentze. 31—32. gbd. 80 Pf. — Der Hochwald. 58. gbd. 60 Pf. — Abdias. 59. gbd. 60 Pf. — Die Narrenburg. 64. gbd. 60 Pf. — Der Waldsteig. Der beschriebene Tännling. 95. gbd. 60 Pf. — Aus der Mappe meines Urgroßvaters. 153—154. gbd. 80 Pf.

Stillfried, Felix, Wedderfunn'n. De Hex von Moitin. Twei Geschichten. Mit Einl. v. L. Schröder. 244.

Strauß-Torney, Lulu von, Hinter Schloß und Riegel und and. Erzähl. 239—240. gbd. 80 Pf., Geschenkband M. 1.50.

Suttner, B. v., Ketten u. Verkettungen. Donna Sol. 133. gbd. 60 Pf.

— Franzl und Mirzl. Langeweile. Ermenegildens Flucht. Erzählte Lustspiele. M. Bildnis u. Faksim. 250-251. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Sydow, M. v., Anna Steinhofer. Erzählung. 145—146. gbd. 80 Pf.

Tieck, Ludw., Der blonde Eckbert. Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone. 89.

Tieck, Ludw., Der Gelehrte. Das Zauberschloß. Des Lebens Überfluß. 8 Nov. 98—99. — Die Verlobung. Musikalische Leiden und Freuden. 108. — Vittoria Accorombona. Rom. m. Einl. u. Anm. von Gotth. Klee. 180—182. gbd. M. 1.—.

Trinius, A., Wenn die Sonne sinkt. Thüringer Erz. u. Skizzen. 241—242. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

— Heimatzauber u. a. Erzählungen. 327.

Twain, Mark, Die Million-Pfund-Note u. and. humorist. Erzähl. u. Skizzen. 226.

— Tot oder lebendig u. andere humorist. Erzählungen und Skizzen. 227. Beide Nrn. in 1 Bd. gbd. 80 Pf.

Uhland, Gedichte. 2 Bde. in 1 Leinenbd. 75 Pf., Geschenkband M. 1.—.

— Gedichte und Dramen. gbd. M. 1.—.

Viebig, Clara, Simson und Delila. Nov. 129—130. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Vogt, Carl, Der lange Christian und andere Novellen. 312.

Vögtlin, Ad., Sephora. Nov. 183-184. gbd. 80 Pf.

Voigt-Diederichs, Hel., Vorfrühling. Fünf ausgew. Erzählungen. 269-270. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Voß, Luise. 131. kart. 40 Pf., gbd. 60 Pf.

Wasserzieher, Dir. Dr. Ernst, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit. 166—170. gbd. M. 1.50.

Weigand, Wilh., Anselm der Hartheimer. — Sirene. Erzählungen. 337—338. gbd. 80 Pf., Geschenkbd. M. 1.50.

Wieland, Oberon. 37—38. gbd. 80 Pf.

— Schach Lolo. Pervonte. Die Wasserkufe. Drei poetische Erzählungen. 90.

— Geron der Adelige. Das Sommermärchen u. and. poet. Erzähl. 100.

Weitere Nummern befinden sich in Vorbereitung

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Die Meisterwerke der deutschen Bühne

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter
herausgegeben von **Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig).**

Mit ausführlichen Einleitungen und Anmerkungen, die alle Dunkelheiten des Inhalts und der Sprache erklären, und mit Vers- und Zeilenzählung. Die Texte dürfen auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit Anspruch erheben.

Bisher erschienen folgende Werke mit Einleitungen und Anmerkungen der in Klammern genannten Gelehrten:

1. **Goethe,** Egmont (Dr. **Max Morris**).
2—3. **Schiller,** Wallenstein (Prof. Dr. **Alb. Köster**).
4. **Schiller,** Maria Stuart (Prof. Dr. **A. Leitzmann**).
5. **Schiller,** Jungfrau von Orleans (Prof. Dr. **Fr. Muncker**).
6. **Schiller,** Wilhelm Tell (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
7. **Kleist,** Prinz Friedrich v. Homburg (Prof. Dr. **R. Schlösser**).
8. **Uhland,** Ernst, Herzog v. Schwaben (Prof. Dr. **H. Fischer**).
9. **Grillparzer,** Die Ahnfrau (Dr. **Moritz Necker**).
10. **Grillparzer,** Sappho (Dr. **M. Necker**).
11. **Grabbe,** Napoleon (Dr. **Rob. Hallgarten**).
12. **Ludwig,** Die Makkabäer (Prof. Dr. **Adolf Stern**).
13. **Goethe,** Götz von Berlichingen (Prof. Dr. **Ad. Hauffen**).
14—15. **Grillparzer,** Das goldene Vlies (Dr. **Moritz Necker**).
16. **Halm,** Griseldis (Dr. **Anton Schlossar**).
17. **Hebbel,** Agnes Bernauer (Prof. Dr. **R. M. Werner**).
18. **Ibsen,** Ein Puppenheim (Nora) neu übers. v. **M. Lie.** (Prof. Dr. **Roman Woerner**).
19. **Kleist,** Das Käthchen v. Heilbronn (Frl. **Anna Ettlinger**).
20. **Schiller,** Die Räuber (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
21. **Schiller,** Fiesco (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
22. **Schiller,** Kabale und Liebe (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
23. **Schiller,** Braut von Messina (Prof. Dr. **A. Leitzmann**).
24. **Uhland,** Ludwig der Bayer (Prof. Dr. **Herm. Fischer**).
25. **Shakespeare,** Der Widerspenstigen Zähmung (Dr. **Karl Weiß**).
26. **Körner,** Zriny (Dir. Dr. **E. Wasserzieher**).
27. **Goethe,** Laune des Verliebten. — Die Geschwister (Prof. **J. Minor**).
28. **Goethe,** Torquato Tasso (Prof. Dr. **Viktor Michels**).
29—30. **Hebbel,** Die Nibelungen (Prof. Dr. **R. M. Werner**).
31. **Goethe,** Clavigo (Prof. Dr. **Rich. M. Meyer**).
32. **Kleist,** Der zerbrochene Krug (Prof. Dr. **Oskar Walzel**).
33—34. **Schiller,** Don Karlos (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
35. **Lessing,** Nathan der Weise (Prof. Dr. **Rich. M. Meyer**).
36. **Hebbel,** Gyges und sein Ring (Prof. Dr. **R. M. Werner**).
37. **Grillparzer,** Des Meeres und der Liebe Wellen (Dr. **Moritz Necker**).
38. **Grillparzer,** Die Jüdin von Toledo (Dr. **Moritz Necker**).
39. **Halm,** Der Sohn der Wildnis (Dr. **Anton Schlossar**).
40. **Schiller,** Die Huldigung der Künste. — Demetrius (Prof. Dr. **Georg Witkowski**).
41. **Hebbel,** Maria Magdalene (Prof. Dr. **R. M. Werner**).
42. **Hebbel,** Judith (Prof. Dr. **R. M. Werner**).
43. **Lessing,** Minna von Barnhelm (Gymn.-Dir. Dr. **Behme**).
44. **Goethe,** Iphigenie auf Tauris (Prof. Dr. **Hans Morsch**).

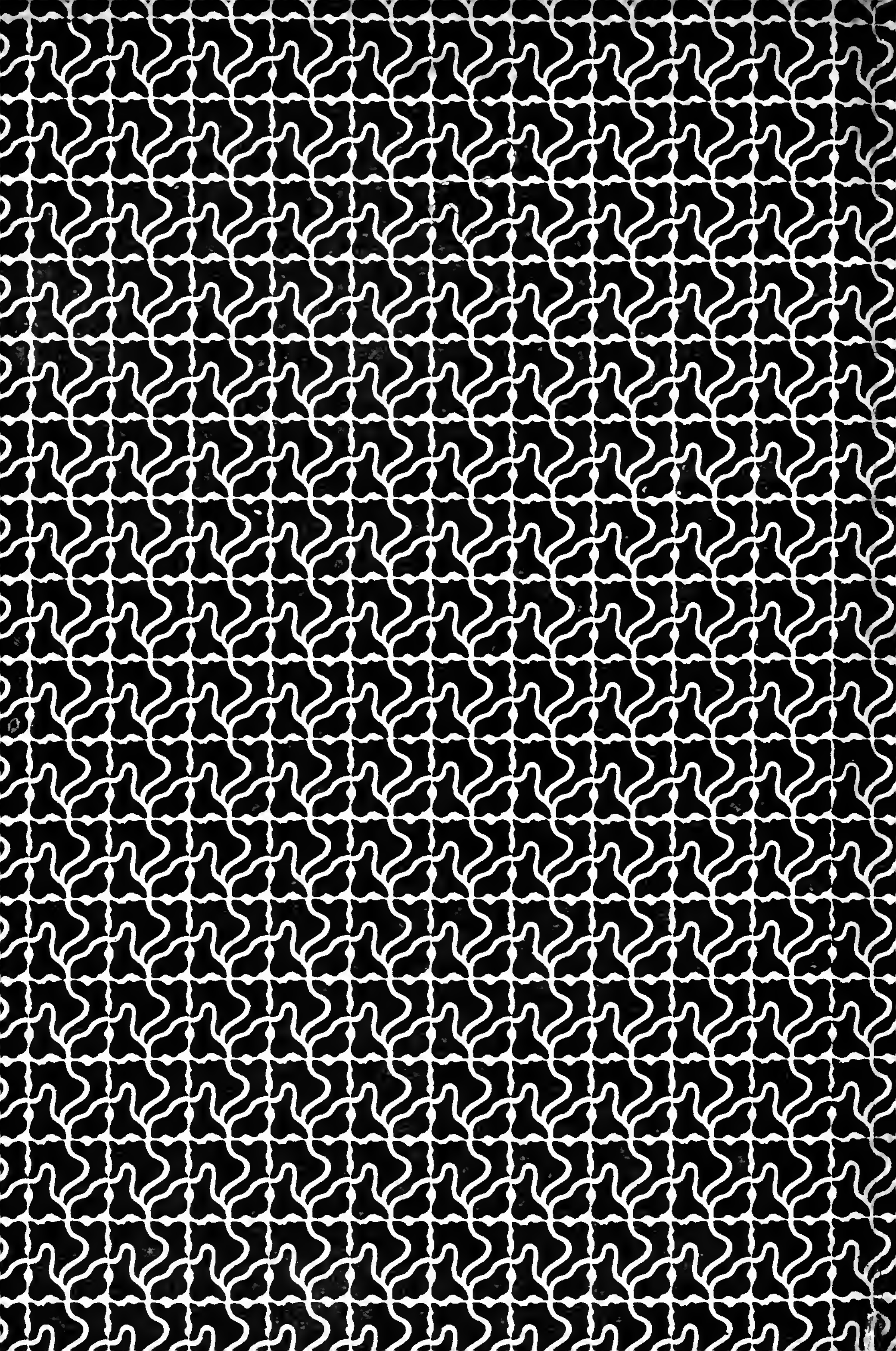
— Goethes Faust. 1. u. 2. Teil mit ausführl. Kommentar und Anmerkungen von Prof. Dr. **G. Witkowski** (erscheint Herbst 1906).

Jede Nr. brosch. 30 Pf., gbunden 50 Pf. (Doppel-Nr. gebunden 80 Pf.)

Das **Literarische Echo** urteilte über die „Meisterwerke der deutschen Bühne“: „. . . in handlicher Form und besserem Druck als so manche der bestehenden volkstümlichen Unternehmungen, fast ebenso billig, doch mit dem Unterschiede, daß der Leser in jedes Werk von kundiger Hand eingeführt wird . . . Das Unternehmen ist für die Lesewelt unbedingt auf das wärmste zu empfehlen.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





END
TIT

END OF

PLEA

REW